Dogm. 467°

Handbuch

der

katholischen Glaubenslehre

für

denkende Christen.

Von

Dr. Maurus Hagel,

Professor der Theologie am Lyceum zu Dilingen.

Hagel
Handbuc

Augsburg, 1838.

Verlag der **Karl Kollmann**'schen Buchhandlung.

(Wien bei C. Gerold; Mörschner und Jasper. Luzern bei Gebr. Räber.)

Wa
151. D. 114 BG

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Juden fodern Zeichen, und die Griechen fragen nach Weisheit. Wir hingegen predigen Christum, den Gekreuzigten, der den Juden ein Aergerniß, und den Heiden Thorheit ist. Den Berufenen aber aus den Juden sowohl, als den Heiden ist Christus Gottes Kraft, und Gottes Weisheit.

1 Cor. 1, 22 f. f.

Vorwort.

In der christlichen Welt ist eine bedeutende Revolution vorgegangen. Christenthum und Fanatismus gelten in diesem Augenblicke bei Vielen für einerlei. Einige gehen noch weiter. „Die Priester," sagt der verrufene Robespierre, „sind für die Moral, was die Marktschreier für die Heilkunde sind. Welch ein Unterschied zwischen dem Gott der Natur, und dem der Priester! Nichts gleicht dem Atheismus so sehr, als die Religionen, die sie geschaffen haben. Der wahre Priester des Höchsten ist die Natur; sein Tempel das Universum; seine Verehrung die Tugend; seine Feste die Freude eines guten Volkes, das sich unter seinen Augen versammelt hat, um die sanften Bande der Brüderschaft noch enger zusammenzuziehen, und ihm die Huldigung reiner Gefühle darzubringen." — Man wünscht die Götter Griechenlands zurück, aus deren heiterm Dienste finsterer Ernst und trauriges Entsagen verbannt waren, und beklagt es laut, daß, um Einen zu bereichern, jene Götterwelt untergehen mußte.

Diese Revolution ist bewirkt worden durch eine Reihe von Schriften, die gegen die christliche Religion gerichtet sind. Die Verfasser machen darin die heiligen

Schriften lächerlich, beschuldigen den Clerus der Heucheplei, der Unwissenheit, der Habsucht und des Stolzes, schildern mit grellen Farben den unter den Christen herrschenden Aberglauben, und suchen auf alle Weise darzuthun, daß man zur Vernunftreligion zurückkehren müsse. Dadurch wurde allmählig der Glaube an das positive Christenthum untergraben, so daß bereits eine Art von Heroismus dazu gehört, sich noch öffentlich dazu zu bekennen.

Sollte nun eine Gegenrevolution bewirkt, und die christliche Religion wieder zu Ehren gebracht werden, so kann dieß nur durch eine andere Reihe von Schriften geschehen, welche dieselbe in Schutz nehmen. Die Einwürfe der Gegner müssen mit eben so viel Eifer und Aufwand von Scharfsinn widerlegt werden, als sie gemacht worden sind, und noch gemacht werden. Wäre dieses immer geschehen, so hätte der Rationalismus schwerlich eine so ausgebreitete Herrschaft erlangt. Ich weiß aus Erfahrung, wie wenig es kostet, die Vorurtheile gegen die christliche Religion zu zerstreuen, und die Menschen von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Ich habe es mit jungen Leuten zu thun gehabt, die nach ihrem eigenen Geständniß die christliche Religion gering schätzten, und darum sich nur ungern zur Theologie bequemten. Diese söhnten sich jedesmal mit der ihnen verhaßten Theologie aus, und sind bis zur Stunde noch gute Christen, und eifrige Priester. Ich zweifle auch nicht, daß viele von denen, die jetzt dem Rationalismus huldigen, gute Christen werden würden, wenn sie sich in der Theologie umsehen könnten oder wollten, und Gelegenheit fänden, ihre Vorurtheile gegen das Christenthum zu berichtigen.

Dem sey aber, wie ihm wolle, so kann es nur von Nutzen seyn, den zahllosen Schriften gegen das Christenthum etwas entgegenzusetzen, und das Vorurtheil zu bekämpfen, daß man, um ein Christ seyn zu können, der Vernunft entsagen müsse. Sollte indeß diese Schrift gar keinen Nutzen haben, so kann sie wenigstens dazu dienen, daß man einsehen lerne, es ist weit leichter, Einwürfe gegen die christliche Religion zu machen, als etwas Besseres zu sagen — eine Einsicht, die da, wo sie Platz gegriffen hat, den stolzen Ton der Rationalisten nothwendig herabstimmen muß.

Die christliche Religion ist nicht nur Sache des Theologen von Profession; sondern auch Sache des Philosophen, des Richters, des Arztes; kurz; die Sache von Jedermann. Nur wenn der Philosoph zugleich ein Christ ist, werden sich ihm die dunkeln Aussichten in die Ewigkeit in getroste Erwartungen verwandeln; nur der Christ wird, wenn er Richter ist, unbestechlich, und muthig genug seyn, für das wehrlose Recht gegen das bewaffnete Unrecht zu sprechen; oder, wenn er Arzt ist, keine Gefahr scheuen, um andere gesund zu machen, oder gesund zu erhalten. Das Christenthum verhält sich in jedem Menschen, wie die Seele zum Leibe. — Indeß ist nicht zu erwarten, daß alle Menschen Theologen werden; der größte Theil selbst von den Gebildeten muß seine Theologie aus Büchern schöpfen. Für solche Leute nun, die eben keine Theologen von Profession sind, und nicht wohl seyn können; ist dieses Handbuch der christlichen Glaubenslehre geschrieben.

Das Buch handelt ausschließend nur von den Glaubenslehren. Die Sittenlehre ist aus dem Grunde übergangen, weil es darin keine Ketzereien giebt, und,

wenn die Glaubenslehre feststeht, die Sittenlehre keiner besondern Apologie mehr bedarf.

Diejenigen, die da meynen, daß in einer Schrift, die es mit dem positiven Christenthum zu thun hat, der Philosophie zu viel Spielraum gegeben ist, bitte ich, zu bedenken, das dem Rationalismus gegenüber durch eine trockene Aufzählung der positiven Glaubenslehren nichts gewonnen wird. Man muß den Unglauben in der Wurzel angreifen, und ihn mit seinen eigenen Waffen bekämpfen.

Die Glaubenslehre zerfällt in die allgemeine und besondere; jene macht den ersten; diese den zweiten Theil dieses Handbuches aus.

Möge Gott diese meine Arbeit segnen, die keinen andern Zweck hat, als seine, und die Ehre dessen, den er gesandt hat — Jesu Christi!

Dilingen im September 1837.

Der Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Allgemeine Glaubenslehre.

Eintheilung.

1.

Die Glaubenslehre wird entweder aus der Vernunft, oder aus Unterricht geschöpft; im ersten Falle heißt sie rational; im zweiten positiv. Unter den positiven Glaubenslehren ist die christliche die vorzüglichste, die, insofern sie sich immer und überall gleich bleibt, katholisch heißt. Die Glaubenslehre ist also entweder rational, oder positiv-christlich oder katholisch. Jeder dieser Glaubenslehren widmen wir ein eigenes Kapitel.

I. Kapitel.

Rationale Glaubenslehre.

2.

Ehe von Religion die Rede seyn kann, muß man über den Ursprung derselben im Reinen seyn. Er giebt sich durch die Untersuchung, daß die Religion einen guten Grund hat, folglich etwas mehr, als Wahn und Vorurtheil ist, so frägt sich natürlich, was denn der Mensch aus sich selbst von Religion wisse; es ist also zunächst die rationale Glaubenslehre aufzustellen, und zugleich die Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit derselben darzuthun. Für

den Fall, daß die rationale Glaubenslehre als unzulänglich erfunden wird, und eine Offenbarung wenigstens als erwünscht erscheint, ist dann aufzuweisen, wie man diese letztere sicher erkennen und von einer vorgeblichen unterscheiden könne, d. h. es ist die Theorie aller Offenbarung aufzustellen; denn es ist eben so mißlich, eine wahre Offenbarung als falsch zu verwerfen, als eine falsche für wahr hinzunehmen. Dieses ist im Wesentlichen der Inhalt der rationalen Glaubenslehre.

I. Abschnitt.

Ursprung der Religion.

3.

Religion im weitesten Sinne ist das Band, das die Geschöpfe an den Schöpfer knüpft oder das Verhältniß der Geschöpfe zu dem Schöpfer, vermöge dessen jene diesem untergeordnet sind. — Die Geschöpfe bleiben begreiflich Gott untergeordnet, wenn sie dieses auch nicht erkennen, oder gar sich gegen die Unterordnung sträuben. Sieht man nun davon ab, daß die Geschöpfe ihr Verhältniß zu Gott erkennen, so erhält man den Begriff der objektiven Religion. Die wirkliche Erkenntniß und Verehrung Gottes heißt die subjective Religion, und diese ist immer gemeint, wenn von Religion die Rede ist.

4.

Die Religion ist wahrhaft katholisch d. h. allgemein; denn es giebt kaum ein Volk in der Welt, das nicht einen Gott erkennt und ihn auf seine Weise verehrt. Die Vorstellungen von Gott sind aber sehr verschieden; eben so die Art der Verehrung. Es ist im Interesse der Vernunft näher zu untersuchen, woher denn die Allgemeinheit der Religion einer- und die Verschiedenheit andererseits komme.

Mit der Untersuchung über den Ursprung der Religion nimmt man es nicht immer genau. Die Einen lassen es dahingestellt seyn, ob an der Religion überhaupt etwas Wahres sey, und beruhigen sich damit; daß man doch nie Gewißheit darüber erlangen könne, und ein Irrthum hierin jedenfalls nur ein theoretischer sey, der nichts schadet. Diese Classe Menschen nennt man die religiösen Skeptiker. Andere wollen darum sich in keine Untersuchung über den Ursprung der Religion einlassen, weil Gott der Religion nicht bedarf, und diese auf jeden Falle eine höchst gleichgiltige Sache ist. Man kann sie Indifferentisten nennen.

Beide der Skeptizismus und Indifferentismus, sind in ihren Wirkungen höchst traurig. Ersterer unterwirft alles dem Schicksal oder Zufall, und macht das ganze Menschengeschlecht an seiner Bestimmung irre. Der andere hebt die Religion entweder ganz auf oder verwandelt sie wenigstens in ein völliges Chaos.

5.

Dem religiösen Skeptiker setzt man mit Grund entgegen: Man darf da keine Demonstration fodern, wo weder die Natur der Sache, noch die Beschaffenheit des menschlichen Geistes eine solche gestattet; man muß in Sachen der Religion, wie in hundert andern, sich mit einer moralischen Gewißheit begnügen, und dazu kann es bei redlichem Forschen ein jeder bringen. Es giebt auch einen verschuldeten Irrthum, der gewiß schädlich ist.

Dem Indifferentisten muß man begreiflich machen, daß, obschon Gott unseres Dienstes nicht bedarf, er doch nicht gleichgültig dagegen ist, ob wir unsere Vernunft gebrauchen oder nicht. Der Indifferentist braucht die Vernunft nicht; er versündiget sich also an Gott, und die Sünde ist um so größer, als die Vernunft dem Menschen eigentlich dazu gegeben ist, um das Göttliche zu vernehmen, und gebührend zu ehren.

6.

Vorausgesetzt, daß in einer Sache, wie die Religion ist, kein Mensch neutral bleiben darf, muß gezeigt werden, wie der Mensch zur Religion kömmt. Es giebt darüber verschiedene Meinungen; einige suchen den Ursprung der Religion ausser dem Menschen, z. B. in einer ursprünglichen Offenbarung, oder in der Politik, oder in andern zufälligen Ursachen. Andere suchen denselben zwar in dem Menschen; jedoch nicht in der gemeinsamen und gesunden Natur, sondern in einem fehlerhaften Zustand derselben, als Furcht, Unwissenheit u. d. g.

Man darf aber den Ursprung der Religion nicht ausser dem Menschen suchen; nicht in einer ursprünglichen Offenbarung allein; denn diese war auf jedem Falle nur die nächste Ursache der Religion, insofern sie die Vernunft gebildet hat; sie kann aber nicht die letzte seyn; weil selbst eine Offenbarung dem Menschen keine neue Anlage giebt. Die letzte Ursache ist die Anlage im Menschen selbst; darum finden wir Religion ausschließend nur bei dem Menschen.

Daß die Religion eine Erfindung der Politiker und der Pfaffen sey, ist schon oft gesagt worden, und wird noch immer wiederholt; wenn man aber der Sache reiflicher nachdenkt, so fällt der Ungrund dieses Vorgebens in die Augen. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß die Religion durch die Gewalt, welche sie auf die Gemüther ausübt, die Stütze der Staaten, und aller geselligen Ordnung ist, so daß die Politiker und die Priester nichts Besseres thun können, als die Religion nach Möglichkeit befördern. Allein die Religion ist viel älter, als die Politik und das Priesterthum; wir finden sie schon in der patriarchalischen Zeit, da der Familienvater noch Gesetzgeber, Richter, Priester, und alles war. Die Politiker und Priester können also die Religion wohl zu eigennützigen Zwecken mißbraucht, aber nicht erfunden haben. Aber selbst der Mißbrauch der Religion weist auf eine Anlage im Menschen hin, ohne welche weder die Politiker und

Priester selbst auf die Religion hätten verfallen, noch weniger aber mit dem Vorgeben einer solchen bei den Völkern Eingang finden können.

Die Betrachtung der Natur wird zwar die Religion beleben, da, wo sie schon ist, aber nicht hervorbringen, wo sie noch nicht ist. Das Thier hat auch die Natur vor Augen, und findet sich behaglich darin; hat aber nicht die leiseste Ahnung von Religion. Es muß also ein eigener Grund da seyn, warum der Mensch die Natur anders ansieht, als das Thier, und dieser Grund kann nur in dem Menschen selbst liegen.

Der Ursprung der Religion ist also in dem Menschen selbst zu suchen.

7.

Die Religion ist indeß nicht entsprungen aus einem Gebrechen der menschlichen Natur, z. B. Furcht, Unwissenheit u. d. gl. Fehler, wie Furcht, Unwissenheit, überspannte Einbildungskraft, verhalten sich zur gemeinsamen Menschennatur, wie die Ausnahme zur Regel; sind also nie allgemein. Die Religion aber ist allgemein, wie wir oben gesagt haben; sie kann also überhaupt nicht aus einem krankhaften Zustand der menschlichen Natur entsprungen seyn. Was die Furcht insbesondere betrifft, so erfindet sie nichts, sondern weckt bloß die Vernunft, wahr oder falsch zu ahnen. Dieß gilt im Grunde auch von der Unwissenheit, und Einbildungskraft. Wenn der Mensch sich vor unsichtbaren, mächtigen Wesen fürchtet, oder denselben gewisse Wirkungen in der Natur zuschreibt, so ahnet er ja schon, daß es solche Wesen giebt, und es fragt sich immer wieder, woher denn diese Ahnung selbst komme.

8.

Die Religion ist in der moralischen Natur der Menschen gegründet, und mit derselben auf das Innigste verwebt.

Sobald der Mensch zum Selbstbewußtseyn kömmt, erwacht auch das religiöse Gefühl, und weder Sophistik noch Leidenschaft ist im Stande dasselbe für immer zu unterdrücken, oder gar zu zerstören. Mit dem Selbstbewußtseyn beginnt nämlich das Gefühl der physischen Bedürfnisse — der Mensch wird bald gewahr, daß er ohne sein Zuthun in die Welt gekommen ist, und wieder von dem Schauplatze derselben abtritt, ohne daß es von ihm abhängt; daß er nicht einmal einen Grashalm hervorbringen, geschweige den Lauf der Natur nach seinem Gefallen lenken kann; mit Einem Worte; er sieht ein, daß er nicht sein eigener Herr ist, sondern von einem höhern Wesen abhängt. Von diesem Gefühle der Abhängigkeit geht die Religion in der Regel aus, und wird durch die Betrachtung der Natur mehr befestiget; denn diese Betrachtung führt den Menschen über die Sinnenwelt hinaus, indem er diese nicht ohne Urheber, und die in derselben herrschende Ordnung und Zweckmäßigkeit nicht ohne verständigen Urheber denken kann. Das Sittengesetz und das Verlangen nach Glückseligkeit vollenden die natürliche Erkenntniß der Religion; denn das Sittengesetz weist auf einen Gesetzgeber ausser und über den Menschen hin; das Verlangen nach Glückseligkeit aber, das von der Tugend unzertrennlich ist, kann nur Gott befriedigen, der allein die Sittlichkeit zu würdigen weiß, und Macht genug besitzt, jeden so glücklich zu machen, als er es verdient. —

Wenn man von den Anlagen, Trieben, und selbst auch von gewissen Bedürfnissen auf die Bestimmung eines Wesens schließen darf, so können wir nicht zweifeln, daß die Religion zur Bestimmung des Menschen gehöre, und in seiner moralischen Natur liege.

Doch wir wollen über den Ursprung der Religion noch ausführlicher sprechen, und zu dem Ende in die Tiefen der moralischen Natur des Menschen eindringen.

9.

Der Mensch erkennt nicht bloß mittelst der Sinne, sondern auch mittels seiner Vernunft, wodurch sich ihm unsichtbare Kräfte und Zwecke oder Ideen darstellen; er handelt auch nicht immer den sinnlichen Eindrücken gemäß, sondern handelt aus eigener Kraft, oder übt Freiheit dem Vernunftgesetze gemäß; er hat nicht bloß Sinn für das Sinnlichangenehme, sondern auch für das Idealischschöne. Diese drei: Vernunft, Freiheit und Gefühl des Schönen — machen den Vorzug des Menschen vor dem Thiere und seine höhere oder moralische Natur aus.

Gemäß seiner moralischen Natur strebt der Mensch nach Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit, die also auch der Zweck seiner moralischen Anlagen und Kräfte seyn müssen, weil nicht wohl anzunehmen ist, daß diese Anlagen und Kräfte umsonst oder gar zur Qual in den Menschen gelegt sind; oder soll vielleicht der Mensch allein von allen Geschöpfen dieser Erde verdammt seyn, immer gegen sich selbst zu kämpfen, und etwas Höheres zu kennen, ohne es je erlangen zu können? In diesem Falle wäre ihm ein bloßer Instinkt erwünschter.

Betrachten wir also die moralische Natur des Menschen genauer, so können wir nicht zweifeln, daß derselbe zur Erkenntniß der Wahrheit, zur Tugend und Glückseligkeit bestimmt ist; der Zweck seiner moralischen Anlagen und Kräfte muß endlich erreicht werden.

Man darf aber nicht Eines dieser Dreien durch Abstraction hervorheben, und einseitig zur Bestimmung des Menschen machen; die Wahrheit erhält erst von der Tugend Würde und Werth; zur Tugend aber muß, wenn alle höheren Bedürfnisse des Menschen befriediget werden sollen, noch Glückseligkeit kommen. Wahres, Gutes und Schönes in Harmonie machen die ganze Bestimmung des Menschen aus. Diese Harmonie ist der Endzweck, weil es darüber hinaus keinen andern mehr giebt; ist das vollendete Gut, weil sie alle

unsere Bedürfnisse befriediget; ist die höchste Bestimmung des Menschen, weil sie aus seiner höhern Natur hervorgeht.

Diese Bestimmung zu erreichen, kann der Mensch zwar vieles beitragen; doch stehen gerade die Hauptbedingungen, von welchen die wirkliche Erreichung abhängt, durchaus nicht in seiner Macht. Die erste dieser Bedingungen ist die Freiheit, ohne welche keine Tugend möglich ist; die zweite ist die moralische Weltordnung, die so beschaffen seyn muß, daß sie der Moralität nicht nur keine Hindernisse in den Weg legt, sondern sie auf alle Weise befördert; die dritte ist die Unsterblichkeit, ohne welche es keine wahre Glückseligkeit giebt. Wenn also der Mensch über seine, und des ganzen Geschlechtes Bestimmung nachdenkt, so kömmt er nothwendig auf die Idee eines Wesens, das jene Harmonie des Wahren, Guten und Schönen in der höchsten Realität besitzt und als Realgrund der Freiheit, als Regent der moralischen Welt und als moralischer Richter und Vergelter dieselbe auch nach aussen befördert; und dieses Wesen ist Gott. —

Nimmt man Rücksicht auf die einzelnen Bestandtheile der menschlichen Bestimmung, so ist das Resultat dieses: Es gibt Wahres, Gutes und Schönes in der abgeleiteten Form; also muß es auch ein Urwahres, Urgutes und Urseliges geben, worin jenes seinen Grund hat; es giebt eine abgeleitete Harmonie des Wahren, Guten und Schönen; also muß es auch eine absolute Harmonie geben, von der jene nur das Nachbild ist. Immer kömmt man also auf die Idee Gottes zurück.

Da ferner Wahres, Gutes, Schönes, und die, wenn auch unvollkommene Harmonie derselben in der Wirklichkeit da ist, so muß auch das Urwahre, Urgute, Urschöne, und die absolute Harmonie derselben wirklich seyn. Gott ist also nicht ein bloßes Ideal, sondern die höchste Realität. Man darf zwar in der Regel von dem Denken nicht auf das Seyn schließen; aber bei übersinnlichen Dingen lei-

det die Regel eine Ausnahme; die Ideen haben uns, und wir bilden sie keineswegs nach Gefallen, wie etwa die Begriffe; nur darum, weil es übersilinnche Dinge wirklich giebt, haben wir auch die Ideen davon.

Mit dem Daseyn Gottes ist auch die Religion schon gegeben, deren Ursprung wir bis daher gesucht haben. Da die Religion ihren Grund in der moralischen Natur des Menschen hat, wie wir gezeigt haben, so ist auch klar, warum dieselbe allgemein und doch verschieden ist; sie ist nämlich allgemein, weil die Natur des Menschen im Wesentlichen immer und überall dieselbe ist; verschieden, weil diese Natur bald mehr, bald minder gebildet ist.

10.

Der Ursprung der Religion, so wie wir ihn eben erklärt haben, könnte nur dann bezweifelt werden, wenn entweder der Zweck der moralischen Natur durch die successive Existenz der Vernunftwesen erreicht werden könnte; oder wenn die Erreichung desselben wenigstens ohne Gott möglich wäre. Was nun die successive Existenz der Vernunftwesen betrifft, so antworten wir mit Herder: „Alle Werke Gottes haben dieses eigen, daß, obschon alle zu Einem unübersehlichen Ganzen gehören, jedes doch auch für sich ein Ganzes ist, und den göttlichen Charakter seiner Bestimmung an sich trägt. So ist's mit der Pflanze und mit dem Thiere, wäre es mit dem Menschen und seiner Bestimmung anders? daß Tausende etwa nur für Einen, daß alle vergangene Geschlechter für das letzte, daß endlich alle Individuen nur für die Gattung d. i. für das Bild eines abstracten Namens hervorgebracht wären? So spielt der Allweise nicht; er dichtet keine abgezogenen Schattenträume. In jedem seiner Kinder liebt und fühlt er sich mit dem Vatergefühle, als ob dieses Geschöpf das einzige seiner Welt wäre. Alle seine Mittel sind Zwecke; alle seine Zwecke Mittel zu größeren Zwecken, in denen der Unendliche allerfüllend sich offenbart. Was also

jeder Mensch ist und seyn kann, das muß Zweck des Menschengeschlechtes seyn.« *) —

Den moralischen Atheisten, der seine Bestimmung ohne Gott erreichen will, kann man für einen Heuchler halten; denn Niemand kann im Ernste glauben, daß aus der Nothwendigkeit die Freiheit, aus dem Zufall die moralische Ordnung entstanden, und die Harmonie zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit nur ein leerer Traum ist. — Sittlichkeit ist mit Religion ursprünglich Eines. Es ist traurig, daß gerade neuere Philosopheme wieder mit einer Apologie des Atheismus und des Indifferentismus enden. —

II. Abschnitt.

Die Vernunftreligion.

11.

Wenn Gott ist, so findet auch ein Verhältniß zwischen ihm und der Welt statt; darum sagen wir, daß mit dem Daseyn Gottes auch schon die Religion gegeben ist. Dieses Verhältniß zu erkennen, und frei darnach zu handeln ist indeß nur Sache der Vernunftwesen; darum hat unter allen Geschöpfen dieser Welt der Mensch allein Religion.

Die Religion ist zwar zunächst Sache des Kopfes und des Herzens; indeß wird sie sich auch nach aussen d. h. durch gewisse äussere Handlungen kund geben; daher die Eintheilung der Religion in innere und äussere; letztere verhält sich zur erstern, wie das Mittel zum Zwecke.

12.

Es ist Pflicht eines jeden Menschen, sein Verhältniß zu Gott zu erkennen und demselben gemäß zu handeln d. h.

*) Ideen zur Philosophie ꝛc. 2. B. 8 Buch.

Religion zu haben. Diese Pflicht liegt aber dem Menschen nicht ob, weil etwa Gott unserer Religion bedarf. Er ist ja sich selbst genug, und wir können ihm eben so wenig etwas geben, als nehmen. Nicht darum, weil die Religion einen entschiedenen Einfluß auf die Moralität und Glückseligkeit des Menschen hat; sondern weil, wer Mensch ist, die Aussprüche der Vernunft hören, und ihre Gebothe respectiren muß. Die Vernunft aber sagt jedem Menschen, daß Gott ist, und gebiethet schlechthin den Heiligen anzubeten. Darum ist Religion allgemeine Pflicht — sie ist das unfehlbare Resultat des richtigen Vernunftgebrauches. —

13.

Die Religion ist die erste und größte Pflicht des Menschen. Um dieses einzusehen, darf man nur ihren Zusammenhang mit der Bestimmung des Menschen in das Aug fassen. Die Religion trägt wesentlich bei zur Aufklärung; denn gerade die drei wichtigsten Probleme: Mensch, Welt und Gott — erhalten durch sie ihre Lösung; ja ohne die religiöse Aufklärung hat jede andere wenig oder keinen Werth: oder was könnte es dem Menschen nützen, daß er alle Gattungen und Arten der mannigfaltigen Pflanzen kennt, den Lauf der Sterne zu berechnen weiß, und alle Gesetze der Natur inne hat, wenn er nicht weiß, woher er und alle Dinge sind, und zu welchem Ende sie da sind?

Die Religion trägt auch das Meiste bei zur Veredlung des Menschen; ja sie ist die Vollendung der tugendhaften Gesinnung; denn dadurch, daß sie das Sittengesetz als Gesetz der höchsten Vernunft ankündiget, giebt sie demselben eine höhere Sanction, und eine um so größere Macht.

Selbst die Beseligung des Menschen ist nur das Werk der Religion, die in der Gegenwart ihn mit sich selbst auszusöhnen vermag, und ihm die Anwartschaft auf volle Seligkeit in einer künftigen Periode giebt. Um es mit wenigen Worten zu sagen, die Religion ist die Lehrerin der Weisheit, die Stütze und Vollendung der Tugend, die

Quelle aller wahren Glückseligkeit. Und diese Aufklärung, Veredlung und Beseligung durch die Religion ist von der Art, daß daran Theil nehmen kann, wer nur Mensch ist, ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht, auf Zeit und Ort.

14.

Ehe wir das Vernunftsymbolum darlegen, dürfte es nothwendig seyn, das Wesen der ächten Religion näher zu bezeichnen; denn obschon die Religion in objectiver Hinsicht nur Eine ist, so wie das Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen nur Eines ist, so denken doch die Menschen über das Wesen der Religion bis zur Stunde verschieden. Nichts zu sagen, von den entschiedenen Ungläubigen, die entweder das Daseyn Gottes läugnen, oder wenigstens das Band der Religion nicht anerkennen, setzen einige die Religion in einen Hof- und Ceremoniendienst, und glauben dadurch Gott besänftigen und gewinnen zu können, ohne gerade das Moralgesetz strenge zu beobachten. Andere gefallen sich in schwärmerischen Vorstellungen und Gefühlen, und glauben um so religiöser zu seyn, je weniger sie wissen, was sie eigentlich wollen. Eine dritte, sehr zahlreiche Klasse hält die äussere Religion, die doch nur Mittel ist, für das Wesentliche der Religion, und begnügt sich, an dem äussern Gottesdienst regelmäßig Theil zu nehmen, und überdieß noch eine gewisse Anzahl von Gebethen zu verrichten. Eine vierte Klasse verwirft alle Religion, und meint, nur durch Moralität könne man Gott gefallen.

Alle diese Meinungen sind indeß mehr oder weniger irrig; die Religion ist ihrem Wesen nach weder bloßer Hof- und Frohndienst, noch schwärmerischer Mystizismus, noch Bigottismus oder Frömmelei, noch Stoizismus; sondern lebendiger Glaube, moralische Hoffnung, und thätige Liebe. Dieß ist der Geist, nach welchem die ächte Religion beurtheilt werden muß.

15.

Es ist in der Ordnung, daß wir jetzt das Symbolum der Vernunftreligion darlegen. So viel ich weiß, enthält dieses zur Zeit folgende Artikel: Es ist ein Gott; man muß das Böse meiden, und das Gute thun; darin besteht der wahre Gottesdienst; es giebt eine Vergeltung nach dem Tode — Gott, Tugend und Unsterblichkeit machen also, um es mit drei Worten zu sagen, den Inhalt des Vernunftsymbolums aus. Es fragt sich nun, ob diese Glaubensartikel sich durch die natürlichen Kräfte des Menschen erkennen lassen, und, wenn sie sich erkennen lassen, ob sie dem Menschen auch genügen, so daß jede weitere Belehrung entbehrlich ist. Gerade jetzt sind Viele der Meinung, daß der Mensch die Religion ohne weiters aus seiner Vernuft schöpfen könne, und daß diese Vernunftreligion allein die Religion des Weisen; jede Berufung auf eine Offenbarung aber eine Anklage der Gottheit, und eine Herabwürdigung der Menschheit sey. Es ist nicht gleichgültig, wie man es mit jenen Fragen hält; hängt es nur von dem Menschen ab, sich eine genügende Kenntniß der Religion zu verschaffen, so kann von einer Offenbarung weiter keine Rede seyn; im entgegengesetzten Falle wäre es höchst thöricht, die Schwäche der menschlichen Vernunft bemänteln zu wollen.

16.

Was nun die erste Frage betrifft, so müssen wir gestehen, daß der Mensch selbst die wenigen Artikel, die das Vernunftsymbolum enthält, nicht geradezu aus sich selbst schöpfen könne. Ist schon die Idee von Gott ursprünglich in der Vernunft des Menschen gegründet, so schwebt sie darum dem menschlichen Geiste nicht auch schon ursprünglich vor, so daß wir von Natur aus und ohne anderes Zuthun im Stande wären, darüber Rechenschaft zu geben; jene Idee muß angeregt, und so das dunkle Bewußtseyn zum Licht einer deutlichen Erkenntniß verklärt werden. Dieses kann

aber nur durch die Einwirkung einer höher stehenden Intelligenz geschehen, und als eine solche Intelligenz, durch deren Einwirkung oder Erziehung der Geist des ursprünglichen Menschengeschlechtes angeregt wurde, kann vernünftiger Weise nur Gott gedacht werden; sonst würde man die Kultur vor der Kultur setzen, und im Kreise erklären. Eine positive Offenbarung mußte also der höhern Kultur des Menschengeschlechtes den ersten Anstoß geben, und hat ihn derselben wirklich gegeben, wie die älteste, uns heilige Urkunde bezeugt, die von einem Umgange Gottes mit den Menschen spricht. Die Offenbarung ist in der Geisterwelt, was die Sonne in der physischen ist; ohne die segnenden Einflüße der Sonne würde die Erde finster und öde seyn; und ohne die Strahlen der göttlichen Offenbarung würde es nicht zum Licht der Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen kommen. Ohne diese höhere Weihe verkümmert der menschliche Geist in Individuen wie in ganzen Nationen gleich einer Blume, die ohne die begünstigenden Einflüße des Himmels schon im Keime erstickt. Die an die Stelle der ursprünglichen Offenbarung so gerne die Vernunft setzen, und von ihr als Automat reden, vermengen offenbar das, was gebildet werden soll, mit dem, der da bildet. Die gebildete Vernunft fällt nicht vom Himmel, wie wir dieß an jedem Kinde sehen. Alles ist erst positiv, ehe es abstract wird. So werden die Kinder noch jetzt erzogen; so ist die Welt erzogen worden, es ist kein anderer Gang unserer Seelenkräfte möglich. Man zerreiße die Kette, und hebe den Menschen aus der ihn umgebenden Welt von Sprache, Unterweisung und Uebung heraus, so wird die Vernunft sich nimmer entwickeln, und er kein Mensch werden. —

17.

Um zu wissen, was die sich selbst überlassene Vernunft in Sachen der Religion vermag, darf man nur einen Blick auf jene Völker werfen, die ohne eine eigentliche Offenbarung waren. Hier nur etwas über den religiösen Zustand der berühmtesten Völker des Alterthums; von diesen mag

man auf die übrigen schließen. Das sonst so aufgeklärte Volk der Griechen und Römer war fast ohne alle religiöse und moralische Bildung. Der gemeine Grieche und Römer hatte der Gottheiten unzählige, deren jede ihre Launen und Leidenschaften hatte, ihre Verehrung bestand in gewissen, äußern, theils abergläubischen, theils unzüchtigen, ja sogar grausamen Handlungen, der Glaube an eine moralische Weltregierung und an Unsterblichkeit war jenen beiden Völkern völlig fremd. Die Sittenlehre umfaßte wenige bürgerliche Tugenden, als Vaterlandsliebe, Tapferkeit u. d. g.; daneben wurden offenbare Laster als erlaubt, oder wohl gar als verdienstlich dargestellt, z. B. die Unzucht. Kirche gab es unter Griechen und Römern keine; sondern nur ein religiös-politisches Institut zur Erhaltung und Beförderung des Aberglaubens; das jeweilige Oberhaupt des Staates war zugleich der oberste Priester, und gebrauchte die Religion und ihre Diener nur als Mittel zur Beförderung der Staatszwecke. So war die Volksreligion bei den gepriesenen Griechen und Römern beschaffen.

Die Weisern der Griechen und Römer mögen freilich das Falsche und Abgeschmackte der Volksreligion eingesehen haben; ja ich traue es einem Sokrates, einem Plato, einem Cicero u. a. zu, daß sie nicht im Ernst an mehrere Götter geglaubt haben. Diese Männer wußten aber doch nicht an die Stelle des Schlechten das Bessere zu setzen; vielmehr muß man, ohne denselben zu nahe zu treten, oder sie zu verläumden, gestehen, daß sie in Beziehung auf Religion so manche, zum Theil grobe Irrthümer auf die Bahn gebracht haben. Der weise Sokrates wußte von göttlichen Dingen so viel, als nichts; wie wir aus seinen eigenen Worten abnehmen können: „Wahrlich,“ sagt er, „was die ächte Gottesverehrung betrifft, so vermag Niemand sie vollkommen zu lehren, es sey denn, daß Gott den Weg dazu zeigt, und so zu sagen, als Führer zur Wissenschaft vorangeht.“*) — Der scharfsinnige

*) Epinom. Vergl. dessen Phädon und Timäus.

Plato wußte sich den gegenwärtigen Zustand des Menschengeschlechtes nicht anders zu erklären als dadurch, daß er eine Präexistenz der Geister annahm, woraus dann die Seelenwanderung von selbst folgte; der eine ließ die Welt durch Zufall entstehen, der andere wenigstens aus einer ewigen Materie gebildet werden; dieser läugnete selbst das Daseyn Gottes; jener schloß ihn wenigstens von der Weltregierung aus, und unterwarf alles dem eisernen Schicksal. —

Unsere Weisen sprechen freilich von Gott, Tugend und Unsterblichkeit mit einer Zuversicht, als wenn es sich von selbst verstünde, daß der Mensch von diesen Dingen Kenntniß habe. Dieser zuversichtliche Ton rührt aber nur daher, weil jene Männer alle zuerst zu Christus in die Schule gegangen sind, ehe sie zu philosophiren anfiengen. Unsere gegenwärtige Aufklärung in Sachen der Religion datirt sich von der Einführung des Christenthumes her; dieses erhellet zu Genüge daraus, daß alle jene Völker, die entweder keine Kunde von dem Evangelium erhalten, oder dasselbe nicht angenommen haben, in dem alten Zustande der Unwissenheit und Rohheit blieben. Und daß wir jetzt noch ganze Völkerstämme sehen, die auf derselben Stufe des Aberglaubens stehen, wie vor Jahrhunderten, ohne einen Schritt vorwärts gethan zu haben, kömmt lediglich daher, daß sie der Offenbarung entbehren — sie haben Moses und Christus nicht. Die Geschichte bestätiget also die Wahrheit dessen, was wir oben gesagt haben, daß nämlich der Mensch die Vernunftreligion, so wenige Artikel sie auch enthalten mag, nicht aus der Vernunft allein schöpfen könne.

18.

Die Offenbarung ist indeß nicht bloß eine geistige Geburtshilfe, wodurch nur das herausgeholt und entwickelt wird, was ursprünglich im menschlichen Geiste, aber noch unentwickelt vorhanden ist; sie kann auch geben und muß geben, wenn der Mensch eine genügende Kenntniß der Religion bekommen soll. Dieses ist die Antwort auf die zweite Frage.

So viel ich weiß, ist es eben diese Frage, um welche sich der ganze Streit über Rationalismus und Supranaturalismus dreht; gelingt es also, jene Frage befriedigend zu beantworten, so ist eben dadurch der Streit der Rationalisten und Supranaturalisten für immer entschieden.

Der Mensch wird durch die Vernunft auf das Daseyn und die Eigenschaften Gottes geführt; so gewiß er Vernunft hat, so gewiß weiß er, daß Gott ist, und daß er die vollkommenste Intelligenz ist. Bestünde in diesen Zweien die ideale Religion, so bedürfte es nichts weiter mehr; er könnte mit Recht sagen, daß er alles, was er von Gott zu wissen braucht, in seiner Vernunft habe. Gott ist aber nicht eine bloße Idee, sondern ein wirkliches Wesen ausser und über der menschlichen Vernunft, das mit einer unendlichen Macht auch eine unendliche Wahlvollkommenheit vereiniget. Gott wirkt also auch, aber nicht nothwendig, wie etwa eine Naturkraft; sondern nach moralischen Zwecken. Diese Zwecke nun oder Rathschlüße Gottes, nach welchen er wirkt, und die Welt regiert, liegen nicht eben so, wie seine Eigenschaften in der Idee, die wir von ihm haben; sie können darum auch nicht von vorneherein d. h. aus der Vernunft erkannt werden. Wir haben ja auch die Idee von einem Menschen; wissen wir darum, was dieser oder jener Mensch denkt oder vorhat? Nein, dieß weiß nur der Geist, der im Menschen ist. Um so weniger darf man erwarten, daß der Mensch, weil er eine Idee von Gott hat, darum auch schon die verborgensten Rathschlüße desselben erkenne.

Die Freiheit Gottes ist zwar keine bloße Willkühr; er ist vermöge seiner Naturvortrefflichkeit gebunden, nur Gutes und Schönes zu wirken. Allein es ist des Guten und Schönen unendlich mehr, als wir zu fassen im Stand sind. Gott wäre nicht Gott, wenn wir seine Pläne durchschauen, oder ihm vorschreiben könnten, was er thun kann und thun soll. Nur so viel wissen wir von vorneherein, daß alles, was Gott thut, zweckmäßig seyn müsse; worin aber gerade das Zweckmäßigste jedesmal bestehe, können wir nicht be-

stimmen, ohne die Gränzen unsers Erkenntnißvermögens weit zu überschreiten — unsere Vernunft ist in diesem Falle nur nach- nicht vorconstruirend. So richtig der Schluß ist: „wir müssen Gott den ursprünglichen Gesetzen unseres Geistes gemäß so und so denken; also ist er auch so — eben so falsch ist dieser: wir müssen Gott als das vollkommenste Wesen denken; also muß er dieses oder jenes thun; ein anderes ist das Seyn Gottes; ein anderes sein Wirken und Walten in der physischen und moralischen Welt; dieses bleibt immer einer besondern Offenbarung Gottes vorbehalten.

Sollte also der Mensch eine genügende Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen (Religion) erhalten, so muß zur innern Rede Gottes, der Vernunft, auch noch die äussere, d. h. eine positive Offenbarung kommen. Man mag immerhin die Offenbarung als eine Art von Erziehung betrachten, nur glaube man nicht, wie es da und dort geschieht, daß die Erziehung nichts geben könne, was nicht schon in der Natur des Zöglings liegt; dieß heißt offenbar die Anlage mit der Wahrheit verwechseln. Die Erziehung giebt keine neuen Anlagen, sondern entwickelt nur die vorhandenen; wohl aber giebt sie Wahrheiten, und muß sie geben, wenn der Mensch nicht bei den glücklichsten Anlagen unwissend bleiben soll. Es mag mit dem Befruchtetseyn der Vernunft mit Ideen was immer für eine Bewandtniß haben, so ist so viel gewiß, daß die positiven Rathschlüsse Gottes nicht aus der Zahl jener Ideen sind. So wenig wir durch unsere Vernunft wissen, was in diesem oder jenem Theile der Welt vorgeht, oder was man im nächsten Jahrhundert für Entdeckungen machen wird, so wenig können wir das, was Gott vorbereitet, wie von Natur aus und ohne anderes Zuthun erkennen. Eine positive Offenbarung ist also selbst als Erziehung betrachtet, mehr, als eine geistige Geburtshilfe; sie giebt dem Menschen zwar keine neuen Anlagen, wohl aber neue, oder doch zum Theil unbekannte Wahrheiten. —

19.

Aber selbst dann, wenn eine positive Offenbarung zur natürlichen, oder Vernunftreligion nichts hinzuthun könnte, bliebe sie ein Bedürfniß für den Menschen, wie er gegenwärtig ist. Eine positive Offenbarung giebt unsern Ideen erst die nöthige Klarheit und Lebhaftigkeit; befestiget unsere sittliche Denkweise, und gewährt vollkommene Beruhigung über unser Verhältniß zu Gott. Läßt Gott sich nicht von Zeit zu Zeit auch von aussen vernehmen, so entsteht leicht der Gedanke, alles komme in der Welt so von selbst, und Religion sey nur ein Hirngespenst. Da die Idee von Gott ein Eigenthum aller Menschen ist, so sollte man wohl erwarten dürfen, daß auch alle an dessen Daseyn, und Vorsehung glauben; und doch giebt es immer einige, die an dem Einen oder dem Andern zweifeln, oder wenn sie beides glauben, so gleichgültig in Ansehung der Religion sind, als wären sie sich selbst alles. Dieses beweist hinlänglich, daß das Licht, welches der Schöpfer in der Vernunft des Menschen angezündet hat, genährt und unterhalten werden muß. Will man also nicht mit Worten und Begriffen spielen, wie dieß freilich so oft geschieht, so muß das Verhältniß der Vernunft und Offenbarung in Beziehung auf Religion so bestimmt werden: Die Idee von Gott ist der menschlichen Vernunft eigenthümlich, und kömmt nicht erst durch die positive Offenbarung in dieselbe hinein; vielmehr ist der Glaube an diese durch jene Idee bedingt, denn nur dadurch ist der Mensch im Stande, die äußere Offenbarung zu verstehen, und zu prüfen. Damit aber die Vernunft sich ihrer Ideen auch bewußt werde, muß sie von aussen angeregt werden. Hier begegnen sich Vernunft und Offenbarung; diese weckt die Ideen und verklärt sie zum Lichte einer bestimmten und deutlichen Erkenntniß. Die Offenbarung mußte den ersten Anstoß zur moralischen und religiösen Kultur unseres Geschlechtes geben.

Bei diesem ersten Anstoß durfte es indeß nicht bleiben. Sollte die Idee von Gott (innere Offenbarung) im Laufe der

Zeit nicht verdunkelt, oder gar ausgelöscht werden, so mußte ihr die äußere Offenbarung immer zur Seite gehen. Nur dadurch, daß der Mensch in gewissen Begebenheiten Gott wieder findet, wird er im Glauben an die Realität seiner Idee erhalten und bestärkt. Ohne Offenbarung würde die moralische und religiöse Kultur unter dem Menschengeschlechte sich eben so wenig erhalten, als angefangen haben.

Eine Offenbarung ist aber nicht bloß anregend, nicht bloß nachhelfend, sondern auch gebend; denn daß wir neben der Naturvortrefflichkeit auch die Rathschlüsse Gottes in Beziehung auf uns kennen, dieses haben wir lediglich der Offenbarung zu danken. Sind schon jene Rathschlüsse mit Weisheit gefaßt, und mit Allmacht ausgeführt, so sind sie doch nicht schon, wie die Ideen, in der Vernunft gegeben.

Es wäre gewiß sehr unrecht, wenn jemand die Vernunft als unfähig der Erkenntniß Gottes, oder gar als eine trügerische Geisteskraft verschreien wollte. Aber die Vernunft kann auch gewiß nicht von Anmaßung frei gesprochen werden, wenn sie im Ernste das Göttliche ausmessen, und im Idealen auch das Reale von Gott erkennen will. „Jetzt erkennen wir nur stückweise“ — 1 Cor. 13, 12.

20.

Wenn das Vernunftsymbolum dem Menschen bis zur Stunde nicht genügt, und nie genügen kann; wenn er selbst zu diesem dürftigen Symbolum nicht anders, als durch eine Offenbarung kommen konnte, wie wir gezeigt haben, so ist es zum wenigsten eine beklagenswerthe Thorheit, den Glauben an Offenbarung als Aberglauben zu verwerfen, und die Vernunftreligion als die Religion des Weisen anzupreisen oder einführen zu wollen. Offenbarung und Vernunft verhalten sich zu einander, wie Mutter und Tochter; die Mutter kann nicht gegen die Tochter seyn; die Tochter aber soll, wenn sie rechter Art ist, nicht gegen die Mutter seyn wollen. Diese Unmündigkeit der menschlichen Ver=

nunft, wenn man die natürliche Beschränktheit derselben so nennen darf, gereicht weder Gott zum Vorwurf, noch dem Menschen zur Unehre; jener hat durch die Offenbarung den Mangel hinlänglich ersetzt; dieser ist unter die Vormundschaft der höchsten Vernunft gestellt. Wenn wir uns nun in der Geschichte umsehen, so finden wir nicht nur, daß der Glaube an eine einmal geschehene Offenbarung immer unter den Menschen da war, sondern wir finden auch mehrere positive Religionen, die von einer unmittelbaren Offenbarung Gottes herrühren sollen. Indeß kann die geoffenbarte Religion, wenn es eine solche giebt, nur Eine seyn. Um also die wahre Offenbarung von den vorgeblichen unterscheiden zu können, ist eine eigene Theorie nothwendig, die hier auch folgt.

III. Abschnitt.

Theorie der Offenbarung.

21.

Um vernünftiger Weise an eine Offenbarung glauben zu können, muß zunächst dargethan werden, daß eine solche möglich ist; dann, daß sie auch sicher erkannt und allgemein gemacht werden kann. Ist eine Offenbarung an sich schon unmöglich, so darf davon weiter keine Rede seyn; ist sie schon nicht mit Sicherheit zu erkennen, so ist sie so gut, als nicht vorhanden; giebt es aber kein Mittel, eine Offenbarung allgemein zu verbreiten, so ist sie wenigstens für den größern Theil der Menschen so gut, als verlohren. Weil aber schon über den Begriff der Offenbarung und seinen Ursprung die Meinungen sehr verschieden sind, so muß vor allem genau erklärt werden, was denn Offenbarung sey, und wie es komme, daß der Glaube daran so allgemein unter den Menschen ist. Alles dieses zusammen bildet den Gegenstand der Offenbarungstheorie.

22.

Offenbarung im weitesten Sinne ist jede Veranlassung, auf Gott zurückzukommen. Liegt nun die Veranlassung in dem ordentlichen Laufe der Natur, so heißt die Offenbarung eine ordentliche; von dieser Art sind die Offenbarungen Gottes durch das Gewissen, die Natur u. d. g. Wird eine ausserordentliche, jedoch natürliche Erscheinung z. B. ein Mann mit seltenen Geistesgaben in besonders günstigen Verhältnissen die Veranlassung zur Erkenntniß Gottes, so ist dieses eine ausserordentliche, jedoch mittelbare Offenbarung. Veranlaßt aber Gott selbst gewisse Kenntnisse im Geiste des Menschen, so heißt die Offenbarung unmittelbar oder auch übernatürlich. Wir haben es hier nur mit der letztern zu thun, über welche allein Streit herrscht.

23.

Es ist nun die Frage, wie denn der Mensch zu der Vorstellung von einer unmittelbaren oder übernatürlichen Offenbarung gekommen ist. Gott, sagen einige, hat sich dem Menschen einmal unmittelbar geoffenbart; daher die Vorstellung. Damit ist wohl gesagt, was jene Vorstellung zunächst vorgerufen hat; aber nicht wie sie in den Menschen hineingekommen ist. Um eine äussere Offenbarung zu verstehen, muß man ja schon einen Begriff davon haben, und weil der Mensch allein von allen Geschöpfen dieser Erde eine äussere Offenbarung verstehen kann, so läßt sich nicht wohl annehmen, daß jener Begriff so ganz von aussen herkomme.

Nach andern beruht die Vorstellung von einer unmittelbaren Offenbarung lediglich nur auf Täuschung; Menschen, meynen sie, die klüger waren, als die andern, sahen frühzeizeitig ein, daß mit menschlicher Auctorität bei dem Volke nicht viel auszurichten ist, um nun ihren Lehren und Vorschriften desto leichter Eingang zu verschaffen, haben sie vorgegeben, dieselben durch Offenbarung irgend eines Gottes erhalten zu haben; so Lykurg, so Numa, u. a. Die Unwissenheit einer=

und der Betrug andererseits haben zusammen gewirkt, um in dem Menschen die Vorstellung von einer unmittelbaren Offenbarung hervorzubringen. Diese Erklärung ist aber noch weniger befriedigend, als die obige; denn es kehrt ja immer die Frage wieder: wie kamen denn diejenigen, die eine göttliche Offenbarung vorgaben, zu dieser Vorstellung? wie konnte das Vorgeben einer an sich undenkbaren Sache so leicht Eingang finden? Wir erfahren nur, wozu man die Vorstellung von einer unmittelbaren Offenbarung allenfalls benützen könne, und wohl auch benützt hat; woher die Vorstellung selbst komme, ist nicht gesagt. — Der eigentliche und letzte Grund des Offenbarungsbegriffes liegt, wie der Begriff von Religion überhaupt, in der Einrichtung unserer Vernunft — wir müssen nämlich gemäß der Idee, die wir von Gott haben, nicht nur glauben, daß derselbe unmittelbar in der Welt wirken könne, sondern auch wirken werde, so oft dadurch ein moralischer Zweck erreicht werden kann; mehr bedarf es aber nicht, um einen Begriff von einer unmittelbaren Offenbarung zu erhalten. Man sieht also leicht, daß dieser Begriff unter den Menschen seyn würde, wenn auch Gott sich nie geoffenbaret hätte, und die vorgeblichen Offenbarungen sammt und sonders auf Täuschung und Betrug beruhten.

24.

Gegen die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung läßt sich nichts mit Grund einwenden. Gott kann zwar nicht in Raum und Zeit erscheinen; aber gewiß in Zeit und Raum wirken; und nur dieß letztere liegt im Begriffe einer unmittelbaren Offenbarung. Ein Gott, der nicht jede beliebige Wirkung in der Körper- und Geisterwelt hervorbringen kann, ist nicht der Gott der Vernunft, weil er nicht der Allmächtige ist. Man müßte also daran zweifeln, ob der Mensch einer unmittelbar göttlichen Belehrung fähig ist; aber auch dazu ist kein Grund da; denn auch bei dieser Belehrung, wie bei jeder andern, wirkt Geist auf Geist; daß es hier ein endlicher, dort der unendliche Geist ist, thut nichts zur Sache. Entweder

muß man dem Menschen Empfänglichkeit für Unterricht überhaupt absprechen, oder zugeben, daß er einen solchen auch von Gott unmittelbar erhalten könne. Wie es dabei zugehe, können wir gerade nicht sagen, weil wir die Natur unseres eigenen Geistes und seiner Operationen nicht genug kennen. Indessen lassen sich doch mehrere Arten denken, wie Gott den Menschen unmittelbar belehren kann, als Begeisterung, Gesichte, Stimmen u. d. g. Ueber die physische Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung kann wenigstens unter denkenden Menschen kein Streit seyn. Gott ist indeß nicht bloß der Allmächtige, sondern auch der Weise; vermöge seiner Weisheit kann er nichts thun, was nicht zugleich zweckmäßig ist. Es ist nun zu zeigen, daß eine unmittelbare Offenbarung auch zweckmäßig ist, und der Weisheit Gottes ganz und gar nicht zuwiderlauft.

25.

Es lassen sich mehrere Zwecke denken, welche die Weisheit Gottes durch eine unmittelbare Offenbarung erreichen kann. Die Vernunft muß, wie wir gehört haben, angeregt, und die dunkeln Ideen derselben müssen zur klaren Erkenntniß hervorgehoben werden; dieses geschieht in der Regel durch die Erziehung; ursprünglich aber konnte dieses nicht anders geschehen, als durch eine unmittelbare Offenbarung, weil ausser Gott keine Intelligenz war, die den ersten Menschen hätte erziehen können (§. 16). Erziehung und Bildung der Vernunft ist also einer von jenen Zwecken, die durch eine unmittelbare Offenbarung erreicht werden kann. Dann aber ist eine solche Offenbarung auch ein vortreffliches Mittel, die Mehrzahl der Menschen, die weder Fähigkeit, noch Zeit, noch auch Lust hat, durch eigenes Nachdenken sich die nöthigen Religionskenntnisse zu erwerben, auf dem kürzesten und sichersten Wege dahin zu führen. Ferners kann eine unmittelbare Offenbarung auch Geheimnisse zur Kenntniß bringen, die selbst die gebildetste Vernunft nicht zu ahnen vermag; dahin gehören alle Rathschlüsse und Anstalten Gottes

in Beziehung auf die moralische Welt (§. 18). Diese Zwecke sind mehr als hinreichend, die Weisheit Gottes zu rechtfertigen, wenn er sich auch unmittelbar offenbaren will. Man darf mit Gott nicht rechten darüber, daß er unter mehreren zweckmäßigen Mitteln das eine vor dem andern wählt; es ist seine Sache, den Plan, nach dem die Welt regiert, und das Menschengeschlecht erzogen werden soll, zu entwerfen und auszuführen. Will es Gott bei einer mittelbaren Offenbarung, sey es einer ordentlichen oder ausserordentlichen, bewenden lassen, wohl; zieht er es aber vor, sich unmittelbar zu offenbaren, so kann man ohne Vermessenheit nicht mehr behaupten, daß Ein Mittel genüge, oder daß eine mittelbare Offenbarung die Weisheit Gottes mehr ehre. Daß durch eine unmittelbare Offenbarung die Continuität der eigenen Thätigkeit gehemmt wird, ist kein sonderliches Unglück; denn die Offenbarung giebt dem Menschen mehr, als er je durch eigene Thätigkeit erreichen könnte; dann sehen wir, daß Völker Jahrtausende lang auf derselben Stufe des Aberglaubens stehen, und daß schon gebildete Völker wieder in den Zustand der Barbarei zurückfallen; wo ist hier Continuität? Die Freiheit leidet bei einer positiven Lehre eben so wenig Gewalt, als bei einer rationalen; dort, wie da, findet nur eine moralische Nöthigung statt, der man widerstehen kann. Die Moralität kann bei einer unmittelbaren Offenbarung nur gewinnen, nie verlieren. In jedem Falle aber ist das Bedürfniß einer unmittelbaren Offenbarung nur ein relatives; es ist dabei nur abgesehen, einem zufälligen Mangel abzuhelfen, nicht etwa, eine Lücke in der moralischen Weltordnung auszufüllen. —

26.

Um indeß an eine unmittelbare Offenbarung vernünftiger Weise glauben zu können, muß eine solche nicht bloß an sich möglich seyn, sondern es muß auch Mittel geben, die wirklich geschehene mit Sicherheit zu erkennen, und von einer vorgeblichen zu unterscheiden. Und weil begreiflich Gott sich

zunächst nur Einem offenbart, und mittelbar durch diesen den übrigen Menschen, so muß es auch zweierlei Mittel geben, eines für den göttlichen Gesandten; das andere für die, welche von ihm lernen sollten. Wir wollen erst das Mittel bezeichnen, wodurch ein göttlicher Gesandter Gewißheit über die ihm gewordene Offenbarung erlangen kann.

27.

Die Vorstellungen von übersinnlichen Dingen können wir nicht nach unserm Gefallen, wie etwa die Begriffe bilden; sondern haben sie immer nur aus Unterricht, sey es nun menschlicher oder göttlicher. Wenn nun Vorstellungen von übersinnlichen Dingen in die Seele eines Menschen kommen, und gleichsam hineingeworfen werden, die mit dem, was wir entweder aus uns selbst, oder aus dem Unterricht anderer Menschen wissen, in keinem andern Zusammenhange, als in dem der Zeitfolge stehen; wenn sie sich noch überdieß durch eine ausserordentliche Lebhaftigkeit ankündigen, und eine so unwiderstehliche Ueberzeugung in Hinsicht ihrer Wahrheit und übernatürlichen Entstehungsart mit sich führen, daß es dem Menschen eben so unmöglich ist, an dieser Wahrheit und ihrer übernatürlichen Entstehungsart zu zweifeln, als an seinem eigenen Daseyn; wenn endlich eine innere Weisung auf eine von dem menschlichen Willen unabhängige Veränderung in der Sinnenwelt z. B., das Vorhersehen einer zufälligen Begebenheit verbunden ist, so ist der Mensch, der diese Erfahrung macht, berechtiget, ja sogar genöthiget, solche Vorstellungen als geoffenbart anzusehen und anzunehmen. Wie derlei Vorstellungen in die Seele des Menschen kommen, läßt sich darum nicht erklären, weil die unmittelbare Wahrnehmung des Idealen als Gegensatz des Sinnlichanschaubaren nothwendig formlos, und darum ohne positive Merkmale ist. Obschon aber das Ideale sich nicht erklären läßt, so ist es darum nicht weniger gewiß, wie wir dieß bei den Denkgesetzen und andern formalen Wahrheiten sehen.

28.

Ist ein Mensch auf solche Weise überzeugt, daß Gott sich ihm geoffenbaret hat, so muß er sich bei den Uebrigen als göttlichen Gesandten legitimiren, und da kömmt es auf die Beschaffenheit seiner Lehre, auf seinen Charakter, und auf die Umstände an, welche die Ankündigung der neuen Lehre begleiten. Ist die Lehre des vorgeblich göttlichen Gesandten Gottes würdig, sein Charakter untadelhaft, und eine besondere Leitung der Vorsehung dabei nicht zu verkennen, so ist er vor der Mit- und Nachwelt hinlänglich legitimirt, und verdient als göttlicher Gesandter auch allgemein erkannt und respectirt zu werden. Durch die Aussage des göttlichen Gesandten, der sich auf solche Weise legitimirt, werden alle Uebrigen, denen sich Gott nicht unmittelbar offenbart, in den Stand gesetzt, eine solche Offenbarung zu erkennen, und in sich aufzunehmen. Von der Beglaubigung des göttlichen Gesandten durch Lehre, Charakter, und ausserordentliche Ereignisse, die man insgemein Merkmale der Offenbarung nennt, wollen wir nun ausführlich handeln.

29.

Eine Lehre, die geoffenbart seyn soll, darf nichts enthalten, was mit der Vernunft im Widerspruche steht. Die Vernunft kann zwar bei positiven Lehren das Wahre nicht aus ihrem Inhalte heraus erkennen, und so weit steht ihr kein Urtheil zu, wie über die andern Lehren, in denen für unsere Vernunft der Charakter des nothwendig Wahren erkennbar ist; doch kömmt ihr bei jenen Lehren wenigstens ein Urtheil über ihre mögliche Wahrheit zu, ja sie ist verpflichtet, immer dieses Urtheil zuerst zu finden; denn es ist Gotteslästerung, zu behaupten, es könne jemals Pflicht für den Menschen werden, selbst auf das Ansehen einer göttlichen Offenbarung etwas zu glauben, was für seine Vernunft einen wahren Widerspruch enthält und nach den natürlichen

Gesetzen des Denkvermögens als falsch erkannt werden muß. Begreifen und Glauben sind freilich verschieden; aber **Vernunft** und **Glauben** können einander nicht entgegengesetzt werden, weil der Glaube ein Act der Vernunft oder eine Aeußerung ihrer Thätigkeit, wie das Begreifen ist. Widerspricht also eine Lehre der Idee von Gott, die wir schon haben, und den übrigen Vernunftideen, so kann sie nicht geoffenbart seyn, und wer sie dafür ausgiebt, ist entweder ein **Schwärmer** oder ein **Betrüger**, der keinen Glauben verdient.

Eine Lehre, die geoffenbart seyn soll, muß alle Theile der natürlichen Religion enthalten. Wir sind schwach genug, selbst die Vernunftwahrheiten zu bezweifeln, oder doch in Hinsicht derselben zu irren; in jedem Falle gelangen wir nur spät zu einiger Erkenntniß derselben. Es ist also Gotteswürdig, der menschlichen Vernunft zu Hilfe zu kommen, und die Wahrheit der natürlichen Religion zu bestätigen, oder wenigstens auf dem kürzesten Wege dahin zu führen.

Enthält eine vorgeblich geoffenbarte Lehre überdieß Dinge, die ausser der Sphäre der Vernunft liegen, jedoch derselben nicht widersprechen, so ist dieß ein Beweis mehr, daß jene Lehre geoffenbart ist; denn wenn Gott für gut findet, die Vernunft zu unterstützen, so lehrt er gewiß mehr, als diese zur Noth aus sich selbst erkennen kann. Die positiven Zusätze, welche die natürliche Religion durch eine Offenbarung erhält, heißen in der Kirchensprache **Geheimnisse**.

Man darf der menschlichen Vernunft, der Achtung gegen sie unbeschadet, doch zumuthen, die Ueberlegenheit eines höhern Geistes anzuerkennen, und von ihm Belehrungen über Dinge anzunehmen, die nach ihrem eigenen Geständniß ausser ihrer Sphäre liegen, und sie doch in einem hohen Grade interessiren können. Daß die Vernunft die Möglichkeit dieser Dinge nicht einsieht; thut nichts zur Sache; genug, daß sie auch die Unmöglichkeit davon nicht einsieht; glauben wir ja schon in natürlichen Dingen so Manches, ohne daß wir die Möglichkeit davon einsehen. Der Glaube an Geheimnisse ist eine

Huldigung, welche die endliche Vernunft der unendlichen darbringt, und als solche nicht ohne moralischen Werth. Auch zur Aufklärung und Veredlung tragen die Geheimnisse das Ihrige bei; wir brauchen im Grunde doch nur zu wissen, daß ein Ding ist, nicht warum oder wie es ist; über das Erstere aber lassen die Geheimnisse keinen Zweifel übrig, und sind also nichts weniger, als dunkle und unnütze Formeln. Welche Geheimnisse aber eine Offenbarung enthalten müsse, läßt sich nicht voraus bestimmen, nur so viel läßt sich im Allgemeinen sagen, daß darunter die Rathschlüsse Gottes sind, die er von Ewigkeit gefaßt; und im Laufe der Zeit ausgeführt hat, oder noch ausführen wird.

30.

Wenn zur Güte der Lehre auch noch strenge Moralität des vorgeblich göttlichen Gesandten kömmt, so ist dieses ein neuer Grund, seine Aussage für wahr zu halten, und ihn als göttlichen Gesandten zu respectiren; denn sollte seine Aussage keinen Glauben verdienen, so müßte er ein Betrüger seyn; Betrug aber und Moralität schließen sich wechselseitig aus. Die Moralität des göttlichen Gesandten zeigt sich vorzüglich in den Mitteln, die er anwendet, um Aufmerksamkeit zu erregen, und seiner Lehre Eingang zu verschaffen; er lehrt öffentlich, und ohne alle Kunst; ist uneigennützig und bescheiden; fern von Gewaltthätigkeit und allen Arten von unerlaubten Mitteln. —

31.

Nichts ist aber mehr geeignet, einen göttlichen Gesandten zu begläubigen, als Wunder und Weissagungen, oder doch ausserordentliche Ereignisse, die sich zu seiner Absicht wunderbar vereinigen; durch diese wird selbst der Verdacht der Schwärmerei und des Betruges entfernt.

Unter einem Wunder versteht man ein Ereigniß, das einerseits von dem Naturlaufe abweicht, und andererseits den Grund in einer unmittelbaren Einwirkung Gottes hat. Durch

das letztere Merkmal unterscheidet sich das eigentliche oder theistische Wunder von einem ausserordentlichen Naturereigniß, das von einer bekannten, und von einem Naturwunder, das von einer unbekannten Natursache herrührt. Es ist nun zu beweisen, daß ein Wunder im eigentlichen Sinne möglich ist; daß ein solches sich sicher erkennen lasse, und daß Wunder mit einer Offenbarung auf das Engste zusammenhängen.

32.

Ein Wunder hat nichts Widersprechendes, man mag auf Gott oder auf die Natur sehen. So wie Gott den allgemeinen Lauf der Natur durch Gesetze für die allgemeinen Zwecke verordnet hat, so kann er auch für besondere Zwecke ein Wunder in den Plan aufnehmen; das Eine ist dem Herrn der Natur nicht schwerer als das Andere.

Die Natur gab sich die Gesetze nicht selbst, sondern hat sie von Gott empfangen; folglich kann auch eine besondere Ausnahme, durch Gottes Macht bewirkt, zu moralischen Zwecken, statt finden. Wenn aber eine solche Ausnahme wirklich statt findet, so werden die Gesetze der Natur nicht aufgehoben, sondern nur auf eine Zeit gehemmt; die kleinere Kraft weicht der größern, wie wir dieß in der Natur alle Tage sehen können. Hört die Beschränkung auf, so geht die Natur ihren vorigen Gang. Daß aber die Gesetze der Natur auch nicht einmal gehemmt werden können, dürfte schwer zu beweisen seyn. Die physische Weltordnung ist der moralischen untergeordnet, und verhält sich zu dieser, wie das Mittel zum Zweck. Trägt also eine Abweichung von dem Naturlaufe bei, daß ein moralischer Zweck erreicht wird, dann muß die physische Weltordnung der moralischen weichen, und der Herr der moralischen Welt kann eine solche Abweichung wirklich eintreten lassen.

33.

Es lassen sich mehrere Zwecke denken, die durch die Wunder erreicht werden können. Erstlich sind Wunder sehr geeignet, die Aufmerksamkeit der Menschen auf die Person des göttlichen Gesandten zu lenken; ist schon das Daseyn aller Dinge, ihr Entstehen und Wachsthum selbst ein Wunder, so macht doch diese Art von Wunder keinen großen Eindruck auf die Menschen, weil sie dieselben immer vor Augen haben; sie können nur durch ausserordentliche Wunder aus ihrer Gedankenlosigkeit erweckt werden. Dann dienen die Wunder dazu, einen göttlichen Gesandten zu beglaubigen, und eine positive Religion entweder einzuführen oder wenigstens zu verbessern. In gewissen Fällen können Wunder selbst zur Moralität und Glückseligkeit beitragen; wenn nämlich die Moralität unter einem Volke dergestalt gesunken ist, daß sie durch gewöhnliche Mittel nicht mehr herzustellen ist, oder wenn ein großer Theil der Menschen mit Elend zu kämpfen hat. Läugnen wollen, daß Gott sich auch der Wunder als Mittel zu seinen Zwecken bedienen könne, heißt seiner Weisheit Gesetze der Weltregierung vorschreiben.

34.

Wenn es sich um einen wirklichen Wundererfolg handelt, so müssen zwei Dinge erwiesen werden: erstens, daß das vermeintliche Wunder wirklich geschehen ist; zweitens, daß es dabei übernatürlich zugegangen ist; das Erste heißt man die historische, das zweite die philosophische Wahrheit eines Wunders.

Was nun die historische Wahrheit betrifft, so braucht man, um sich davon zu überzeugen weiter nichts, als gesunde Sinne; denn ein Wundererfolg, z. B. die Heilung eines Kranken, kann so gut, als jede andere Naturbegebenheit wahrgenommen werden; in dieser Hinsicht hat der Philosoph nichts vor dem gemeinen Manne voraus. Anders

verhält es sich mit der philosophischen Wahrheit eines Wunders; diese bleibt dem Philosophen vorbehalten, und kann nur mittels Reflexion erkannt werden.

Wenn zwei disparate Erscheinungen, z. B. ein Wort und die Heilung eines Lahmen in einen Causalnexus treten, so muß der Beobachter natürlich fragen: Warum treten diese beiden Erscheinungen in ein so ungewöhnliches Verhältniß? Warum wird gerade hier die eine durch die andere bewirkt, da man sie sonst nie in diesem Zusammenhange wahrnimmt? Der Grund darf wohl nicht in der Natur gesucht werden, weil ja die Heilung eines Kranken durch ein Wort der gewöhnlichen, durch Naturgesetze bestimmten Wirkungsart widerspricht; er muß also ausser der Natur, im Gebiete der Freiheit liegen. Auf diese Voraussetzung muß uns wenigstens die Urtheilskraft hinleiten, sobald sie über die Wunderbegebenheit reflectirt; denn überall, wo die Urtheilskraft Abweichungen von den Gesetzen des Naturmechanismus antrifft, da ist sie genöthiget, den Grund dieser Abweichung in der Wirkung freier Willenskräfte nach Vorstellungen zu suchen. Die Kraft also, die jene beiden Erscheinungen nach einer naturwidrigen Regel in einen Causalnexus bringt, muß eine Intelligenz seyn. Diese Intelligenz kann indeß kein Mensch seyn; wir kennen ja die Kräfte der Menschen, wenigstens so weit, um negativ bestimmen zu können, was ihnen zu bewirken unmöglich ist. Nun aber findet sich in dem Menschen kein Vermögen, zwei Erscheinungen in ein dem Naturlauf widersprechendes Causalverhältniß zu setzen, und sie nach einer Regel aufeinander folgen zu lassen, nach welcher sie ihrer Natur gemäß nicht aufeinander folgen können. Die Urtheilskraft führt also auf eine Intelligenz, die größere Kräfte hat, als der Mensch — auf ein höheres, übermenschliches Wesen. Wer Abweichungen von den Naturgesetzen bewirken kann, ist Herr der Natur, und so bekämen wir das positive Merkmal: der übermenschliche Wille, der eine Wundererscheinung bewirkt, ist Herr der Natur. Hat die Wundererscheinung zugleich eine moralische Tendenz, z. B. einer

für die Veredlung des Menschengeschlechtes sehr wichtigen Lehre Eingang zu verschaffen, oder mancherlei, dieser Veredlung entgegenstehende Hindernisse wegzuräumen, so ergiebt sich aus diesem Umstande, daß der übersinnliche Urheber des Wunders ein moralisch-gutes Wesen ist. Ob dieses Wesen das absolut-höchste Wesen ist, läßt sich freilich auf diesem Wege nicht entscheiden. Indeß scheint doch das hohe Ideal eines moralischen, absolut höchsten Weltbeherrschers jene Prädikate, die dem übersinnlichen Urheber einer Wundererscheinung zukommen müssen, in einem so hohen Grade zu verdienen, daß der aufmerksame Beobachter einer solchen Erscheinung sehr geneigt seyn wird, dieselbe sogleich als ein theistisches Wunder anzusehen, und mit Nikodemus auszurufen: Niemand kann solche Dinge thun, es sey denn Gott mit ihm. —

Der Wundergläubige ist weit entfernt, Gott zu einem Sinnenwesen herabwürdigen zu wollen; denn er behauptet ja nicht, daß Gott die physische Ursache der Wunderbegebenheit sey; er will weiter nichts, als dieses: Gott steht mit der Wunderbegebenheit in einem Verhältniße, ohne welches die ungewöhnliche, den Naturgesetzen widersprechende Art des Zusammenhanges dieser Erscheinung mit andern nicht möglich wäre, und also auch nicht wirklich werden könnte. Dieses Verhältniß des göttlichen Willens zu einem Erfolg in der Sinnenwelt ist ihm an sich unbekannt; aber er kann und muß es nach der Analogie des Verhältnißes unsers freien Willens zu einer, in ihm begründeten Reihe von verschiedenen Handlungen symbolisch denken. Nun kann ja Gott ein übersinnliches ewiges, zeitloses Wesen bleiben, wenn er schon mit erscheinenden, vorübergehenden, in die Zeitfolge eingeschalteten Begebenheiten in einem gewissen Verhältniße steht, ohne welches diese Begebenheiten nicht wären.

35.

Wunder beweisen indeß nicht mehr als dieses, daß derjenige, der solche verrichtet, kein Schwärmer oder Betrüger ist, und folglich Glauben verdient, wenn er behauptet,

eine Offenbarung empfangen zu haben. Eine solche Beweiskraft kömmt den Wundern unstreitig zu; denn wir vermögen es nicht zu denken, daß Gott zur Bestätigung des Irrthumes und der Lüge ein Wunder wirke, oder auch nur zulasse; nein, die Sünder hört Gott nicht. Joh. 9, 31. Wir müssen also annehmen, daß derjenige, der Wunder thut, zugleich ein Heiliger oder doch ein tugendhafter Mann ist, und ist er dieses, so haben wir keinen Grund, ein Mißtrauen in seine Aussage zu setzen. Die Göttlichkeit der Lehre beweisen die Wunder freilich auch; jedoch nur mittelbar, in so fern sie über die Person des göttlichen Gesandten keinen Zweifel übrig lassen. Uebrigens darf man die Göttlichkeit einer Lehre nicht mit der Wahrheit derselben verwechseln; diese läßt sich wohl aus innern Gründen erkennen; nicht aber jene, weil ja eine wahre Lehre nicht nothwendig auch eine göttliche ist. Für die Göttlichkeit einer Lehre giebt es keinen Beweis, als Wunder oder etwas, das diesen gleich kömmt.

Diese Beweiskraft der Wunder wird durch die Länge der Zeit nicht geschwächt; denn wenn wir nach Jahrhunderten lesen, daß ein Kranker geheilt, ein Todter zum Leben erweckt worden ist u. d. g., so ist es eben so gut, als wenn wir diese Dinge selbst gesehen hätten. Ob diese Dinge auch Wunder waren, können wir heute so gut beurtheilen, als die Zeitgenossen eines göttlichen Gesandten; denn es kömmt hier nur auf die Reflexion der Vernunft an, die immer und überall dieselben Gesetze befolgt, und folglich über Wundererfolge nach Jahrhunderten eben so urtheilen muß, wie zu der Zeit, da dieselben eintraten.

36.

Die Weissagungen sind im Grunde auch nichts anders als Wunder; nur anderer Art, nämlich Wunder der Allwissenheit; sie sind von den Wundern unzertrennlich; denn nur in so ferne diese vorher angekündiget sind, haben sie eine Beweiskraft.

Zu einer wahren Weissagung gehören drei Dinge: erstens

muß die zukünftige Begebenheit bestimmt und ganz zuversichtlich vorher gesagt seyn; dann muß sie rein zufällig seyn, so daß sie durch keinen menschlichen Scharfsinn vorherzusehen ist; endlich muß sie zur bestimmten Zeit erfolgen. Durch diese Merkmale unterscheidet sich die wahre Weissagung von der natürlichen Divination, die eine Folge langer Erfahrung und aufmerksamer Beobachtung ist; von Ahnungen, wobei uns die bevorstehenden Ereignisse nur dunkel vorschweben; von den Orakeln der Heiden, die auf Gerathewohl ertheilt, oder doch nicht in Erfüllung gegangen sind.

37.

Der Mensch kann freilich nicht in die Zukunft sehen; diese ist seinem Blicke verhüllt. Aber nichts hindert, daß Gott, der das Zukünftige, wie das Gegenwärtige weiß, dem Menschen Einiges von der Zukunft offenbare. Nur daran könnte man zweifeln, ob dieses auch der Weisheit Gottes angemessen ist. Allein wenn man bedenkt, daß durch Weissagungen mehr, als ein moralischer Zweck erreicht werden kann, so fällt auch dieser Zweifel weg; denn was zweckmäßig ist, streitet nicht gegen die Weisheit Gottes. Es sind aber die Weissagungen mehr noch, als die Wunder geeignet, einen göttlichen Gesandten zu beglaubigen, und einer neuen Lehre Eingang zu verschaffen. Dann haben die Weissagungen auch Einfluß auf die Moralität, denn sie sind eben so viele Beweise der moralischen Weltregierung, und wenn sie erfüllt werden, so müssen die Guten in der Furcht Gottes, im Gehorsam und Vertrauen gestärkt, die Bösen aber abgeschreckt, und zur Tugend zurückgeführt werden. Ueberdieß dienen die Weissagungen den Menschen zur Belehrung und Warnung; so konnten z. B. die ersten Menschen bei dem gänzlichen Mangel an Erfahrung nur durch Weissagungen vor Schaden bewahrt werden; sie tragen also auch noch zur Glückseligkeit bei; denn es hängt nur von den Menschen ab, sich die Belehrung und Warnung zu Nutze zu machen, und dem drohenden Unglück zuvorzukommen.

38.

Ueber die Wahrheit einer Weissagung kann man sich nicht leicht täuschen, zumal wenn zwischen der Vorhersagung und der Erfüllung ein längerer Zeitraum liegt; denn in diesem Falle kann der Weissagende nichts zur Erfüllung beigetragen; die spätern Zeugen der Erfüllung aber können die Vorhersagung nicht erdacht haben. Man braucht auch kein Philosoph zu seyn, um zu wissen, ob jemand etwas vorhergesagt hat, und ob die Vorhersagung in Erfüllung gegangen ist; ob man die Vorhersagung selbst gehört hat, oder sie liest, ist gleich viel. Es bleibt also nur noch die Frage übrig, ob die Vorhersagung die menschlichen Kräfte übersteige. Dieses ergiebt sich, wenn man darüber nach den Gesetzen der Vernunft reflectirt.

Wir wissen recht gut, was der Mensch nicht vorhersagen kann; dahin gehören alle Ereignisse, die in der fernern Zukunft liegen, oder bloß von der Willkühr der Menschen abhängen. Wir können z. B. nicht ahnen, viel weniger vorhersagen, wie es im Jahre 1936 in Europa aussehen, oder was der gegenwärtige Kaiser von Oesterreich im nächsten Jahre für Verordnungen erlassen wird. Werden nun solche Dinge nichts desto weniger vorhergesagt, so sind wir genöthiget, den Grund davon in einer Intelligenz zu suchen, die weiter sieht, als der Mensch; dabei können wir aber nicht stehen bleiben, weil alle endlichen Intelligenzen der unendlichen und höchsten Intelligenz untergeordnet sind; um auf den letzten Grund zu kommen, müssen wir also zu Gott aufsteigen, und so erhalten wir auch das letzte Merkmal einer Weissagung — die übernatürliche Ursache. — Alle Bedenklichkeiten, die man gegen die philosophische Wahrheit einer Weissagung vorbringt, verschwinden, sobald man sich an eine bestimmte Weissagung hält, z. B. die Weissagung Christi, das Schicksal der Stadt Jerusalem und der jüdischen Nation betreffend.

39.

Mit der Beweiskraft der Weissagungen verhält es sich, wie mit jener der Wunder; sie liegt nur in dem Zusammentreffen derselben mit der Einführung einer geoffenbarten Lehre. Wenn wir nämlich einerseits die bestimmte Aussage haben, daß irgend eine Lehre geoffenbart sey, und sehen andererseits, daß die damit zusammenhängenden Weissagungen genau erfüllt worden sind, so sind wir genöthiget, jene Aussage für wahr zu halten; denn wäre sie falsch, und der vorgeblich göttliche Gesandte entweder ein Schwärmer oder Betrüger, so würde folgen, daß Gott selbst zur Bestätigung des Irrthums und des Betruges mitwirke, was wir mit unserer Vernunft nicht vereinigen können. Die Weissagungen sind also wie die Wunder zunächst nur Beweisgründe für die Glaubwürdigkeit dessen, der vorgibt, eine Offenbarung erhalten zu haben; für die Göttlichkeit der Lehre wohl auch, jedoch nur entfernt und mittelbar.

40.

Alles berechtiget uns, zu erwarten, daß eine Offenbarung, wenn einmal eine solche geschehen ist, allgemein seyn werde, oder wenigstens die Bestimmung habe, allgemein zu werden. Einerseits ist der empirische Zustand des Menschen, der eine Offenbarung wünschenswerth macht, bei allen Menschen derselbe, und die Mündigkeit der Vernunft, wodurch jener Zustand aufgehoben, und die Offenbarung antiquirt werden soll, nicht so bald zu erwarten. Andererseits umfaßt die Vorsehung Gottes alles, und es ließe sich nicht einsehen, warum er sich einigen offenbaren, die andern sich selbst überlassen sollte. Daß durch eine allgemeine Offenbarung eine permanente Autoritätsorthodoxie erzeugt wird, ist allerdings wahr; indeß hat sich Niemand einer solchen Orthodoxie zu schämen; denn die Aussprüche der ewigen Vernunft müssen immer und überall gelten, und der end-

lichen Vernunft auf der höchsten Stufe der Bildung noch genügen. Es ist also bloß zu untersuchen, ob es ein Mittel giebt, eine Offenbarung allgemein zu verbreiten und worin dieses besteht.

41.

Eine Offenbarung kann fortgepflanzt und allgemein verbreitet werden durch mündliche Ueberlieferung. So wurden Jahrhunderte lang Erfindungen und alle Begebenheiten von Wichtigkeit fortverbreitet, und noch zur Stunde pflanzen wilde Völker ihre Thaten, und Gebräuche auf diese Weise fort. Bei einer Offenbarung geht dieses um so leichter an, als das Wunderbare, das dieselbe nothwendig begleitet, sich dem Gedächtniß tief einprägt, und nicht so leicht vergessen wird. Wird dann die Sorge für die Erhaltung und Fortpflanzung einer geoffenbarten Lehre einem eigenen Stande von Lehrern, die in einer ununterbrochenen Reihe aufeinander folgen, übertragen, so ist um so weniger zu fürchten, daß die ursprüngliche Ueberlieferung im Laufe der Zeit verfälscht, oder gänzlich verwischt wird. Mittelbar durch diese bestellten Lehrer spricht Gott zu den Menschen aller Zeiten und aller Orte, und die Offenbarung, in ihrem Munde immer lebendig erhalten, kann in den spätesten Zeiten noch so sicher erkannt werden, als zu der Zeit, da sie gegeben wurde; wer die Lehrer hört, der hört Gott. —

Eine schriftliche Urkunde ist wohl auch ein Mittel, eine Offenbarung fortzupflanzen und allgemein zu verbreiten, jedoch nur in Verbindung mit dem ständigen Lehramte; denn eine Schrift zu erklären, ist nicht jedermanns Sache, indem dazu ein größerer Vorrath von Kenntnissen erfodert wird, als die Menschen in der Regel besitzen, zumal wenn die Urkunde alt, und noch obendrein in einer todten Sprache verfaßt ist. Ueberdieß können, weil jede Schrift nur todter Buchstabe ist, über den Sinn derselben leicht Zweifel und Streitigkeiten entstehen. Darum muß der Schrift eine recht-

mäßige Autorität zur Seite gehen, welche dieselbe erklärt, und die entstandenen Zweifel und Streitigkeiten entscheidet.

II. Kapitel.

Christliche Glaubenslehre.

42.

Die wirkliche Offenbarung fällt in die Zeit und gehört der Geschichte an. Sehen wir uns aber in der Geschichte um, so begegnen uns mehrere positive Religionen, die geoffenbart seyn sollen. Christen, Juden und Muhamedaner leiten ihre Religion von Offenbarung her; selbst die Heiden wollten die ihrige aus der Offenbarung irgend einer Gottheit erhalten haben. Die geoffenbarte Religion kann indeß nur Eine seyn. Wir müssen also jetzt die Offenbarungstheorie zu Hilfe nehmen und sehen, welche denn von diesen Religionen wirklich geoffenbart ist. Wir machen den Anfang mit der christlichen, einmal weil man denn doch irgendwo anfangen muß; dann aber auch, weil diese Religion so Manches vor den andern voraus hat. Es versteht sich von selbst, daß eine positive Religion, wie die christliche, nur aus zuverläßigen Quellen geschöpft werden darf; voraus also etwas über die Quellen der christlichen Religion.

I. Abschnitt.

Die heiligen Schriften.

43.

Die heiligen Schriften der Christen begreifen auch jene der Juden in sich, weil die christliche Religion die Mosaische, so wie diese die patriarchalische voraussetzt.

Der Inbegriff dieser Schriften heißt Canon d. i. Regel, weil die Christen in ihrem Glauben sich darnach richten müssen. Da die heiligen Schriften in Jedermanns Händen sind, so ist es nicht nothwendig, hier die einzelnen Bücher des christlichen Canon aufzuzählen. Es ist vor der Hand nur darum zu thun, daß die Aechtheit dieser Schriften, und die Glaubwürdigkeit ihrer Verfasser ausser Zweifel gesetzt werden.

44.

Das eigenhändige Zeugniß eines sonst glaubwürdigen Mannes hat nach den Gesetzen einer gesunden Logik ein großes Gewicht; es ist eben so gut als wenn wir die Sache, die auf diese Weise bezeugt wird, selbst erlebt und erfahren hätten. Weder die Länge der Zeit noch die Entfernung des Ortes sind vermögend, das Gewicht eines solchen Zeugnisses zu schwächen.

Was nun die Aechtheit der heiligen Schriften betrifft, so ist kein vernünftiger Grund da, an derselben zu zweifeln. Diejenigen, welche diese Schriften aus der ersten Hand erhielten, und die Verfasser kennen mußten, haben uns dieselben überliefert. Diese Menschen hatten unstreitig Kenntniß der Wahrheit, und da der Trieb, sich andern mitzutheilen, allen Menschen gemein ist, so dürfen wir es ihnen auch zutrauen, daß sie uns nur Wahrheit überliefert haben. Wir können also die Aechtheit der heiligen Schriften als eine ausgemachte Sache betrachten. Nehmen wir doch tausend andere Dinge auf Treue und Glauben an, und wir verdanken dem historischen Glauben ungleich mehr Kenntnisse, als dem eigenen Nachdenken; ja wer nichts glauben wollte, was er nicht selbst erfahren hat, für den wäre die Vorzeit mit allen ihren Ereignissen so gut als verlohren, und er würde in Kunst und Wissenschaft immer ein Kind bleiben. Warum sollte der historische Glaube gerade in Sachen der Religion kein Gewicht haben? — etwa, weil das menschliche Interesse bei der Religion einen größern Spielraum hat, und für die Verfälschung der Schrift thätiger ist? Nein, gerade in

Sachen der Religion pflegen es die Menschen genauer zu nehmen.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß man im Laufe der Zeit Versuche gemacht hat, die heiligen Schriften zu verfälschen, oder falsche zu unterschieben. Genug, daß der Betrug jedesmal entdeckt, und so der Versuch vereitelt wurde. Wie hätten aber auch jene Schriften unterschoben oder verfälscht werden können? Hätte jemand z. B. noch bei Lebzeiten des Moses oder bald nach seinem Tode diesem Bücher unterschieben wollen, so würde dieses nicht angegangen seyn, weil ja die Zeitgenossen des Moses wissen mußten, ob er etwas geschrieben hat, oder nicht. Wäre aber jemand erst nach einigen Menschenaltern mit Büchern des Moses hervorgerückt, so müßte es sonderbar zugegangen seyn, wenn er Glauben gefunden hätte, da bis dahin Niemand von solchen Büchern etwas wußte. Eben so wenig konnten die Schriften des Moses verfälscht werden, ohne daß es an den Tag kam, es wäre denn, daß der Betrüger alle Abschriften und selbst das Original in der Bundeslade hätte in die Hände bekommen, sie sammt und sonders verfälschen, und wieder an Ort und Stelle bringen können, ohne daß jemand dieß merkte. — Wie wenig die Christen geneigt waren, sich unächte Schriften unterschieben zu lassen, beweist die große Menge apokryphischer Schriften. Es ist auch der leidenschaftlichsten Kritik bis daher nicht gelungen, in jenen Schriften, die wir für heilig halten, etwas zu entdecken, was auf Unterschiebung oder Verfälschung schließen ließe. Im Gegentheile stimmt alles — Inhalt und Styl — mit dem überein, was wir von der Persönlichkeit, dem Zeitalter und dem Aufenthalte der angeblichen Verfasser wissen. Wenn aber auch in diesen Schriften da und dort etwas enthalten wäre, was uns jetzt als ein Widerspruch erscheint, so wären wir darum noch nicht berechtiget, die Aechtheit derselben zu bezweifeln; alle auch noch so gelehrte Zweifel müssen dem einstimmigen Zeugniß aller Jahrhunderte weichen, weil wir zu weit von der Zeit entfernt sind, zu der jene Schriften ver-

faßt wurden, und viele Umstände nicht mehr kennen, die zu jener Zeit obwalteten. Darum bleibt es immer eine mißliche Sache, nach 1800 Jahren die Aechtheit oder Unächtheit der heiligen Schriften aus innern Gründen beweisen zu wollen; es ist des Kritisirens kein Ende, und die Menschen kommen vor lauter Kritik nicht dazu, die heiligen Schriften anzuwenden. Hat man bis daher über die Aechtheit der heiligen Schriften nicht in das Reine kommen können; haben so viele Geschlechter, die diese Schriften für ächt hielten, geirrt, so möchte es wohl besser gethan seyn, Zeit und Kräfte zu etwas Bessern, als zu einer solchen nutzlosen Kritik zu verwenden.

45.

Nun frägt es sich, ob die Verfasser der heiligen Schriften auch die Eigenschaften eines glaubwürdigen Zeugen besaßen. Diese Eigenschaften sind Kenntniß und Liebe zur Wahrheit; wer hinlängliche Kenntniß von einer Sache hat, und ehrlich genug ist, die Wahrheit zu sagen, der verdient allgemein Glauben. Wenn wir im Allgemeinen das Vertrauen auf die Menschen haben dürfen, daß ein jeder prüft, und die Wahrheit redlich mittheilt, so können wir uns auch über die Glaubwürdigkeit der heiligen Schriftsteller vollkommen beruhigen. Die Zeitgenossen dieser Schriftsteller, und die nächst Folgenden konnten am Besten die Kenntniß und Redlichkeit derselben beurtheilen, und haben dieses gewiß eben so gut gethan, als wir es in ähnlichen Fällen jetzt thun. Nun aber haben sowohl die Gleichzeitigen, als die Nächstfolgenden, die Verfasser der heiligen Schriften für glaubwürdig gehalten; denn sie nahmen diese Schriften einstimmig an. Auf dieses einstimmige Zeugniß des Alterthums hin dürfen wir keinen Anstand nehmen, den heiligen Schriften Glauben zu schenken. Verschmäht man das Zeugniß der Alten, so ist des Streites kein Ende, weil man ausser dem nur Vermuthung über die Glaubwürdigkeit oder über die Kenntniß und Redlichkeit der heiligen Schriftsteller hat, gegen

die sich vieles einwenden läßt. So sagt man: Die Untersuchung läuft nicht durch eine Reihe aufgeklärter Männer, sondern durch den verdorbenen Pöbel eines Zeitalters, das von mancherlei Aberglauben nicht frei war. — Die Schriftsteller erzählen weniger Thatsachen als Lehrsätze, die durch den Mißverstand des Erzählers nur zu leicht verfälscht werden. — Die heiligen Schriftsteller sind dunkel, und man weiß nicht, ob sie bei so vielen ihrer Ausdrücke auch wirklich etwas scharf Bestimmtes gedacht haben. — Es kann Niemand einfallen, solche Einwürfe zu machen, sobald es anerkannt ist, daß die Zeitgenossen eines Schriftstellers seine Glaubwürdigkeit sicherer beurtheilen können, als die Späteren. Wenn die Untersuchung an Ort und Stelle geschieht, so wird eben keine große Aufklärung, viel weniger eine ganze Reihe von aufgeklärten Männern erfodert; in diesem Falle kann der Pöbel so gut als der Philosoph urtheilen. Uebrigens müssen wir in Abrede stellen, daß es nur verdorbener Pöbel war, was den heiligen Schriftstellern Glauben schenkte; sowohl das Juden= als Christenthum hatte unter seinen Bekennern immer auch gebildete Menschen, die zwischen Wahrheit und Lüge so gut, als wir zu unterscheiden wußten. — Daß Lehrsätze durch Mißverstand des Erzählers verfälscht werden können, ist freilich wahr; es leuchtet jedoch ein, daß die Lehrsätze der heiligen Schriften nicht wohl auf diese Weise verfälscht werden konnten. Moses hat die Lehren und Vorschriften, die er den Hebräern gab, selbst aufgezeichnet, und wird hoffentlich sich selbst verstanden haben. Christus hat zwar selbst nichts geschrieben; seine Jünger aber haben die Lehren, welche sie aufgezeichnet haben, oft genug gehört, um sie nicht zu mißverstehen; nichts davon zu sagen, daß dieselben noch besonders erleuchtet waren, wovon die Philosophie freilich nichts weiß. Was uns jetzt in den heiligen Schriften dunkel erscheint, war es nicht auch zu der Zeit, als jene Schriften verfaßt wurden, und man braucht, um das Dunkle aufzuhellen, sich nur umzusehen, wie man jene Schriften gleich anfänglich verstanden und ausgelegt hat. Es begegnet nur

den Philosophen, daß sie in den heiligen Schriften finden, was sie hineintragen, wir gemeine Leute, die ihren Kopf nicht durch Grübeln verdorben haben, lassen uns gern von den heiligen Schriften belehren, und finden keine so gar große Schwierigkeit, die mancherlei Ausdrücke in denselben zu verstehen.

II. Abschnitt.

Göttlichkeit der christlichen Lehre.

46.

Die christliche Lehre umfaßt die Mosaische und die patriarchalische; wir heißen sie christlich vorzugsweise, weil sich Gott durch Christus zuletzt und am vollkommensten geoffenbart hat. Gott hat sich aber dem Menschen schon von Anbeginn geoffenbart, wie es von seiner Weisheit und Güte zu erwarten ist, und hat diese Uroffenbarung durch Moses erneuert. Wir haben also zu zeigen, daß nicht nur die christliche, sondern auch die Mosaische, und patriarchalische Lehre göttlich d. i. von Gott unmittelbar geoffenbart sind, und daß diese drei Offenbarungen unter sich genau zusammenhängen, so daß sie nur Eine fortlaufende, alle Zeiten umfassende Offenbarung ausmachen.

A. Die Patriarchal-Offenbarung.

47.

Wir haben nicht das unmittelbare Zeugniß der Stammeltern darüber, daß Gott sich ihnen geoffenbart hat; sondern nur das mittelbare des Moses. Moses hat indeß aus einer guten Quelle geschöpft. Die Stammeltern, die am Besten wissen mußten, wie sie zur Religion und zur Humanität überhaupt gekommen sind, überlieferten ihren Kindern

mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe, wie ihre geistige Kultur, so auch die Kunde, daß sie dieselbe durch Unterweisung eines höhern Wesens erhalten haben. Noe brachte diese Kultur sammt der Tradition der Stammeltern in die neue Welt herüber; seine Söhne brachten sie an Abraham, und dieser durch seine Söhne an Moses. Dieser trug auch kein Bedenken, die Erzählung von einer ursprünglichen Offenbarung seiner Lehre und seinen Gesetzen zu Grunde zu legen, was hinlänglich beweist, daß er nur Geschichte liefern wollte; denn er war zu weise, um auf klug ersonnenen Fabeln ein Religions- und Staatsgebäude aufführen zu wollen. Auch würden die Nachrichten über das Patriarchalalter gewiß weitläufiger ausgefallen seyn, wenn entweder Moses, oder jemand vor ihm hätte dichten wollen. Es giebt auch keinen Geschichtschreiber, der älter ist, als Moses; Samhuniaton, Minos, Zoroaster u. s. f. kommen in keinen Vergleich mit ihm; entweder muß man also die Geschichte der Urwelt vornehm ignoriren, was freilich häufig geschieht, oder man muß zu den Ueberlieferungen des Moses zurückkommen. Ob Moses seine Geschichte der Urwelt aus schriftlichen Urkunden oder aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft hat, ist ganz einerlei. — Wir haben also wenigstens, die mittelbare Aussage, daß die Religion der Patriarchen göttlich ist. Es bleibt nur noch zu beweisen übrig, daß diese Aussage auch hinlänglich bestätiget worden ist, und also Glauben verdiene.

48.

Wenn wir den Inhalt der Patriarchalreligion betrachten, so müssen wir gestehen, daß sie Gottes wenigstens nicht unwürdig ist. Wir finden da den Einen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat; der dem Menschen Gesetze giebt, und die Uebertretung straft; der die Welt regiert. Daraus, daß die ersten Menschen ein Gesetz hatten, und es auch eine Zeit lang beobachteten, folgt von selbst, daß sie sich ihrer Freiheit, und somit auch ihres Vorzuges vor dem Thiere bewußt waren; denn wo keine Freiheit ist, da findet auch kein

Gesetz, noch viel weniger eine Strafe Platz. Selbst der Artikel von einem Leben jenseits war den Patriarchen nicht unbekannt, denn die wunderbare Hinwegnahme des Henoch, Gen. 5, 24. soll nichts anders seyn, als ein Wink, daß Gott den Henoch in eine andere Welt versetzt habe, weil diese nicht würdig war, länger einen so tugendhaften Menschen zu besitzen.

Die eigentliche Sittenlehre der Patriarchen kennen wir zwar nicht. Indeß finden wir bei denselben Furcht Gottes; so bei Seth, Henoch, Enos, Joseph; Dankbarkeit gegen denselben bei Noe; Glauben und Vertrauen bei Abraham. Ueberdieß finden wir einen Abscheu vor dem Mord; andererseits aber Gastfreundlichkeit, Heiligkeit der Ehe, Keuschheit der Töchter, Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern. Darf man von den Handlungen der Menschen auf ihre sittlichen Grundsätze schließen, so ergiebt sich eine Sittenlehre, die schon die vorzüglichsten Pflichten gegen Gott und gegen die Menschen umfaßt. Spuren des äußern Gottesdienstes haben wir in den Opfern des Abel, des Noe, und des Abraham, und in den Gebethen, die Enos zuerst anordnete.

Nehmen wir an, daß Moses nur der Sammler, nicht der Erfinder der Nachrichten über die Urwelt ist, so können wir nicht wohl zweifeln, daß jene Begriffe von Religion und Sittlichkeit den Patriarchen auch wirklich angehören. Die Erzählung von dem religiösen und sittlichen Zustande der Patriarchen findet sich neben jener von der Geschlechtsfolge, den Beschäftigungen, Erfindungen u. s. f., ohne daß irgend ein Wink gegeben ist, daß jene spätern Ursprunges, oder anders zu verstehen ist, als diese. —

War nun aber die Religion der Patriarchen wirklich so beschaffen, wie wir gesagt haben, so wird die Aussage, daß sie göttlich sey, schon einiger Maßen bestätiget; ihr Inhalt widerspricht wenigstens dieser Aussage nicht.

49.

Durch Wunder haben die ersten Menschen ihre Aussage, daß Gott sich ihnen geoffenbart hat, so viel wir wissen, nicht bestätiget. Es war dieses auch nicht nothwendig; denn die Erscheinungen Gottes, wodurch sie belehrt wurden, dauerten auch unter ihren Nachkommen fort. So finden wir, daß Gott zu Kain sprach, als dieser mit dem Gedanken umgieng, seinen Bruder zu ermorden; daß er den Noe über die kommende Fluth und über die Mittel, sich zu retten belehrte; daß er dem Abraham befahl, aus seinem Vaterland zu ziehen u. s. f. Diese fortgesetzten Erscheinungen Gottes bestätigten mehr noch, als Wunder, die Aussage der Stammeltern, daß sie von Gott unmittelbar belehrt worden sind; wenigstens konnte diese Aussage den Nachkommen nicht unglaublich vorkommen, da Gott sich von Zeit zu Zeit vernehmen ließ. Es wäre wohl vergebliche Mühe, das Erscheinen Gottes näher erklären zu wollen; in jedem Falle soll damit nur gesagt seyn, daß Gott gewisse Wirkungen in der Natur hervorgebracht hat, welche die Aufmerksamkeit der Menschen erregten, und bis dahin unbekannte, religiöse und moralische Vorstellungen in denselben bewirkten. Es ist auch nur darum zu thun, daß der Mensch weiß, wann Gott spricht, und erkennt, was er von ihm geglaubt und gethan wissen will. Mit den Erscheinungen Gottes waren fast immer Vorhersagungen künftiger Dinge verbunden. Es war dieses schon darum nothwendig, damit die Menschen, die noch keine Erfahrung hatten, vor Schaden bewahrt wurden, wenn sie anders selbst wollten; wurden dann diese Vorhersagungen erfüllt, so mußten natürlich jene, die die Erfüllung erlebten, sehr in dem Glauben bestärkt werden, daß Gott den Vätern erschienen ist, d. h. sich geoffenbart hat. Uebrigens dürfen wir auch noch den Stammeltern so viel Religion und sittliche Güte zutrauen, daß sie nicht durch das bloße Vorgeben einer Offenbarung ihre ganze Nachkommenschaft belügen wollten, und so

vereinigte sich also alles, um die Aussage, daß die Religion der Patriarchen göttlich sey, zu bestätigen.

50.

Wie hätte es der Mensch auch jemals zur Religion und Sittlichkeit bringen können, wenn Gott sich seiner nicht angenommen hätte? Wir bringen nur die *Anlage* zur Religion mit zur Welt; die Religion selbst erwerben wir uns durch Unterricht und Tradition. Die Entwickelung materieller Anlagen mochte immerhin dem Menschen überlassen werden, damit er seine Geisteskräfte übte; aber zur Religion, Sprache u. d. g. würde er durch sich selbst nie gelangt seyn; dazu war Unterricht nothwendig. Man darf die innere, geistige Kultur nicht verwechseln mit der äußern in den Fertigkeiten des Erwerbens und Genießens, zu dieser mag allenfalls die Noth den Menschen gezwungen haben; aber welche Noth zwang ihn denn, die Gesetze der Sittlichkeit zu erfinden? welchem Naturgegenstand sah er die Religion ab? War aber dem Menschen von dem ersten Augenblick seines Daseyns Unterricht nothwendig, um sich von der Thierheit zur Religion und ähnlichen Vorrechten unserer Natur zu erheben, so liegt auch am Tag, daß ein höheres Wesen sich seiner annehmen mußte. Gewiß ist es, daß die Glaubens- und *Sitten*lehre der Patriarchen ungleich besser ist, als jene der aufgeklärten Griechen und Römer; ist sie nun nicht geoffenbart, wie kömmt es denn, daß die Patriarchen gerade in den wichtigsten Dingen richtig dachten, während sie doch in den gemeinsten Geschäften Kinder waren, und an religiöser Aufklärung es den berühmtesten Völkern bevor thaten?

51.

Der Wohnplatz der ersten Menschen war ein Garten; hier fand er alles, was er zu seinem Unterhalt bedurfte; für seine Blöße war durch ein mildes Klima, für sein wehrloses Leben durch einen allgemeinen Frieden um ihn her gesorgt. Dieser Garten wurde nach einiger Zeit wahrscheinlich durch

einen vulkanischen Ausbruch zerstört, und so die Menschen daraus vertrieben; es war dieses die Strafe dafür, daß sie gegen das Verboth Gottes von der Frucht eines Baumes gegessen hatten. Ausser dem Garten spendete ihnen die Natur weniger freigebig ihre Gaben, und so wurden sie gezwungen, ihrer natürlichen Fruchtbarkeit durch Kunst nachzuhelfen. Bei der Natur gieng der Mensch in die Schule; er sah die Natur selbst säen und begießen, und ahmte sie nach. Er war also natürlich, daß der Mensch zuerst Feldbau trieb. Einer der Söhne Adams ergriff einen neuen Nahrungszweig — die Viehzucht. — Ohne Zweifel bediente sich der Mensch bei Zeiten auch der Milch der Thiere zu seiner Nahrung; um aber diese immer bereit zu haben, mußte er die Thiere aus dem Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienstbarkeit versetzen, und fortan für ihren Unterhalt sorgen. Natürlich wagte er sich zuerst an jene, die von Natur aus weniger wild waren, und hütete Schafe. — Nachdem Kain, der Erstgeborene des Adam, seinen Bruder erschlagen hatte, baute er eine Stadt, um gegen den Haß und den Abscheu des menschlichen Geschlechtes eine Freistätte zu haben, und einige seiner Kinder machten Erfindungen, als die Musik, Bearbeitung des Erzes und Eisens u. s. f.

52.

Die Menschen lebten gleich anfangs in ordentlichen Ehen. Gott hatte seinen Willen schon dadurch zu erkennen gegeben, daß er ein einziges Paar — Mann und Weib — schuf. Wir dürfen indeß nicht zweifeln, daß er auch noch durch ein ausdrückliches Geboth, die Ehe geordnet hat; denn ordentliche Ehen fodern schon einen höhern Grad von sittlicher Bildung, als wir den ersten Menschen zutrauen dürfen. Erst nach einigen Menschenaltern fand die Polygamie als Ausnahme von der Regel statt. Lamech war der Erste, der zwei Weiber nahm.

53.

Anfänglich lebten die Menschen in Familien beisammen; allmählig aber entwickelte sich aus dem Familienleben die bürgerliche Ordnung. Das väterliche Ansehen hatte der Schöpfer schon dadurch gegründet, daß er das unbehilfliche Kind von dem Vater abhängig machte, und vom zartesten Alter an gewöhnte, dessen Willen zu ehren. Diese Ehrfurcht gegen den Willen des Vaters wuchs mit dem Kinde auf und prägte sich ihm tief ein. Wurde nun das Kind selbst wieder Vater, so konnte sein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht ansehen, dem sein Vater so ehrerbietig begegnete, und stillschweigend räumte er dem Vater seines Vaters ein größeres Ansehen ein. Dieses Ansehen des Stammherrn mußte sich in gleichem Grade mit jedem Zuwachs der Familie und jeder Stufe seines Alters vermehren, und die größere Erfahrenheit, die Frucht eines so langen Lebens gab ihm ohnehin eine natürliche Ueberlegenheit über jeden, der jünger war. So gieng die Gewalt, die Gott den Eltern über ihre Kinder eingeräumt hatte, zuletzt auf die Stammväter über, und es bildete sich eine sanfte Obergewalt — die Patriarchalregierung, mit welcher die bürgerliche Ordnung in der Welt beginnt.

54.

Aus dem, was wir so eben von dem Ursprung der bürgerlichen Ordnung gesagt haben, ergiebt sich, daß die Menschen nie vollkommen gleich waren. Mit dem ersten Kinde hat auch schon die Abhängigkeit des Menschen von dem Menschen angefangen; das Kind war dem Vater, dieser aber dem Stammvater unterworfen; es lag in der Natur der Sache, daß der Sohn für den Vater, der Jüngling für den Greis die Geschäfte übernahm. Diese Ungleichheit mußte in dem Maße zunehmen, als die Menschen sich vermehrten und weiter ausbreiteten. Einige waren von Natur aus klüger und arbeitsamer oder wenigstens mehr vom Glück begünstiget als

die andern; einige wurden schwächlicher geboren als die andern; es war also natürlich, daß einige reicher und mächtiger wurden als die andern; daß einige gaben und herrschten; andere dienten und empfiengen. Damit war auch der Unterschied der Stände gemacht, der seit dem besteht, und immer bestehen wird, so lange es Menschen giebt. Es ist aber auch nicht zu wünschen, daß dieser Unterschied jemals aufhöre, und eine vollkommene Gleichheit unter den Menschen eingeführt werde. Könnte es einmal dahin kommen, daß ein Mensch des andern nicht mehr bedürfte, weil alle gleich klug, gleich reich, gleich mächtig sind, so müßte eine allgemeine Stockung in der physischen und moralischen Welt eintreten. Jeder müßte nur für sich leben, aber auch seine Geschäfte selbst verrichten; mit der Armuth fiele der Antrieb zu neuen Erfindungen, und die Gelegenheit wohlzuthun weg; alles, was dem menschlichen Leben Reitz und auch Werth giebt, würde verschwinden, oder sich in einen freudenlosen Egoismus verwandeln. Diejenigen, die immer von Freiheit und Gleichheit träumen, wissen nicht, was sie wollen. Dank der Vorsehung, daß sie die Verschiedenheit der Stände auf einen Grund gebaut hat, der durch keine Schwärmerei erschüttert werden kann!

55.

Schon Kain, Adams Erstgeborner war ein Ruchloser; er ließ sich von Neid und Eifersucht verleiten, seinen Bruder Abel hinterlistig zu erschlagen. So wie aber die Menschen sich vermehrten, so nahmen auch die Laster zu. Die Reichen und Mächtigen hießen Söhne Gottes; die Armen Kinder der Menschen. Noch zu den Zeiten Homers finden wir den Glauben, daß die Könige Söhne des Zeus seyen. Bald reichte das gewöhnliche Maß der Natur nicht mehr hin; das Leben des Reichen und Mächtigen auszufüllen; Reichthum erzeugte zuerst Müssigang; Müssigang aber Laster. Diese so genannten Söhne Gottes warfen ihre Augen auf die schönen Töchter der Armen, die von ihnen abhiengen,

und da sie ihnen als Gattinen zu niedrig waren, so gebrauchten sie dieselben wenigstens zur Befriedigung ihrer Lüste. — Ein bedeutender Schritt zur Verschlimmerung!

Sobald einmal das Beispiel gegeben war, so mußte das Sittenverderbniß bald allgemein werden. Je näher nämlich die Gesellschaft, in welcher dasselbe aufkam, noch dem Stande der Unschuld war, je weniger Zwangsgesetze sich fanden, die demselben hätten Einhalt thun können, desto reißender mußte es sich verbreiten. —

Die Söhne, welche die Reichen und Mächtigen mit den Töchtern der Armen erzeugt hatten, erbten zwar den Stolz ihrer Väter, aber nicht ihre Reichthümer. Sobald diese todt waren, wurden sie aus der Familie gestossen, der sie widerrechtlich aufgedrungen worden waren; sie gehörten Niemand an, und nichts gehörte ihnen. Die Noth machte sie zu Räubern, und Räuberglück zu Abenteuren; sie wurden gewaltig und berüchtigte Leute, wie die alte Urkunde sagt: das Recht des Stärkern kam auf; die Unordnung nahm überhand, und mit der Unordnung das Sittenverderbniß.

56.

Nun erfolgte die allgemeine Ueberschwemmung, von der sich die Sage auf der ganzen Erde findet. Durch diese wurde dem allgemeinen Sittenverderbniß ein Ziel gesetzt; nur Noe und seine Familie wurden erhalten, um die Erde auf das Neue zu bevölkern, und alles, was die Menschen bis dahin erfunden oder anderswoher erhalten hatten, fortzupflanzen.

Ich kann jenen nicht beistimmen, die aus der gegenwärtigen Gestalt der Erde, insbesondere aus den Gebirgen und den Erdschichten schließen wollen, daß die Erdrinde geborsten, und was zuvor festes Land war, Meeresbett; was aber Meeresbett war, festes Land geworden ist. — Unsere Granitberge haben sich zwar im Wasser gebildet; aber in jenem, über welches der Geist Gottes bei der Schöpfung schwebte; sie sind vom Anfange da gewesen, und sind für das Gleich-

gewicht der Erde nothwendig. Die Erdschichten lassen sich eben so gut dadurch erklären, daß die Erde mehrere Revolutionen erfahren hat, ehe sie bewohnbar wurde.

Ich halte dafür, daß jene Ueberschwemmung aus eben den Ursachen entstanden ist, wie die spätere unter Deukalion; nur mit dem Unterschied, daß jene sich viel weiter erstreckte, und das ganze, damals lebende Menschengeschlecht, mit Ausnahme Einer Familie hinwegraffte, was um so leichter geschehen konnte, als dasselbe noch nicht sonderlich zahlreich war, und in Asien beisammen lebte. — Noe nahm auch eine Anzahl Thiere beiderlei Geschlechtes in die Arche auf. Bekanntlich haben fast alle Thiere ein Vorgefühl von großen Naturereignissen, und geben dasselbe durch eine ungewöhnliche Unruhe, ängstliches Geschrei u. d. g. zu erkennen; sie sind in diesem Falle ungewöhnlich zahm, und begeben sich gleichsam in den Schutz des Menschen. Ein solches Vorgefühl von der bevorstehenden Fluth mag jene Thiere, die sich gerne in der Nähe des Menschen aufhalten, zur Arche geführt haben. Daß nicht alle Gattungen von Thieren in der Arche waren, läßt sich mit Händen greifen. — Wie groß hätte denn die Arche seyn müssen, um von jeder Gattung nur Ein Exemplar zu fassen? Wo hätte Noe Futter für so viele Thiere hernehmen sollen? Wie hätte das amerikanische Faulthier den Weg zur Arche gefunden? Doch das Wasser erreichte ja nicht in allen Theilen der Erde eine gleiche Höhe, und so konnten wenigstens jene Thiere noch erhalten werden, die sich schon vorher in die andern Welttheile verbreitet hatten. Wenn es heißt, daß das Wasser fünfzehn Ellen hoch über die höchsten Berge gegangen ist, so kann dieß nur von jenem Lande zu verstehen seyn, in welchem die Geretteten zuerst wieder festen Fuß faßten; wie hoch die Berge anderswo sind, wußten sie ja nicht. Die Allgemeinheit der Sündfluth ist also nicht so fast vom Standpunkt unserer Erde, als der damaligen Bewohner derselben zu betrachten.

57.

Nahe um die Zeit der Sündfluth ist die Abnahme des menschlichen Lebens zu setzen. Die Lebensart änderte sich; bis daher hatten sich die Menschen der Früchte der Erde und der Milch der Thiere zu ihrer Nahrung bedient; von jetzt an kamen neue Nahrungsmittel; der Mensch legte Hand an das Leben der Thiere, und aß ihr Fleisch. —

Die drei Söhne des Noe, Sem, Cham und Japhet, theilten sich in den Besitz der Erde; das Andenken dieser drei Stammväter hat sich unter den Menschen erhalten. Japhet bevölkerte das nördliche Asien und Europa; Sem das östliche Asien; Cham und sein Sohn Chanaan wurden die Stammväter der Aegyptier, Phönizier u. s. f. —

58.

Ehe die zahlreichen Nachkömmlinge jener drei Stammväter sich von einander trennten, um andere Wohnplätze aufzusuchen, wollten sie eine Stadt mit einem zum Himmel strebenden Thurm bauen. Gott vereitelte aber dieses riesenhafte Unternehmen, dessen Grund nur Stolz war; er verwirrte die Sprache der Bauenden, so daß sie einander wirklich nicht mehr verstanden, oder wenigstens nicht verstehen wollten. Dieses Mißverständniß hatte zur Folge, daß der Bau unterlassen, und die beschlossene Wanderung sogleich angetreten wurde. Hatten sich die Stämme einmal getrennt, so mußte die Sprachverwirrung oder Sprachverschiedenheit immer größer werden, denn es ist eine bekannte Sache, daß die Sprache durch das Klima, die Lebensart, und die Umgebungen modifizirt wird. Der Ursprung der verschiedenen Sprachen läßt sich nicht besser erklären.

59.

An eben dem Orte, wo der Thurm angefangen, und zu einer ansehnlichen Höhe gebracht worden war, stiftete Nimrod, ein Urenkel des Noe, die erste Monarchie. Wären

jene gewaltigen Leute, von denen oben die Rede war, nicht in der Fluth umgekommen, so hätte sich wahrscheinlich schon früher einer derselben zum Herrn der übrigen aufgeworfen, und ein Reich gegründet. So aber trat ein Stillstand in den kriegerischen Unternehmungen ein, und es blieb noch eine Zeit lang bei der Patriarchalregierung. Nimrod war ein gewaltiger Jäger; ehe nämlich der Krieg unter den Menschen zu wüthen begann, kämpfte man nur gegen die wilden Thiere, und die Jagd war das eigentliche Werk der Helden. Um aber darin glücklich zu seyn, mußte der Mann vorzügliche Gaben in sich vereinigen. Hatte er sich nun durch Kühnheit des Geistes, Stärke des Armes u. s. f. ausgezeichnet, so wirkten Furcht und Verwunderung zu seinem Vortheil, daß man sich seiner Führung gutwillig unterwarf; so wurde aus dem Jäger und Helden ein König. —

60.

Die Erkenntniß Gottes, und das Andenken an die Schöpfung erhielten sich unter den Menschen bis zu ihrer ersten Trennung, und wahrscheinlich noch eine Zeit lang nachher; sie wurden von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzt. Nachdem aber die Sprache sich verändert, und die Ueberlieferung der Väter allmählig verloren hatte, änderten sich auch die Sitten, und die Religion; die Abgötterei riß ein. —

Die Alten hatten das Licht in der Natur wohl bemerkt, und scheinen seine Flammenzüge mit ziemlicher Geläufigkeit gelesen zu haben. Woher ihnen der Schlüßel zu diesen Hieroglyphen gekommen ist, läßt sich leicht errathen. Nachdem aber die Ueberlieferung der Väter immer mehr verdunkelt worden war, vergaßen die Menschen über der Natur den Schöpfer, und fiengen an, die wirksamen Kräfte in derselben als eben so viele Gottheiten zu verehren. Jetzt wurde alles mit Gottheiten erfüllt: Luft, Wasser, Feuer, Erde; die Höhen füllten Oreaden, eine Dryade lebte in jedem Baume. — So entstand zuerst der Naturdienst; man ver-

ehrte die vermeintlichen Gottheiten auf Bergen und in Hainen; später auch in Tempeln; aber ohne Bild.

Auf den Naturdienst folgte der Thier= oder eigentliche Götzendienst; Veranlassung dazu gab die Bilderschrift. Um abstracte Begriffe oder Ideen zu bezeichnen, bediente man sich anfänglich der Bilder von Thieren, wie dieß in China noch jetzt geschieht, und um eine Reihe von solchen Ideen zu bezeichnen, verband man mehrere solche Bilder oder Symbole miteinander, die eine eigene Schrift — die Hieroglyphen — bildeten. Im Verlaufe der Zeit gieng der Schlüßel zu dieser Gattung Schrift verloren, und man verehrte das, was nur Symbol der Gottheit seyn sollte, als die Gottheit selbst; daher die monströsen Götzenbilder z. B. Anubis mit dem Hundskopf u. s. f.

Mit dem Naturdienst riß eine ungeheure Sittenlosigkeit ein, und verbreitete sich, wie ein reissender Strom. Kein Wunder; denn der Dienst der vermeintlichen Götter war ganz auf die Sinnlichkeit berechnet, und jede Entsagung war aus demselben verbannt. Wie konnte auch der Mensch etwas für unerlaubt halten, da es kein Laster gab, das nicht schon ein Gott begangen hatte?

61.

Die Weisern und Bessern im Volke theilten natürlich nicht die Thorheit der Abgötterei; vielmehr zeigte die Natur ihren Blicken nach= wie vorher des Einen Gottes Spur. Um aber nicht den abergläubischen Pöbel gegen sich aufzubringen, verbanden sie sich unter einander, und machten die Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes zum Geheimniß; darum hießen diese Genossenschaften Mysterien. Alle großen Männer des Alterthums ließen sich in die Mysterien einweihen, und holten da ihre Weisheit; so Homer und Hesiod, so Thales, Pythagoras, Plato u. a. —

Die Mysterien haben sich Jahrhunderte erhalten, und wenigstens im Anfange ehrwürdige Ueberlieferungen in sich beschlossen. Hätte man in denselben nur gewöhnliche Aufschlüsse

ertheilt, würden da Männer, wie Plato, die Aufnahme in dieselben gesucht, und davon mit so großer Ehrfurcht gesprochen haben? Die ältesten Mysterien mögen wohl die von Heliopolis und Memphis gewesen seyn; diesen wurden jene von Eleusis und Samothraze nachgebildet. —

Es gieng indeß mit den Mysterien, wie mit allen menschlichen Anstalten; das Institut verlohr allmählig von seiner ersten Reinheit, und artete zuletzt in eine eigentliche Schule des Götzendienstes aus. So hätte also die wahre Religion über kurz oder lang von der Erde verschwinden müssen. Jetzt berief Gott den Abraham. —

62.

Um den Strom der Abgötterei zu hemmen; beschloß Gott ein neues Volk zu schaffen, und in diesem seinen Dienst vorläufig zu verbreiten. Da mußte er natürlich bei dem Stammvater anfangen, und dazu hatte er den Abraham, einen reichen, aber gottesfürchtigen Patriarchen aus Chaldäa ersehen. Dieser mußte einem göttlichen Befehl zufolge aus seinem Vaterlande Chaldäa, wo der Naturdienst bereits sehr um sich gegriffen hatte, nach dem Lande Canaan, wo es um diese Zeit noch mehrere Verehrer des wahren Gottes gab, als Melchisedech, Abimelech u. s. f. ziehen; hier sollte das Volk wohnen, das bestimmt war, den Dienst des wahren Gottes in sich aufzunehmen, und den abgöttischen Völkern gegenüber festzuhalten. Abraham selbst diente da dem wahren Gott, und pflanzte diesen Dienst auf seine Nachkommen fort. Eine allgemeine Hungersnoth wurde die Veranlassung, daß diese unter Jakob, Abrahams Enkel nach Aegypten zogen, wo sie sich sehr vermehrten, und zu einem Volke wurden. Wären die Nachkommen Abrahams immer in Canaan geblieben, so würden sie schwerlich ein eigenes Volk geworden seyn; denn bei dem unstäten Hirtenleben, das ihre Väter führten, würde ihnen das Land bald zu eng geworden seyn; sie hätten also fremde Gegenden aufsuchen; oder sich mit andern Völkern vermischen müssen. Durch die sonderbare

Fügung Gottes aber, daß sie nach Aegypten kamen, blieben sie beisammen; erst gutwillig, da ihnen die Aegyptier einen hinlänglich großen Strich Landes anwiesen; dann aber gezwungen, da man sie mit Gewalt im Lande zurückbehielt. Auch diente ihr Aufenthalt in Aegypten, sie mit mancherlei Künsten und Wissenschaften bekannt zu machen, die ihnen in der Folge bei ihren politischen und religiösen Einrichtungen in Canaan zu statten kamen. Indeß gaben die Abrahamiden in Aegypten die Hoffnung nicht auf, einmal wieder nach Canaan zurückzukommen, dieß beweist die Anordnung Josephs, seine Gebeine nach Canaan zu bringen. Gen. 50, 24.

Die Hebräer, so hießen jetzt die Nachkommen Abrahams, waren jetzt zwar ein Volk; aber noch nicht im Besitze des für sie bestimmten Landes. In Aegypten war unterdessen eine neue Dynastie auf den Thron gekommen; diese fand für gut, die Hebräer mit Gewalt im Lande zurückzubehalten, und zu Frohndiensten zu verwenden. Das hebräische Volk mußte also vor allem aus der Zwingherrschaft der Aegyptier befreit werden. Wie bewirkte nun die Vorsehung dieses? Auf die einfachste Weise; sie brachte einen gebornen Hebräer in die Hände der ägyptischen Königstochter, und verschaffte ihm den Genuß ägyptischer Bildung. Einem gebornen Aegyptier fehlte es an der nöthigen Aufforderung, sich der gedrückten Hebräer anzunehmen; einem bloßen Hebräer gebrach es an Geist und Kraft dazu. Darum mußte ein Hebräer ägyptisch erzogen, das Werkzeug werden, das Volk der Hebräer zu befreien, und nach Canaan zurückzubringen, und dieses Werkzeug war — Moses.

63.

Dadurch, daß Moses noch eine Zeit lang seiner Mutter zur Pflege überlassen wurde, bekam er Gelegenheit, die Sprache seines Volkes zu lernen, und mit der Religion und Geschichte der Väter bekannt zu werden. Die Mutter hat während dieser Zeit auch nicht unterlassen, ein lebhaftes Bild von dem Elend des hebräischen Volkes in seine Seele zu pflanzen. Am

ägyptischen Hofe verschaffte er sich Kenntniß von allem, was der menschliche Geist bis dahin Großes und Schönes erfunden hatte. Die ägyptische Erziehung vermochte indeß nicht, das Nationalgefühl, noch viel weniger die Nationalreligion bei Moses zu verdrängen. Als er daher eines Tages sah, daß ein Aegyptier gerade wieder einen Hebräer mißhandelte, so wurde er empört, und tödtete den Aegyptier. Hierauf floh er nach Arabien in das Land Midian, und fand bei Jethro eine Freistätte. Hier blieb er vierzig Jahre, sey es nun, daß er die Hoffnung verlohren hatte, sein Volk befreien zu können, oder daß er eine bessere Zeit abwarten wollte. Jetzt aber erschien ihm der Gott der Väter, und gab ihm den Auftrag, das hebräische Volk aus Aegypten zu führen. Von da datirt sich die zweite Offenbarungsperiode her.

B. Die Mosaische Offenbarung.

64.

Moses behauptet nicht bloß vor den Hebräern, sondern auch vor Pharao, daß er von Gott gesendet, und der Dollmetscher seines Willens sey. Es fragt sich also, ob Moses sich als göttlichen Gesandten und Dollmetscher seines Willens legitimirt hat; denn wir können seiner Aussage nur dann glauben, wenn er die Wahrheit derselben bestätiget d. h. wenn er eines göttlichen Gesandten und Dollmetschers würdig gelehrt, gelebt und gewirkt hat. Wir betrachten zuerst die Lehre des Moses.

Moses hat keine neue Religion verkündet; sein Gott ist der Gott der Väter, mithin der Eine Gott, der die Welt erschaffen hat, und sie regiert; der das Böse bestraft, und das Gute belohnt. Auch in den übrigen Artikeln, als der Freiheit und Unsterblichkeit wich Moses nicht von dem Symbolum der Patriarchen ab. Daß er der Unsterblichkeit nicht ausdrücklich erwähnt, kömmt bloß daher, weil seine Constitution zugleich auch die Politik umfaßte, welche nicht erlaubt, Belohnung und Strafe in die andere Welt zu ver-

schieben. Er wollte dadurch die Unsterblichkeit eben so wenig ausschließen, als unsere Obrigkeiten, wenn sie einen Verbrecher hinrichten lassen. Es spricht ganz zum Vortheil des Moses, daß er keine neue Religion gelehrt hat; denn ist die Religion der Patriarchen geoffenbart, so muß es dabei sein Verbleiben haben, und es konnte nur darum zu thun seyn, daß die eingeschlichenen Irrthümer und Thorheiten weggeräumt, die alte Religion wieder hergestellt, und den Verhältnissen des jungen Volkes angepaßt wurde. Zu diesem Ende machte Moses die Verehrung des Einen Gottes zum Grundgesetz seiner Verfassung, und knüpfte diese Verehrung an die Geschichte der Väter. Die Glaubenslehre biethet also keinen Grund dar, die göttliche Sendung des Moses zu bezweifeln.

Wenn Moses Jehova den Gott der Väter nennt, so will er nur andeuten, daß derselbe fast allein noch von den Stammvätern der Hebräer erkannt und verehrt wurde; denn er sagt ausdrücklich, daß Gott nur Einer ist, und es ausser ihm nicht noch besondere Nationalgottheiten gebe. Die Befreiung des hebräischen Volkes, und die wunderbaren Ereignisse, die sich zu seinen Gunsten vereinigten, haben eine welthistorische Beziehung, d. h. was Gott an dem Volke der Hebräer gethan, war auf die ganze Menschheit berechnet, und die größte Anstalt hatte auch dießmal einen kleinen Anfang. Dadurch, daß jenes Volk die Lehre von Einem Gott, wenn auch nur als Gegenstand des Glaubens, fest hielt, wurde einem großen Theil der Menschen jene traurigen Abwege erspart, auf welche die Abgötterei führt, und die Welt wurde für eine vollkommnere Religion reif gemacht. Zudem waren die Hebräer der gedrückte Theil; es war also nur Gerechtigkeit, nicht Parteilichkeit, daß Gott sich der Hebräer annahm, und die übermüthigen Aegyptier bestrafte. Selbst dieses streitet nicht mit der Idee des wahren Gottes, daß Jehova Dinge gebiethet, die an sich betrachtet, unmoralisch sind, als Raub, Mord u. d. g.; denn der wahre Gott ist zugleich der moralische Weltregent, und als solcher kann er

Zwecke haben, deren Erreichung ein größeres Gut ist, als das zeitliche Wohlseyn eines einzelnen Menschen, oder auch eines ganzen Volkes. Er kann in diesem Falle das Böse wenigstens zulassen, damit daraus Gutes entstehe.

65.

Die Sittenlehre des Moses enthält das zweifache Geboth der Liebe Gottes und des Nächsten, welches auch schon die Summe aller Pflichten ist. Die so genannten zehn Gebothe sind nur nähere Bestimmungen jenes zweifachen Gebothes der Liebe. Nach diesen soll der Hebräer keine fremden Götter haben, und weil der Mensch nur zu leicht über dem Bilde den Gegenstand seiner Anbetung vergißt, so durfte er sich auch kein Bild von Gott machen. Der Name Jehova soll nur mit der höchsten Ehrfurcht ausgesprochen, und der siebente Tag geheiliget werden. Den Kindern wird Ehrfurcht gegen die Eltern eingeschärft; dagegen Todtschlag, Ehebruch, Diebstahl, falsches Zeugniß, und jede strafbare Begierde auf das strengste verpönt. Auf diese Weise war für die Güter des Nächsten so ziemlich gesorgt. Da es darum zu thun war, die Hebräer von den abgöttischen Völkern so streng als möglich abzusondern, so konnte Moses das Geboth der Nächstenliebe vor der Hand nur auf die Hebräer ausdehnen. Indeß geboth Moses, solche Fremde, die sich unter den Hebräern niederlassen würden, wie Freunde zu lieben. Auch wird in der Sittenlehre des Moses der leidenden Menschheit zuerst gedacht. Es ist ist nicht zu zweifeln, daß, wenn diese Sittenlehre streng befolgt würde, die Menschheit sich gut dabei befinden würde; sie kann darum auch von Gott gegeben seyn.

66.

So sind auch die Anordnungen des Moses in Beziehung auf den Gottesdienst höchst zweckmäßig. Er errichtete in der Wüste einen tragbaren Tempel; die Verrichtung des Gottesdienstes übertrug er einem eigenen Stande; er bestimmte

eine gewisse Zeit dazu, und schrieb noch viele Ceremonien vor. Aus der Stiftshüte glänzte Pracht genug hervor, um auf das Gemüth Eindruck zu machen. Das Allerheiligste trug in allem die Gestalt geheimnißvoller Majestät; in einer kostbaren Lade lag das Gesetz; über der Lade deuteten wunderbare Gestalten die Wirkungen an, durch welche Gott sich zeigt. Die Leviten hatten kein anderes Einkommen, als was ihnen für die Verrichtung des Gottesdienstes ausgeschieden war; es lag ihnen also daran, mit aller Sorgfalt über die Religion zu wachen. Die Feste, besonders jene, zu denen sich alle Hebräer jährlich versammeln mußten, waren eben so viele Bande der Einheit. Durch die vielen Ceremonien wurde das Volk auf eine in die Sinne fallende Weise beschäftiget, und der Geist zum Unsichtbaren erhoben; denn Moses hat nicht unterlassen, den Sinn der Ceremonien zu erklären, obwohl er voraussehen konnte, daß derselbe in der Hauptsache Männern von Einsicht nicht entgehen werde. Selbst auch das Ritualgesetz des Moses ist also Gottes würdig, und somit finden wir seine Aussage, daß er von Gott gesendet sey, vorläufig durch den Inhalt seiner Lehre bestätiget. —

67.

Man macht es dem Moses zum Vorwurf, daß er die Politik mit der Religion vermengt habe. Dieß ist aber falsch; nachdem Moses das hebräische Volk unterrichtet hatte, keinen andern, als den ewig selbstständigen Gott der Väter zu verehren, und selbstständig, wie er unter den abgöttischen Völkern das kostbare Eigenthum alter Sitten, wie sie nun erneuert, gereiniget und entwickelt wurden, zu behaupten, so schrieb er ihm über die veränderlichen Formen der politischen Verfassung nichts vor. Er ließ demselben den vollen Freiheitsgenuß einer auf Landeigenthum gegründeten Familiengesellschaft, welche durch Natur und Sitten in eine sich von selbst ergebende Bundesrepublik vereiniget war. Uebrigens wäre es gerade kein Unglück, wenn die Politik immer mit der Religion verbunden wäre; vielmehr sollen die Staaten nichts anders seyn wollen,

als Theokratien; denn nur durch die Vermittelung Gottes erhalten die Gesetze des Staates die nöthige Auctorität. Die politische Gewalt reicht nicht weit, und kann nur zu leicht umgangen werden. Da aber, wo die Gesetze des Staates auch Gesetze Gottes sind, werden sie um so gewisser respectirt, und auch dort noch beobachtet, wo die politische Gewalt nicht hinreicht; die Religion ergänzt die Lücken des Gesetzes. Je genauer aber die Gesetze eines Staates befolgt werden, desto mehr muß auch das Wohl desselben befestiget werden. —

68.

Der Charakter des Moses gehört unstreitig zu den edelsten. Um das große Werk nicht durch Selbstsucht herabzuwürdigen, vermengte er seine beiden Söhne unter die Klasse der dienenden Priester und übergab das hohe Priesterthum dem Hause seines Bruders Aaron, den Oberbefehl aber dem Josue. Moses war in Aegypten angesehen und reich; er verschmähte aber Hohheit und Reichthümer, und stellte sich an die Spitze der Hebräer in einem Alter, da er nicht mehr hoffen durfte, die Früchte seines Unternehmens genießen zu können. Er erzählt mit der größten Offenheit die Rohheit und Feigheit seines Volkes, und verschweigt nicht einmal seine eigenen Fehler. Obschon das Volk sich mehrmal gegen ihn empörte, und selbst seine Geschwisterte auf die Seite der Unzufriedenen traten, so wagte es doch Niemand, seinen Charakter anzutasten, und ihm Böses nachzusagen. Moses nahm das Zeugniß mit sich in das Grab, daß er ein großer Mann war, und das Volk trauerte über seinen Tod dreißig Tage lang. Mit einem solchen Charakter verträgt sich nicht kleinlicher Betrug, und folglich verdient Moses schon um seines Charakters willen Glauben, wenn er sagt, daß er eine Offenbarung erhalten habe.

69.

Mehr noch, als die Lehre und der Charakter beweisen die Thaten des Moses seine göttliche Sendung. Er legiti-

mirte sich als göttlichen Gesandten erst bei den Hebräern, die er frei und selbstständig machen sollte; zu dem Ende warf er seinen Stab auf die Erde, der zur Schlange wurde; hierauf zeigte er seine Hand, die voll Aussatzes, und plötzlich wieder rein war, wie zuvor; Wasser, das er aus dem Nil schöpfte, und auf die Erde goß, wurde in Blut verwandelt. Diese Zeichen waren hinreichend, dem Moses bei den Hebräern Glauben zu verschaffen. Nun mußte auch noch Pharao zu diesem Glauben gebracht werden, daß Moses ein göttlicher Gesandter ist, weil ohne diesen Glauben nicht zu hoffen war, daß derselbe die Hebräer entlassen werde. Moses begann damit, daß er seinen Stab auf die Erde hinwarf, der wieder zur Schlange wurde. Als dieses seiner Natur nach unschädliche Wunder auf Pharao und seinen Hof keinen Eindruck machte, so schlug Moses mit demselben Stabe, der auf kurze Zeit in eine Schlange verwandelt worden war, den Nilstrom, worauf alles Wasser in Blut verwandelt wurde, so daß die Aegyptier kein trinkbares Wasser mehr hatten, und gezwungen waren, neue Brunnen zu graben. Auf das Wort des Moses kamen auch aus den Flüßen, Bächen und Pfützen Frösche, und bedeckten Aegypten; ihre Anzahl war so groß, daß, als sie auf das Geboth des Moses wieder starben, die Luft allenthalben mit ihrem Gestank erfüllt wurde. Eine besonders lästige Art von Ungeziefer nahm überhand; eine verheerende Seuche riß unter dem Vieh ein, und an dem Menschen fuhren bösartige Blattern auf. Ein schreckliches Hagelwetter erschlug alles, was auf dem Felde war, Menschen und Vieh, Kräuter und Bäume; was der Hagel übrig gelassen hatte, fraßen vollends die Heuschrecken, die in so großen Schwärmen daher kamen, daß sie die Sonne verfinsterten. Dazu kam noch eine Finsterniß, die drei Tage dauerte, und so dick war, daß ein Mensch den andern nicht sehen konnte. Zuletzt wurde in Einer Nacht alle Erstgeburt in ganz Aegypten getödtet.

Man hat mehr, als ein Beispiel, daß das Wasser aus natürlichen Ursachen faul und stinkend geworden ist; auch ist

es nichts Unerhörtes, daß in einem so feuchten Lande, wie Aegypten, Frösche und allerlei Ungeziefer in großer Menge erzeugt werden; daß dicke Nebel, Seuchen u. dgl. entstehen. Die sogenannten ägyptischen Plagen waren also außerordentliche, übrigens natürliche Ereignisse, deren sich die Vorsehung bediente, um den Uebermuth der Aegyptier zu bestrafen, und die Hebräer zu befreien. Die Handlungen des Moses, z. B. das Schlagen des Wassers, des Staubes u. dgl. standen mit den Ereignissen in keinem unmittelbaren Zusammenhang, sondern dienten nur dazu, um die Aufmerksamkeit zu erregen, und den Eindruck der Plagen zu verstärken. Das Wunderbare bei jenen Ereignissen ist nur dieses; daß sie gemäß der Vorhersagung und wie auf Befehl des Moses erfolgten, und wieder vorübergiengen. Dieß ist aber auch hinreichend, um Moses als göttlichen Gesandten zu beglaubigen; denn es ist nicht der Wundererfolg an sich, was Glauben verschafft, sondern die Coordinanz desselben mit den Zwecken des göttlichen Gesandten. Uebrigens steht es eben so wenig in der Gewalt des Menschen, natürliche Ereignisse herbeizuführen, als Wunder zu wirken; darum haben natürliche Ereignisse, die vorhergesagt sind, eben so viel Beweiskraft, als Krankenheilungen und Todtenerweckungen.

Das Gespräch zwischen Jehova und Moses gehört zur Einkleidung. Was nämlich in der Seele des Moses war — die lebendige Ueberzeugung, daß Gott durch ihn die Hebräer befreien wolle; die Schwierigkeiten, die mit dem Unternehmen natürlich verbunden waren; der Beistand Gottes, dessen er gewiß war — alles dieses wird in der Form einer Unterredung dargestellt: Gott spricht; Moses antwortet; Gott sagt die Ereignisse vorher, die den Pharao zwingen sollen, die Hebräer zu entlassen; Moses wendet ein; allenthalben erscheint Gott unmittelbar handelnd; er ist es, der das Herz des Pharao verhärtet, die Erstgeburt der Aegypter schlägt u. s. f. Es ist dieses die älteste Art zu erzählen und zu schreiben.

Man könnte also nur noch fragen, was denn von der Verwandlung des Stabes in eine Schlange, und des Wassers

in Blut; dann von dem Aussatze an der Hand zu halten sey. Wie es dabei zugegangen ist, können wir zwar nicht sagen; indeß scheinen diese Wunder die Naturkräfte nicht absolut überstiegen zu haben. Dieß nehmen wir daraus ab, daß weder Pharao noch seine Magier darin etwas Uebernatürliches sahen: Ersterer ließ sich dadurch nicht bewegen, die Hebräer zu entlassen, obschon die Verwandlung des Stabes in eine Schlange das größte aller Wunder gewesen wäre. Die Magier warfen ihre Stäbe gleichfalls zur Erde, und sie wurden in Schlangen verwandelt; sie verwandelten Wasser in Blut, und brachten Frösche hervor. Erst als sich Läuse an Menschen und Vieh zeigten, gestanden sie, daß hier der Finger Gottes sey; dieses ist der beste Beweis, daß es bei ihren Zaubereien natürlich zugieng. So wenig wir nun glauben können, daß die Magier Wunder gethan haben, eben so wenig dürfen wir jene Dinge für Wunder halten, da, wo sie von Moses erzählt werden; mit denselben Worten muß man immer denselben Sinn verbinden. Es läßt sich sogar ein Grund denken, warum Moses zuerst etwas Wunderbares auf natürlichem Wege bewirken mußte; dadurch wurde der Unterschied zwischen göttlichen und menschlichen Wirkungen um so fühlbarer, und die Aegyptier konnten um so leichter einsehen, daß Moses mehr, als ein gewöhnlicher Zauberer sey. —

70.

Die Erstgeburt der Aegyptier starb, wie man leicht denken kann, eines natürlichen, aber plötzlichen Todes. Der plötzliche Tod aber vieler Menschen wurde zu jener Zeit einem Engel zugeschrieben. So lesen wir, daß ein Engel in Einer Nacht 185,000 Assyrier erschlagen hat; zur Zeit, als die Pest in Jerusalem wüthet, sieht man einen Engel mit bloßem Schwerte durch die Stadt ziehen. Ueberhaupt schrieb man alles, was durch geheime Kräfte bewirkt wurde, einem Engel zu, z. B. die Aufwallung des Schwimmteiches Joh. 5, 4. Da aber der Tod nur die Erstgeburt wegraffte, und überdieß Moses das Ereigniß vorhergesagt hatte, so leuchtete zugleich

ein, daß dasselbe mit der Sendung des Moses zusammenhänge, und dieß war hinreichend, ihn als göttlichen Gesandten auch zu beglaubigen. Was Moses unmittelbar vor dem Auszug aus Aegypten verordnete, z. B. daß die Hebräer ein Lamm schlachten, und mit dem Blute desselben die Pfosten der Hausthüren besprengen; daß sie das Lamm stehend, und mit dem Stab in der Hand verzehren sollten u. dgl., das hatte bloß einen religiösen Zweck; durch jene Handlungen sollten nämlich die Gemüther der Hebräer gespannt, und um so mehr zur Liebe und Dankbarkeit gegen Jehova gestimmt werden, je tiefer der Eindruck war, den ihre Befreiung auf sie gemacht hatte.

Man sagt zwar den Hebräern auch nach, daß sie einen Aufstand in Aegypten erregt, und in Folge dessen ausgezogen seyen; da hätte denn Moses die Pfosten der Thüren mit Blut besprengen lassen, damit die Verschwornen, die den Auftrag hatten, alle ägyptischen Männer niederzustoßen, und ihr Gold und Silber wegzunehmen, die Häuser der Hebräer erkennen, und an denselben vorübergehen möchten. Allein es ist unwahrscheinlich, daß die Hebräer einen allgemeinen Aufstand erregt haben; noch unwahrscheinlicher aber, daß sie in Folge eines solchen aus Aegypten gezogen sind. Bekanntlich verließen sie dieses Land mit Weib und Kindern, mit ihrem Vieh, und allem, was sie in Aegypten erworben hatten; die Zahl der Menschen belief sich auf 2 ½ Millionen, darunter befanden sich allein 600,000 streitbare Männer. Eine solche Masse brauchte gewiß längere Zeit, um sich in Bewegung zu setzen. Unterdessen hätte Pharao seine Reiter und Wagen gar wohl zusammenziehen, und den Aufruhr unterdrücken können, wenn ein solcher je statt gehabt hätte. Durfte Pharao hoffen, die Hebräer mit Gewalt zurückführen zu können, nachdem sie versammelt, und bereits außer Aegypten waren, so konnte er noch um so mehr hoffen, den Aufruhr zu unterdrücken, da sie noch im Lande, und nicht auf Einen Haufen versammelt waren. Doch die Hebräer besaßen schon gar den Muth und die Entschlossenheit nicht, die ein Aufstand fodert; sie fürchteten

sich vor den Aegyptiern, als sie dieselben in ihrem Rücken sahen; sie fürchteten sich vor den kriegerischen Bewohnern Canaans, und wollten mehrmal nach Aegypten zurückkehren; die langwierige Sklaverei hatte sie nämlich muthlos und feig gemacht. Die Hebräer zogen friedlich aus Aegypten ab, weil Pharao, eingeschüchtert durch die vielen Plagen, besonders aber durch das plötzliche Sterben der Erstgeburt, sie von seiner Zwingherrschaft losgesagt hatte; die Aegyptier sahen dem Abzug ruhig zu, und freuten sich sogar darüber.

71.

Moses führte die Hebräer absichtlich den längern Weg durch die Wüste, damit sie sich allmählig abhärten, und an den Krieg gewöhnen möchten. Dieß hielt Pharao für eine Verirrung, und weil es ihn unterdessen gereute, die Hebräer entlassen zu haben, beschloß er sie mit bewaffneter Hand zu verfolgen, und nach Aegypten zurückzuführen. Da traf ihn die letzte Plage, die seiner Tyrannei mit seinem Leben ein Ende machte. Bei dem arabischen Meerbusen stießen die Aegyptier auf die Hebräer. Bekanntlich sind Erdbeben und vulkanische Ausbrüche in den Küstenländern zu Hause, und beweisen ihre Wirkung nicht selten auch in dem Grunde des Meeres. Als nun die Hebräer vor sich das Meer, hinter sich die Aegyptier hatten, und auf das Aeußerste gebracht waren, so wurde durch die Wirkung eines solchen vulkanischen Ausbruches der Grund des Meeres erhoben, und das Wasser getheilt; ein heftiger und brennender Wind, immer der Vorbothe und Begleiter vulkanischer Ausbrüche, trocknete schnell den zu Tag gekommenen Grund, und machte ihn gangbar. Auf diesem giengen die Hebräer trocknen Fußes auf das jenseitige Ufer; die Aegyptier folgten ihnen auf den Fuß. Jetzt erfolgte der Ausbruch des Vulkan, und der Damm, den das eingeschlossene Feuer aufgeworfen hatte, fieng an, einzusinken; das hervorbrechende Feuer machte die Pferde scheu, und brachte sie in Unordnung. Die Aegyptier wollten sich nun zurückziehen; aber zu spät; denn sobald, als die Erdmasse, die jenen

Damm gebildet hatte, in sich zerfallen war, trat auch das Wasser mit Gewalt in sein voriges Bett zurück, und begrub di. Aegyptier unter seinen Wellen. Moses selbst giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß es bei dem Durchgang durch den arabischen Meerbusen mit natürlichen Dingen zugegangen ist; er bemerkt nämlich, daß die ganze Nacht hindurch ein heftiger und brennender Wind geweht hat; hätte Gott jenen Durchgang mittels eines Wunders bewerkstelligen wollen, so hätte er dazu schwerlich den Wind gebraucht. Damit indeß die Hebräer einsehen möchten, daß sie ihre Rettung nicht einem zufälligen Naturereigniß, sondern der liebevollen Vorsehung Gottes zu danken haben, so sagte Moses den Untergang der Aegyptier mit aller Zuversicht voraus: „Die Aegyptier da werdet ihr nicht mehr, ewig nicht mehr sehen.“ Exod. 14, 13.

72.

Von dem Eintritte der Hebräer in die Wüste an stellte sich ein säulenförmiges Meteor ein, das am Tage als eine düstere Wolke erschien, bei der Nacht aber leuchtete. Diese Wolken- und Feuersäule diente denselben bei dem Zuge durch die Wüste als Wegweiser; sie stellte sich zwischen das Heer der Aegyptier und die Hebräer, und hinderte, daß die Einen die Andern nicht angreifen konnten, und verließ die Hebräer nicht eher, als bis sie an die Gränze von Canaan gekommen waren. In so fern nun jenes Meteor zum Dienste der Hebräer geordnet war, ist es ein Wunder, wenn dasselbe übrigens schon aus natürlichen Ursachen entstanden seyn mag.

In der Wüste litten die Hebräer anfänglich großen Mangel an Wasser. Schon lagen sie allenthalben auf dem dürren Boden umher, dem Untergange nahe, als Gott den Moses, der in dieser Noth zu ihm rief, zu einer ergiebigen Wasserquelle leitete. Dieß war ein Labsal für das Volk. Die gewöhnliche Nahrung der Hebräer in der Wüste war das Manna, das jeden Morgen die Pflanzen und Stauden bedeckte, und noch jetzt, wenn schon seltner, zu finden ist; zur Abwechslung

erhielten sie Wachteln, welche ein heftiger Wind in die Wüste hineintrieb.

Im dritten Monat nach dem Auszuge aus Aegypten wurde das Gesetz vom Sinai herab feyerlich promulgirt. Auch hier erschien Jehova im Feuer, wie früher am Horeb; nur war dießmal die Erscheinung furchtbar; der Berg rauchte und bebte, und der Donner hallte mit unerhörter Furchtbarkeit durch die Klüfte und Felsengebirge. Moses hatte drei Tage vorher das Volk von diesem Ereigniß in Kenntniß gesetzt, und es darauf vorbereitet; dieß beweist hinlänglich, daß bei der Gesetzgebung kein Zufall oder Täuschung im Spiele war, wie Einige glauben.

So hat es also Moses nicht bei dem bloßen Vorgeben, daß ihm Jehova erschienen ist, bewenden lassen; er hat eines göttlichen Gesandten würdig gelehrt, gelebt und gewirkt, und somit die Wahrheit seiner Aussage hinlänglich bestätiget; darum verdient er Glauben.

73.

Es läßt sich auch nicht wohl begreifen, wie das Unternehmen des Moses hätte gelingen können, wenn es Gott nicht so auffallend unterstützt hätte. Gesetzt, Moses habe den Plan gehabt, sich zum König aufzuwerfen, und habe das Volk durch das Versprechen eines fetten Landes; seinen Bruder durch die Verheißung des Oberpriesterthums für diesen Zweck gewonnen, so fehlte noch viel, daß er seinen Zweck auch wirklich erreichte, das Volk mußte erst befreit; das fette Land erobert werden. Von dem Volke, das befreit werden sollte, war nichts zu erwarten; da war weder Eintracht, noch Zuversicht; weder Selbstgefühl, noch Muth vorauszusetzen, eine lange Sklaverei, und tiefes Elend hatten alle diese Empfindungen erstickt. Wenn es ihm auch gelungen wäre, den Haufen durch seine Beredtsamkeit auf einen Augenblick fortzureißen, so würde doch diese erkünstelte Begeisterung denselben bei der ersten Gefahr im Stiche gelassen haben; sie würden muthloser, als jemals in ihr Knechtsgefühl zurückgefallen seyn. Oder

hat vielleicht die Magie einen so starken Eindruck auf den Pharao gemacht, daß er die Hebräer gutwillig entließ? Nein; die Magie war ja in Aegypten zu Hause, und Pharao wußte eben so gut, als jeder Magier, daß es dabei ganz natürlich zugehe.

Bedurfte es schon einer besondern Dazwischenkunft Gottes, um ein entnervtes Volk aus der Gewalt eines Despoten zu befreien, so war eine solche Dazwischenkunft doppelt nothwendig, um eine Horde wilder Nomaden in einen wohlgeordneten Staat zu vereinigen, und den neuen Gesetzen Achtung zu verschaffen. Hat Moses diese Dinge aus eigener Kraft bewirkt, so ist dieses selbst schon ein Wunder. —

74.

Moses sagte auch zukünftige Dinge vorher, und zwar nicht nur solche, die nahe bevorstanden, wie die ägyptischen Plagen; sondern auch solche, die noch in der fernen Zukunft lagen. Dahin gehört außer andern auch dieses, daß jedes sechste Jahr eine dreifache Aerndte seyn werde, damit die Hebräer, wenn sie im Sabbathjahre die Felder ruhen lassen, nichts desto weniger zu leben haben; so steht wörtlich geschrieben, Exod. 25, 20. Daß eine solche Vorhersagung die menschlichen Kräfte übersteige, bedarf wohl keines Beweises; es fragt sich also nur, ob sie auch erfüllt worden ist. So viel ist gewiß, daß die Hebräer das Gesetz, im Sabbathjahre nicht zu säen, noch zu den Zeiten der Maccabäer beobachtet haben. Daraus schließen wir mit Recht, daß jene Vorhersagung jedesmal auch erfüllt worden ist; denn hätte die dreifache Aerndte auch nur Einmal gefehlt, so würden sich die Hebräer nicht zum zweitenmale der Gefahr zu verhungern ausgesetzt haben. Die alle sechs Jahre wiederkehrende Erfüllung dieser Weissagung mußte dem Moses selbst bei denjenigen das Ansehen eines göttlichen Gesandten verschaffen, die ihn nicht gehört und gesehen haben.

75.

Moses hat auch gegen die Gewohnheit anderer Religionsstifter vorausgesagt, daß seine Anstalt nicht ewig dauern, sondern daß ein Prophet, wie er selbst, kommen werde, den Israel hören soll. Er hatte die Erfüllung der Zeiten, wo das Gerüstwerk, womit er die Wahrheit gegen die Stürme des Aberglaubens und des mannigfaltigen Betruges gesichert hatte, unbrauchbar werden würde, in seinem weit über Canaan hinausreichenden Blicke. Auch diese Vorhersagung des Moses gieng genau in Erfüllung; jener andere Prophet erschien wirklich, und mit seinem Erscheinen erreichte die Mosaische Constitution ihr Ende. Dadurch erhält die Aussage des Moses, daß er von Gott gesendet worden sey, ein neues Gewicht; es gehörte nämlich ein Wunder dazu, daß die Mosaische Constitution bis zur bestimmten Zeit erhalten wurde; zu Gunsten eines Schwärmers oder Betrügers thut Gott, so viel wir wissen, kein Wunder.

Moses starb an der Gränze von Canaan, und überließ die Eroberung und Vertheilung des Landes dem Josue. Das Land Canaan war um diese Zeit unter mehrere Könige und Fürsten getheilt; ein Umstand, der dem Josue die Eroberung sehr erleichterte. Dieser theilte das Land unter die zwölf Stämme durch das Loos, und ordnete alles nach dem Gesetz des Moses; das Volk blieb anfangs der Constitution getreu, und befand sich wohl dabei. Nach dem Tode Josuas aber entstand schon eine Zerrüttung in dem religiösen und politischen Zustande der Hebräer; weil sie nämlich mit den Einwohnern von Canaan, anstatt sie völlig zu vertreiben, sich in nähere Verbindungen einließen, oder wenigstens mit einem Tribut zufrieden waren, so wurden sie von diesen zuerst zum Götzendienst verführt, und mehrmal unterjocht. Indeß kehrten sie jedesmal zu ihrer Constitution zurück; der Druck brachte sie zur Besinnung, und rief Helden hervor, die sich an die Spitze stellten, und das Land retteten; dergleichen waren G i d e o n, S i m s o n, J e p h t e u. a. Ueberhaupt sind die

Schicksale der Hebräer in dieser Periode recht sinnliche Beweise der Theokratie; Gott züchtiget sie, so oft sie dem Gesetze des Moses untreu werden; er läßt aber nicht zu, daß sie von demselben ganz abfallen.

Bis daher hatten die Hebräer keinen andern König, als Jehova. Jetzt verlangten sie einen König, und erhielten einen solchen. In der Mosaischen Verfassung wurde aber dadurch nichts geändert; denn Moses hat, wie wir schon gesagt haben, in Hinsicht auf die wandelbare Regierungsform nichts vorgeschrieben; ja er hat es sogar vorhergesagt, daß die Hebräer seiner Zeit einen König begehren würden. Die zeitlichen Könige der Hebräer waren indeß nur die Stellvertretter Jehovas, der auch jetzt noch der eigentliche König blieb; er verwarf den König Saul, und setzte an seine Stelle den David, der den Gottesdienst durch heilige Gesänge vervollkommnete, und überhaupt sich große Verdienste um die Religion erwarb. Als Rehabeam, Salomons Sohn zur Regierung kam, fielen zwar zehn Stämme ab, und bildeten ein eigenes Reich, dessen Könige alle Gräuel der Abgötterei in demselben einführten; aber im Königreich Juda erhielt sich die Mosaische Religion, obschon sie öfters auch verfinstert wurde. Diese Erhaltung war vorzugsweise das Werk der Propheten, welche die Vorsehung gerade zu der Zeit erweckte, da die Verfinsterung allgemein einzureißen drohte. — Jetzt wurde die ganze jüdische Nation gefangen nach Babylon geführt, und erst nach siebenzig Jahren wieder frei gelassen. Dieses Exil und die darauffolgende Rückkehr machten einen so tiefen Eindruck, daß er nie wieder erlosch, und erzeugten einen großen Eifer. Esdras und Nehemias, die an der Spitze der heimkehrenden Juden standen, stellten alles wieder auf den alten Fuß her, und drangen auf die genaue Beobachtung des Mosaischen Gesetzes. Nicht einmal die blutige Verfolgungen des Antiochus waren im Stande, die Juden von ihrem Gesetze abwendig zu machen. Erst nachdem Jesus erschienen war, und sich als den von Moses verkündeten Propheten erklärt hatte, erreichte die

Verfassung des Moses für immer ihr Ende, und machte einer vollkommneren Platz. Wenn es also damit seine Richtigkeit hat, daß nur Gott irgend einem Dinge eine bestimmte Dauer geben kann, so müssen wir auch gestehen, daß die Constitution des Moses aus Gott war.

76.

Um dem neuen Propheten glauben zu können, mußten demselben natürlich mehrere Weissagungen vorangehen. In der That war Moses weder der erste, noch der einzige, der von jenem Propheten weissagte; es ist kein wichtiger Umstand aus dem Leben desselben, den Gott nicht vorhersagen ließ. Diese Weissagungen heißt man messianische, weil der Prophet, auf den sie sich beziehen, seit der Zeit des Königs David Messias d. i. König vorzugsweise genannt wurde. —

Die messianische Weissagungen wurden größtentheils durch besondere Umstände des Ortes und der Zeit veranlaßt. Dieses hindert indeß nicht, daß sie auch einen tiefer liegenden oder geistigen Sinn in sich schließen. Es ist gar nicht nothwendig, daß der Prophet diesen höhern Sinn schon kannte; genug, daß derselbe bei zunehmendem Licht fortlaufender Zeiten erkannt wurde. Man muß also den Sinn, welchen der Prophet mit seinem Ausspruche verband, von jenem unterscheiden; den Gott damit verbunden wissen wollte; jenen kann man den buchstäblichen; diesen den geistigen nennen, beide können recht gut nebeneinander bestehen; denn Niemand wird läugnen, daß der Geist Gottes durch eine nahe liegende Begebenheit eine entferntere andeuten könne, ohne daß der Prophet eine Ahnung davon hat. Ich will das Gesagte durch ein Beispiel erläutern: Isaias sagt: Sieh! eine Jungfrau wird empfangen, und einen Sohn gebähren, und sein Name wird Emanuel heissen. Is. 7, 14. Dieses ist unstreitig eine Weissagung; es fragt sich also, was zunächst der Prophet bei diesen Worten dachte, und was allenfalls Gott dadurch andeuten wollte. Isaias wollte

schwerlich etwas anders sagen, als dieses: eine Jungfrau, die eben im Begriffe ist, zu heirathen, wird sogleich empfangen, und einen Sohn gebähren. — Dieses ergiebt sich aus dem Zusammenhang. Der König Achaz wollte nämlich eine sehr unpolitische Verbindung eingehen; Isaias aber rieth ihm davon ab, und als er ihm nicht glauben wollte, so sagte er etwas voraus, was nur Gott wissen kann, nämlich, daß eine Jungfrau, die sich eben verheirathet hatte, sogleich empfangen, und ein Kind männlichen Geschlechtes gebähren werde. — Dieses hätte dem König ein Zeichen seyn können und sollen, daß Isaias im Namen Gottes zu ihm rede, und ihn von seinem verderblichen Vorhaben um so mehr abhalten sollen, als der Prophet auch noch andere Umstände beifügte, die lediglich nur von dem Willen Gottes abhiengen, z. B. daß die Feinde des Achaz selbst überwunden seyn werden, ehe noch der Knabe Vater und Mutter sagen kann; daß zu der Zeit, da derselbe mündig seyn wird, Ueberfluß im Lande herrschen wird u. s. f. Als jene Weissagung gesprochen wurde, dachte wohl Niemand an die Mutter des Messias. Eben so wenig dürfte aber in Abrede gestellt werden, daß Gott durch jene Weissagung ein noch fernes, viel wichtigers Ereigniß andeuten wollte; nämlich, daß eine Jungfrau den Messias empfangen und gebähren werde, wenigstens bezog man jene Weissagung frühzeitig genug auf den Messias, weil man wohl einsehen mußte, daß der Name Emanuel auf den Messias vielmehr, als auf ein gewöhnliches Menschenkind passe, und die Geburt desselben aus einer wirklichen Jungfrau der Weissagung des Propheten vollkommener entspreche. Wie es aber auch zugegangen seyn mag, daß man in jener Weissagung des Isaias neben dem buchstäblichen Sinn auch noch einen höhern Sinn erkannte, so bleibt es dabei, daß ein Mensch weissagen kann, ohne daß er es weiß; ich verweise auf Joh. 11, 51. Nach diesen vorläufigen Bemerkungen kommen wir zu den Weissagungen selbst. Vorläufig wurde die Abkunft des Messias bekannt gemacht; er sollte ein Abkömmling Abrahams seyn: „In dir wer-

den alle Geschlechter der Erde gesegnet werden.“ Gen. 11, 3. Diese Abkunft wurde auf die Nachkommenschaft Abrahams durch den Isaak eingeschränkt; sodann auf Jakob und seinen Sohn Judas; endlich auf die Familie Davids, der von Judas abstammte; Messias und Sohn Davids waren zuletzt gleichbedeutende Namen. Hierauf ließ Gott die eigentliche Zeit seiner Ankunft und den Ort seiner Geburt vorhersagen; die Ankunft des Messias sollte 70 Jahreswochen oder 490 Jahre nach Entlassung des Dekretes, daß Jerusalem wieder aufgebaut werden darf, und zu der Zeit erfolgen, da Judäa seine eigenen Herrscher und mit ihnen seine Selbstständigkeit verloren haben wird. Als Geburtsort des Messias wurde das Städtchen Bethlehem bezeichnet. Das Leben und die Schicksale des Messias sind bis auf die kleinsten Umstände vorhergesagt; dahin gehören seine Geburt aus einer Jungfrau, seine Wunder, und sein gewaltsamer Tod; ferners jene Dinge, die seinen Tod begleiten werden, als: Der Messias wird um dreißig Silberlinge verkauft werden; man wird ihn den Missethätern gleich setzen, seine Hände und Füße durchbohren, und über seine Kleider das Loos werfen; seine Seele wird nicht im Grabe bleiben, noch sein Leib in Verwesung übergehen. An die Ankunft des Messias knüpften die Propheten immer auch die Hoffnung besserer Zeiten; da sollte ein neuer Bund geschlossen, die Missethat getilgt, und ewige Gerechtigkeit heraufgeführt werden. Alle Völker sollten zur Verehrung des wahren Gottes vereiniget, und Opfer von der Art, wie sie Melchisedech einst darbrachte, an allen Orten dargebracht werden. Im Reiche des Messias sollte allgemeiner Friede herrschen; die Völker werden ihre Schwerter in Pflugscharen, ihre Lanzen in Sicheln verwandeln.

77.

Es ist eine allbekannte Sache, daß die Juden einen Messias erwartet haben. In der Sanction, wodurch dem Maccabäer Simon und seiner Familie die Herrschaft über-

tragen wurde, stand der Beisatz: Bis der rechte Prophet kömmt. 1 Mac. 14, 41. Diese Erwartung war gerade da am allgemeinsten und lebendigsten, da Jesus von Nazareth auftrat; dieß geht schon hervor aus den Worten der Samariterin: „Ich weiß, daß der Messias kömmt. Wenn dieser kömmt, dann wird er uns alles verkündigen“ — Joh. 4, 25. Simeon, Anna und noch viele andere warteten auf den Trost Israels, und der Erstere hatte sogar die Zusage erhalten, daß er nicht sterben werde, bevor er nicht den Messias gesehen hätte. Luc. 2, 26. Nur die allgemeine Erwartung des Messias war es auch, was das Synedrium bewog, eine Deputation an Johannes den Täufer zu senden, und ihn fragen zu lassen, ob er der Messias sey. Joh. 1, 19. Die Juden, welche die Zerstörung Jerusalems überlebten, sagten, daß der Messias an eben dem Tag geboren worden sey, an dem Jerusalem und der Tempel zerstört wurden. Gerade um jene Zeit, da Jesus lebte und wirkte, oder doch bald nachher traten auch mehrere Betrüger auf, die sich für den Messias ausgaben, was weder vorher noch nachher geschah — ein Beweis, daß man gerade damals den Messias erwartete; wie hätten sonst jene Betrüger hoffen können, mit ihrem Vorgeben Eingang zu finden?

Will man nun nicht zugeben, daß dem Messias Weissagungen vorangegangen sind, so mag man uns erklären, wie denn die Juden zu dem Glauben gekommen sind; daß einmal ein Messias komme, und wie sie sogar die Zeit seiner Ankunft bestimmen konnten. Die Juden läugnen zur Stunde noch nicht, daß der Messias verheißen sey; vielmehr halten sie die Bücher, in welchen jene Weissagungen enthalten sind, vor der ganzen Welt offen; nur das läugnen sie, daß Jesus von Nazareth jener Messias sey. Sind aber dem Messias wirklich Weissagungen vorangegangen, wie wir nach der Natur der Sache und dem allgemeinen Glauben der Juden annehmen müssen, so bleibt nur noch zu beweisen, daß der Stifter der christlichen Religion dieser Messias ist. Daraus wird sich von selbst ergeben, daß jene Religion nicht so von

ohngefähr, wie etwa der Islamismus oder eine andere Secte, in die Welt gekommen, sondern absichtlich von Gott an die Stelle der Mosaischen Religion gesetzt worden ist.

C. Die christliche Offenbarung.

78.

Der Messias muß bereits gekommen seyn, wer dieser auch immer seyn mag. Man kennt vier Beschlüße, wodurch den Juden erlaubt wurde, aus der Gefangenschaft heimzukehren, und Jerusalem wieder aufzubauen; der erste gieng vom Cyrus aus; der zweite von Darius, der dritte und vierte von Artaxerxes. Von welchem Beschlusse man aber zu zählen anfangen mag, so sind die siebenzig Jahreswochen längst verflossen. Das Scepter ist von Juda schon seit siebzehn hundert Jahren genommen, und die jüdische Nation hat aufgehört, selbstständig zu seyn.

Dieser Messias ist kein anderer, als Jesus von Nazareth. Er sagt dieses selbst bei verschiedenen Anlässen z. B. vor dem samaritanischen Weibe Joh. 4, 26; vor den Juden Joh. 10, 25; vor dem hohen Rathe Matth. 26, 64... Jesus ist zwar hier Zeuge in seiner eigenen Sache; allein die Regel, daß Niemand Zeuge in seiner eigenen Sache seyn kann, leidet eine Ausnahme, wenn die Sache von der Art ist, daß Niemand anderer Zeugniß geben kann, und dieses ist der Fall hier; Jesus konnte es allein wissen, wer er ist und woher er gekommen ist. Dann kommt ja dieses Zeugniß aus dem Munde desjenigen, dem man keine Sünde vorwerfen konnte; es ist also kein Grund da, die Wahrheit desselben in Zweifel zu ziehen.

Indeß haben wir dafür, daß Jesus der Messias ist, noch ein anderes, ganz unverdächtiges Zeugniß; es sind nämlich in seiner Person alle Weissagungen der Propheten auffallend zusammengetroffen: Jesus stammte durch seine Mutter von David, und durch diesen von Abraham ab; er wurde zu Bethlehem geboren, als die siebenzig Jahreswochen eben abgelaufen, und die Römer

bereits Herren von Judäa waren; Maria, seine Mutter, erkannte keinen Mann. Ueberdieß heilte Jesus alle Krankheiten, und wirkte überhaupt so viele Wunder, daß er die ausschweifendsten Erwartungen des jüdischen Volkes befriedigte: „Viele sprachen: wenn der Messias kömmt, kann er wohl mehr Zeichen thun?“ — Joh. 7, 31. Daß Jesus eines gewaltsamen Todes gestorben ist, weiß jedermann; was sich dabei zugetragen hat, gleicht Zug für Zug dem, was die Propheten von den Umständen geweissagt hatten, die den Tod des Messias begleiten würden; Jesus wurde um dreißig Silberlinge verrathen, zwischen zwei Mördern gekreuziget, und auf diese Weise an Händen und Füssen durchbohrt; die Soldaten warfen über seine Kleider das Loos. Am dritten Tag nach der Hinrichtung gieng Jesus wieder lebendig aus dem Grabe hervor. Was dann Jesus nach seinem Hingange aus dieser Welt gewirkt hat, übertrifft weit alle Schilderungen, welche die Propheten von dem Messiasreiche gemacht haben. Jesus stiftete einen neuen Bund, und wendete sich dabei nicht mehr an ein einzelnes Volk, sondern an das ganze Menschengeschlecht; nicht an eine einzige Region unserer geistigen Natur, sondern an den ganzen Menschen. Alle Menschen wurden zur Erkenntniß des wahren Gottes berufen, und zur gemeinsamen Verehrung desselben im Geiste und der Wahrheit vereiniget; ein neues Opfer, ähnlich jenem des Melchisedech, wurde fortan Gott aller Orten dargebracht. Völker, die bis daher ihre Lust an Raub und Mord hatten, und in einem ewigen Krieg lebten, wandten sich nun zum Ackerbau, und den übrigen Künsten des Friedens. Kurz; mit dem Christenthume begannen glückliche Zeiten, und ein neuer großer Weltlauf. —

Hätte es Jesus bei der blossen Aussage, daß er der Messias sey, bewenden lassen, so hätte man wenigstens einen Scheingrund gehabt, zu sagen, er habe sich selbst zum Messias gemacht. Da aber in seiner Person auch alle Weissagungen der Propheten erfüllt worden sind, so fällt selbst jener Scheingrund weg; denn es stand wahrlich nicht in seiner

Macht, alle Weissagungen wahr zu machen. Gesetzt, daß seine Abstammung, die Zeit und der Ort seiner Geburt zufällig mit den Bestimmungen der Propheten zusammengetroffen hätten, konnte er auch machen, daß er gekreuziget, und so an Händen und Füssen durchbohrt wurde? Konnte er es dem Judas eingeben, daß er ihn für dreißig Silberling verrieth, oder den Soldaten, daß sie seine Kleider nicht theilten, sondern das Loos darüber warfen? Hieng es etwa von ihm ab, daß er nach drei Tagen lebendig aus dem Grabe hervorgieng? Am allerwenigsten aber konnte er zur Erfüllung jener Weissagungen beitragen, die sich auf das Messiasreich bezogen. Man kann höchstens noch fragen, warum denn die Juden nicht an Jesus geglaubt haben, wenn die Weissagungen der Propheten so genau an ihm erfüllt worden sind; auch darauf ist die Antwort nicht schwer.

79.

Die Behauptung, daß die Juden nicht an Jesus geglaubt haben, ist nur zum Theil wahr. Schon da Jesus noch im Fleische wandelte, glaubten viele an ihn; bei jedem auffallendern Wunder rief das anwesende Volk aus: der große Prophet ist unter uns aufgestanden — und einmal war es sogar auf dem Punkte, denselben als den Messias zu erklären. Nach der Auferstehung und noch mehr nach der Himmelfahrt Jesu nahm die Zahl der Gläubigen mit jedem Tage zu; darunter befanden sich auch schon mehrere jüdische Priester. Doch wozu bedarf es vieler Beweise, da es ja bekannt ist, daß die erste Christengemeinde in Jerusalem entstanden ist? Es bleibt also nur noch die Frage, warum nicht alle Juden in Jesus den Messias erkannt haben. Darauf antworten wir so: Es gab unter den Juden viele irdisch Gesinnte; diese verstanden weder die Größe noch die Niedrigkeit des Messias, wie sie in den Weissagungen ihrer Propheten beschrieben war. Der Stolz daran, daß sie das auserwählte Volk Gottes sind, ließ sie nicht den ganzen Umfang der Verheissung sehen, die dem Abraham gemacht worden war, daß nämlich in seinem Samen

alle Völker der Erde gesegnet werden sollten. Sie hatten sich in die Bilder so sehr verliebt, und erwarteten sie so einzig, daß sie darüber die Sache verkannten; sie erwarteten einen weltlichen Erlöser, und bildeten sich ein, daß die Juden allein erlöst würden, und zwar von ihren zeitlichen Feinden, und daß sie unter ihrem Messias für immer alle Könige und Nationen der Erde beherrschen würden. Von dieser Einbildung, die mit der dem Abraham gemachten Verheissung im geraden Widerspruche stand, und Gottes, dessen Gnade allgemein ist, unwürdig war, kam die Blindheit und Hartnäckigkeit her, nichts zu sehen, und nichts zu glauben, was die Propheten gesprochen haben, daher die Erbitterung gegen Jesus, dessen niedrige Ankunft nun einmal nicht nach ihrem Sinne war. Uebrigens wird Jesus auch dadurch als der Messias bezeichnet, daß ihn ein Theil der Juden nicht als solchen erkannte; denn auch dieses war geweissagt, daß der Messias verworfen werden, und zum Aergerniß seyn werde. — Es ist somit gleich stark erwiesen, daß Jesus der Messias ist, sowohl durch die gerechten Juden, die ihn annahmen, als durch die ungerechten, die ihn verwarfen, weil das Eine eben so wie das Andere vorhergesagt ist, und der Unglaube des einen Theiles ist vielmehr ein Grund dafür, daß Jesus der Messias ist, als ein Einwurf dagegen. Es ist in der That etwas Wunderbares, daß die Juden einerseits die eifrigsten Vertheidiger der geweissagten Dinge, andererseits aber die größten Feinde der Erfüllung sind, und daß dieser Widerstand selbst vorhergesagt ist. —

80.

Ist Jesus wirklich der verheissene Messias, so liegt auch am Tage, daß die christliche Religion nach einem positiven Rathschluß Gottes in die Welt gekommen und im Grunde so alt, als diese ist. Daß dadurch jene Religion an Glaubwürdigkeit sehr gewinne, bedarf wohl keines Beweises; wahrlich eine Religion, die vorhergesagt ist, und mit den frühern Offenbarungen Gottes genau zusammenhängt, kann nicht das

Werk des Zufalles, noch viel weniger des menschlichen Betruges seyn. — Wir wollen nun hören, was Jesus von sich selbst und von seiner Lehre sagt.

81.

Jesus sagt nicht bloß, daß er der von Moses verkündete Prophet oder der Messias, sondern auch, daß er von Gott gesendet sey, und nicht seine, sondern die Lehre dessen vortrage, der ihn gesendet hat; verweisen hier auf Joh. 6, 29; 7, 16; 12, 49. Es fragt sich nun, ob und wie Jesus die Wahrheit seiner Aussage bestätiget hat. Wenn wir auf den Inhalt, der von Jesus vorgetragenen Lehre sehen, so müssen wir gestehen, daß dieselbe eines göttlichen Gesandten vollkommen würdig ist; man hat nach so vielen Jahrhunderten nichts entdecken können, was mit der Vernunft im Widerspruche steht, obschon man es zu keiner Zeit an Kritik fehlen ließ; vielmehr ergab sich nach jeder unpartheyischen Prüfung auf's Neue, daß die Lehre Jesu ganz vernunftmäßig ist. Das Symbolum enthält die Lehre von dem Einen Gott, dem gütigen, aber auch heiligen Vater aller Menschen; von dem Sohne, den der Vater gesandt hat, um die durch die Sünde gestörte Ordnung im Reiche Gottes wieder herzustellen, und von der Zukunft. Diese Lehren sind theils rational, theils positiv, und gerade diese Verbindung des Positiven mit dem Rationalen ist es, was die christliche Religion zur Weltreligion qualifizirt; dadurch wird sie dem Philosophen eben so angemessen, als dem gemeinen Manne. Die Vernunft = Religion ist bei Jesus rein und practisch, und was die Vernunft durch ihre Operationen bis jetzt herausgebracht hat, ist in dem Evangelium ohne wissenschaftliche Form niedergelegt. Der positive Theil der christlichen Glaubenslehre bestätiget den rationalen in der Lehre von Gott, Tugend und Unsterblichkeit, und begründet sie tiefer; er giebt aber auch neue Aufschlüße; dahin gehört die Lehre von dem Ursprunge des Bösen, und den Rath=

schlüssen Gottes, die sich auf die Besserung und Beseligung des sündigen Menschengeschlechtes beziehen.

Die Sittenlehre Jesu ist seiner Glaubenslehre ganz angemessen; in ihr steht die Pflicht der Buße oben an. Jesus nimmt die Menschen, wie sie sind, und leitet sie zu dem hin, was sie seyn können und seyn sollen. Mit milder Strenge macht er große, aber nicht überspannte Foderungen, indem er Selbstverläugnung, Besserung und beständiges Fortschreiten im Guten vorschreibt. Die Pflichten, Triebfedern und Mittel der christlichen Sittenlehre sind nicht auf Zeit und Ort, nicht auf eine gewisse Klasse von Menschen eingeschränkt: sondern dem Menschengeschlechte zu allen Zeiten und an allen Orten angemessen. Dadurch wird die Sittenlehre Jesu geeignet, das Gesetzbuch der Welt zu seyn. —

82.

Auch der Charakter Jesu ist eines göttlichen Gesandten nicht unwürdig; denn der strengste Censor konnte in demselben keinen unwürdigen Zug ausspähen, obschon Jesus jeden herausforderte, ihn einer Sünde zu beschuldigen. Bei der Versuchung, bei dem Vorgefühle des nahen Todes, und am Kreuze, bei der Einladung zur weltlichen Herrschaft behielt sein Geist die Oberhand über die Sinnlichkeit; bei den Verläumdungen seiner Feinde und den Schwächen seiner Jünger blieb er sich immer gleich, ohne Spur einer übeln Laune. Pilatus und Herodes fanden keine Schuld an ihm, und der Jünger, der ihn aus Eigennutz verrathen hatte, gestand, daß er einen Unschuldigen verrathen habe, und nahm sich aus Verzweiflung darüber das Leben. Ueberdieß sind in dem Charakter Jesu Tugenden, die sich schwer vereinigen lassen, in schöner Harmonie; vorzüglich finden wir in demselben jene drei Züge, die das Ideal des tugendhaften Menschen ausmachen, nämlich die Liebe zu Gott und den Menschen, und die gänzliche Aufopferung für die Sache der Tugend. Den Willen seines himmlischen Vaters zu thun, war ihm ein eben so dringendes Bedürfniß, als uns gewöhnlichen Menschen das

Essen und Trinken, und ihm zu Gefallen wurde er gehorsam bis zum Tode des Kreuzes. Seine Menschenfreundlichkeit hatte keine Gränzen; ihnen zu Lieb entsagte er allen Freuden und Ehren seiner Person, und unternahm die moralische Reformation, von der er keinen Vortheil, und keinen Fortgang nach der Stimmung des Zeitgeistes erwarten durfte. Edel ist seine Thräne über Jerusalem; erhaben sein Betragen gegen den Judas, erbarmend seine Freundschaft gegen die Sünder, mitleidig seine Güte gegen die Kranken, heldenmüthig seine Fürbitte am Kreuze. — Und diese Gottes- und Menschenliebe war nicht etwa bloß vorübergehend, sondern anhaltend bis zum letzten Athemzuge. Der Charakter Jesu ist also in jeder Hinsicht unvergleichlich und stimmt mit seiner Aussage, daß er von Gott gesendet sey, recht gut überein.

83.

Jesus hat aber zu seiner Beglaubigung auch Wunder gewirkt. Diese lassen sich auf drei Klassen zurückführen; zur ersten gehören die wunderbaren Heilungen verschiedener Kranken, als Blinder, Lahmer, Taubstummer, Aussätziger und solcher, die von bösen Geistern geplagt waren; zur zweiten solche Handlungen, die eine Herrschaft über die Natur voraussetzen; dergleichen sind die Verwandlung des Wassers in Wein, die Beherrschung der Winde und Wogen, die Speisung von mehreren Tausenden mit wenigen Broden u. d. g.; zur dritten Klasse endlich gehören verschiedene Todtenerweckungen, von denen jene des Lazarus wohl die merkwürdigste ist.

Das an den Wundern Jesu überhaupt etwas Wahres ist, sagt einem jeden schon der evangelische Context. Jesus spricht zu den Juden: „Ich habe ein größeres Zeugniß, als das des Johannes; die Werke, die mir der Vater zu vollbringen gegeben hat, diese Werke, die ich thue, geben Zeugniß von mir, daß mich der Vater gesendet hat. Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht. Thue ich sie aber, so glaubet, wenn ihr auch mir nicht glauben wollet, doch den Werken. — Hätte ich nicht Werke unter ihnen gethan, die

kein anderer gethan hat, so hätten sie keine Sünde. Nun aber haben sie dieselben gesehen, und hassen doch mich und meinen Vater. *) Nikodemus, selbst ein Meister in Israel, sagt zu Jesus: Niemand kann die Wunder thun, die du thust, es sey denn, daß Gott mit ihm ist. Das Volk fragt voll Verwunderung: Wenn der Messias kömmt, wird er wohl mehrere Wunder thun, als dieser da thut? Die Priester berathen, was anzufangen sey, da Jesus viele Wunder thut. — Diese und ähnliche Stellen paßten schlechterdings nicht in den Context; ja sie wären ganz sinnlos, wenn Jesus nichts von jenen ausserordentlichen Dingen, die wir von ihm lesen, gethan hätte. Es fragt sich also nur, ob es bei jenen Wundern so ganz natürlich zugegangen ist.

84.

Man hat es wohl versucht, und es ist gerade jetzt eine Lieblingsidee, die Wunder Jesu zu naturalisiren. Allein es ist ein unnützes, mißliches, und wohl auch gefährliches Unternehmen, Begebenheiten, die Jesus und seine Zeitgenossen als Wunder erkannt haben, nach 1800 Jahren natürlich erklären zu wollen; unnütz, weil sie ihren Zweck erreicht haben. Dieser war, wenn wir Jesus selbst hören, kein anderer, als seine Person zu beglaubigen, und seiner Lehre Eingang zu verschaffen; dieß beweisen ausser den oben angeführten Stellen auch noch folgende: Joh. 9, 3; 11, 4. Diesen Zweck nun haben die Wunder erreicht; denn die Welt hat an Jesus geglaubt, und seine Lehre angenommen. Ist dieses darum weniger wahr, weil man hintenher läugnet, daß die Thaten Jesu Wunder waren? Um die natürliche Erklärung der Wunder ist es auch eine mißliche Sache; denn die natürlichen Erklärungen sind so unnatürlich, daß die Vernunft weniger Mühe hat, die Wunder zu glauben, als die Erklärung natürlich zu finden. Zur Bestätigung des Gesagten führen wir einige Proben von solchen natürlich seyn sollenden Erklärungen an.

---

*) Joh. 5, 36; 10, 37; 15, 24.

Jesus soll sich bei seinen Heilungen **natürlicher** Mittel bedient haben. Aber davon wußten weder die Kranken, noch auch die Jünger etwas; würden sie sonst die Heilung einem Wunder zugeschrieben haben? Dann erfordert ja jede Krankheit ein eigenes Mittel; wo hätte nun Jesus die Mittel gegen so verschiedene Krankheiten hernehmen sollen, die er geheilt hat? Wie hätte er sie von einem Orte zum andern bringen können, ohne daß es Jemand bemerkt hätte? Selbst die Salbe aus Koth und Speichel, welche Jesus einem Blinden auf die Augen legte, steht mit der Heilung in keinem natürlichen Zusammenhang.

Ein anderesmal soll Jesus die Krankheiten mittels des **Glaubens** geheilt haben. Doch Jesus heilte ja nicht bloß Nervenschwache, über welche der Glaube etwas vermag; sondern Kranke aller Art, bei denen der Glaube nichts hilft, z. B. Blinde, Taubstumme, Aussätzige u. s. f.; er heilte auch da, wo kein Glaube statt finden konnte, wie dieß der Fall bei dem kranken Sohne des Beamten war, den Jesus **abwesend** heilte. Aber selbst dann, wenn Jesus nur Nervenschwache mittels des Glaubens geheilt hätte, mußte ja schon etwas vorausgegangen seyn, was den Kranken ein so hohes Vertrauen auf Jesus einflößte; dieses konnten nur Wunderheilungen seyn; diese können darum nicht dem Glauben zugeschrieben werden, der ja selbst nur eine Folge jener Heilungen war. — Da übrigens Jesus nur heilte, um sich Glauben zu verschaffen, und nur dann heilte, wenn er hoffen konnte, diesen Zweck zu erreichen, so konnte er mit Recht zu den Geheilten sagen: Dein Glaube hat dir geholfen.

Die Tochter des Synagogenvorstehers **Jair**, und den Jüngling von **Naim**, hat Jesus, sagt man, nur, von der Gefahr, lebendig begraben zu werden, gerettet; sie waren nur scheintodt; die Erweckung des **Lazarus** war mit diesem verabredet. Ob die Tochter des Synagogenvorstehers und der Jüngling von Naim wirklich todt waren, können wir jetzt freilich nicht mehr ausmitteln; aber man kann eben so wenig das Gegentheil beweisen; wir müssen uns also auf das Ur=

theil derjenigen verlassen, die jene Todten zunächst angiengen, und annehmen, daß dieselben nicht eher Anstalten zur Begräbniß gemacht haben, als bis alle Anzeigen des Todes vorhanden waren. Was die Erweckung des Lazarus betrifft, so macht man sich die Erklärung derselben zu leicht. Entweder wußte nur Lazarus allein um die Verabredung, oder es wußten mehrere darum; war das Erstere, so bleibt unbegreiflich, warum man ihn begraben hat, da ja kein Sympton des Todes vorhanden war; unbegreiflich, wie er vier Tage im Grabe seyn konnte, ohne entweder zu ersticken, oder zu verhungern. War aber das Zweite, wie konnte Jesus erwarten, daß der gespielte Betrug auf die Länge unbekannt bleiben werde? Er hätte in diesem Falle mehr auf das Spiel gesetzt, als er durch das verabredete Wunder je hätte gewinnen können. Doch es ist nicht die leiseste Spur einer solchen Verabredung zu entdecken. Vielmehr glaubten viele von den Juden, die zu Maria und Martha gekommen waren, und mit angesehen hatten, was Jesus that, an ihn *). Die hohen Priester und Pharisäer versammelten den hohen Rath, und sprachen: Was fangen wir an; denn dieser Mensch thut viele Zeichen **). Das Volk bezeugte es öffentlich, daß er Lazarus aus dem Grabe gerufen, und von den Todten erweckt habe. Darum gieng es ihm auch entgegen ***).

Wir wollen noch ein Paar Proben von natürlicher Erklärung der Wunder Jesu zum Besten geben. Bei der Brodvermehrung sagt Dr. Paulus in seinem Leben Jesu, gieng es so zu: Unter den 5000 Menschen, die um Jesus waren, befanden sich Arme und Reiche. Die Reichen ließen sich natürlich von ihren mitziehenden Kameelen und Lastthieren ihre Vorräthe herbeibringen; denn Jesus hatte sie aufgefodert, Abendessen zu halten, wie der Morgenländer Abends seine Hauptmahlzeit hat. Jetzt ergriff Jesus vor ihren Augen den kleinen Vorrath, den er mit seinen Jüngern selbst hatte, und

*) Joh. 11, 45.
**) Joh. 11, 47.
***) Joh. 12, 17.

sprach das Dankgebeth. Hierauf zerbrach er die Brode, und ließ sie durch seine Jünger hinlegen; eben so theilte er die Fische... Wenn Jesus so den Gastfreund machte; wenn er so das Beispiel gab, hinzulegen, was er hatte; wie hätten die unter den Gelagerten, die ihre eigenen Vorräthe mitgebracht hatten, zögern können, das Nämliche zu thun, da ohnehin die Gastfreundschaft in jenen Gegenden in einer uns Abendländern ungewöhnlichen Ausdehnung als Pflicht und Ehrensache ausgeübt zu werden pflegt?

Gegen diese Erklärung brauchen wir nur zu bemerken, daß sich unter den Tausenden, welche Jesus gespeist hat, keine, oder nur wenige Reiche befanden. Philippus sagt zu Jesus: Zweihundert Denare reichen nicht hin, um so viel Brod zu kaufen, daß ein jeder nur etwas Weniges erhält. Diese Rede des Apostels beweist hinlänglich, daß außer dem Knaben, der fünf Brode und zwei Fische hatte, Niemand Lebensmittel mit sich führte; denn wären unter den fünf Tausenden wirklich mehrere Reiche gewesen, die einen Vorrath von Lebensmitteln mit sich führten, so wären zweihundert Denare mehr, als hinreichend gewesen, um Brod für die Uebrigen zu kaufen. Waren aber keine Reiche da, die ihre Vorräthe mit den Armen theilen konnten, so half es auch nichts, daß Jesus den Gastfreund machte, und die fünf Brode und die zwei Fische austheilen ließ. Der evangelische Text sagt zwar nicht, daß Jesus die Brode und Fische vermehrt habe; allein wenn außer den fünf Broden und den zwei Fischen kein anderer Vorrath da war, und doch alle satt wurden, die sich gelagert hatten, wie der Text ausdrücklich sagt, so ist damit auch schon gesagt, daß Jesus jene Brode und Fische vermehrt hat.

Die Leute, die gesättiget wurden, blieben dabei keineswegs ruhig; sondern als sie sahen, was Jesus für ein Wunder gethan hat, sagten sie: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll *). Sie wollten ihn zum

---

*) Joh. 6, 14.

König machen. — Alles deutet also darauf hin, daß die fünf Tausend durch ein Wunder gesättiget worden sind; mit welchem Rechte schreibt man nun diese Sättigung der Gastfreundschaft der Reichen zu, und läßt Jesus nur das Verdienst, zuerst das Beispiel gegeben zu haben. Heißt das nicht dem Texte Gewalt anthun, und allen Gesetzen der Auslegung Hohn sprechen? Wäre weiter nichts geschehen, als daß einige Reiche, durch das Beispiel Jesu aufgefodert, ihre Vorräthe mit den Armen getheilt haben, so hätten die Apostel gewiß es bemerkt, oder vielmehr sie würden den ganzen Vorfall mit Stillschweigen übergangen haben; denn es ist nichts Außerordentliches, viel weniger ein Wunder, daß Reiche den Armen von ihrem Ueberfluße mittheilen, und im Orient kann so etwas um so weniger auffallen, als da die Gastfreundschaft eine Ehrensache ist.

In eben diesem Buche findet sich auch folgende Erklärung über Luc. 8, 22 ff. Auf Landseen fällt oft plötzlich, je nachdem man gegen eine Thalschlucht steuert, ein brausender Sturmwind herab. Je nachdem aber das Schiff wieder um einen Berg sich herumwenden kann, der den Thalwind abschneidet, kann man plötzlich wieder in ruhiger See seyn. So entstand auch ein brausender Sturmwind, da Jesus über den See fuhr; die Wellen schlugen in das Schiff hinein. Es wurde überdeckt, und fast schon gefüllt mit Wasser. Die erschrockenen Lehrschüler laufen zu ihrem Meister, der ruhig im Hintertheile des Schiffes schlief. Jesus steht nun auf, nennt sie Furchtsame, schwach in ihrer Ueberzeugungstreue gegen die göttliche Weltordnung, in welcher nicht so leicht Menschen, welche sich einer großen Bestimmung gewidmet haben, umkommen. Dabei sprach er auch über den starken Wind, und daß das Meer bald wieder still, und wie bezähmt werden müßte. Da dieses bald darauf erfolgte, so schrieben die Seinigen diesen Erfolg nicht nur seinem Daseyn, sondern selbst den Worten zu, die er über den Sturmwind und das Brausen des Meeres, wie man in solchen Fällen zu reden pflegt, ausgespochen hatte. Sie machen untereinander ihre Urtheile

und Schlüsse, daß auch Wind und Meer ihrem Messias gehorchen. —

Aber sollten denn die Jünger Jesu, die als Fischer mit dem Meere vertraut waren, nicht auch gewußt haben, daß der Sturm sich jedesmal legt, wenn das Schiff sich um einen Berg herumgewendet hat? Wußten sie aber dieß, wie kamen sie zu dem Glauben, daß Jesus den Sturm gestillt habe? Man sieht also wohl, daß diese Erklärung gezwungen ist. Wenn das Meer wirklich beruhiget wurde, und wenn die Ruhe unmittelbar auf das Wort Jesu erfolgte, wie man annehmen muß, so war dieses ein hinreichender Grund, die Beruhigung dem Machtgebothe Jesu zuzuschreiben; die Jünger Jesu urtheilten, wie jeder vernünftige Mensch in diesem Falle urtheilen muß. Wir lesen zwar nicht, daß Jesus die Deutung seiner Jünger gebilliget hat; aber wir lesen auch nicht, daß er sie mißbilliget, oder berichtiget hat, obschon es ihm nicht entgangen seyn konnte, daß die Jünger staunten, und zu einander sagten: Wer ist wohl der, daß er sogar dem Winde und dem Meere gebietet, und sie gehorchen ihm? Hätte Jesus dieses Urtheil wirklich mißbilliget, so würden es seine Jünger eben so wenig verschwiegen haben, als sie dieses verschwiegen haben, daß er sie Kleingläubige genannt hat.

Endlich ist es auch noch eine bedenkliche Sache, nach 1800 Jahren die Wunder Jesu natürlich erklären zu wollen. Jesus hat bekanntlich nichts geschrieben; was wir von seiner Lehre, und seinen Thaten wissen, das verdanken wir einigen von seinen Jüngern, die etwas davon aufgezeichnet haben. Macht man nun den Grundsatz geltend, daß die Thatsache von dem Urtheil des Erzählers jedesmal unterschieden werden muß, so ist es um das positive Christenthum so gut, als geschehen; denn mit dem nämlichen Rechte kann man sagen, daß man die Lehre Jesu von der Vorstellung der Apostel unterscheiden müsse, und von dieser nicht auf jene schließen dürfe, und wo ist da mehr Gewißheit der Lehre Jesu? Die Ungewißheit der Thatsache zieht also die Ungewißheit der Lehre nach sich, und es bleibt von der christlichen Religion nur so

viel übrig, als es der Vernunft eines jeden beliebt, als Lehre Christi zu erkennen. Daß die christliche Religion ihren eigenthümlichen Charakter verloren hat, und zur bloßen Vernunftreligion herabgesunken ist, kömmt lediglich daher, daß man zuerst die Wunder Jesu zweifelhaft gemacht hat. Der eigenthümliche Charakter der christlichen Religion ist die Göttlichkeit, d. h. der unmittelbar göttliche Ursprung, und dieser läßt sich nicht aus innern Gründen, sondern durch Wunder beweisen; mit diesem fällt also auch die Göttlichkeit der christlichen Religion weg, die man mit der Wahrheit nicht verwechseln darf.

85.

Das größte aller Wunder ist unstreitig die Auferstehung Jesu von den Todten, und allein schon hinreichend, ihn als göttlichen Gesandten zu beglaubigen. Jesus beruft sich auch auf seine Auferstehung als auf das Eine Zeichen, das allen gegeben werden soll *). Die Apostel verkünden mit der Lehre Jesu immer auch seine Auferstehung, und legen darauf das größte Gewicht. So sagt Paulus im Areopag zu Athen unter andern: „Gott hat einen Tag festgesetzt, an welchem er den Erdkreis mit Gerechtigkeit richten wird durch einen Mann, den er dazu bestimmt, und allen glaubwürdig gemacht hat, indem er ihn von den Todten auferweckte“ **). Und wer dürfte daran zweifeln, daß das Zeugniß eines Mannes Glauben verdiene, den Gott von den Todten erweckt? Ueber die Beweiskraft der Auferstehung Jesu brauchen wir also nichts weiter zu sagen; es handelt sich nur darum, ob Jesus auch wirklich von den Todten auferstanden ist.

Außer der wirklichen Auferstehung sind nur zwei Fälle denkbar; entweder war Jesus nicht wirklich todt, und seine vorgebliche Auferstehung nur die Wiederbelebung des Schein-

*) Matth. 12, 39.
**) Act. 17, 31.

todten; oder die Jünger haben seine Auferstehung bloß vorgegeben, entweder weil sie selbst betrogen waren, oder andere betrügen wollten. Das Erstere glauben gerade jetzt viele; das Letztere behaupteten die Juden, als die erste Nachricht von der Auferstehung Jesu nach Jerusalem kam. Eines ist indeß so falsch, als das andere.

Jesus hatte wirklich seinen Geist am Kreuze aufgegeben; im sichern Vorgefühl des Todes sprach er: Es ist vollbracht, und ließ das Haupt sinken. Die Soldaten brachen ihm die Beine nicht, weil sie sahen, daß er schon todt war. Dagegen stieß einer der Soldaten ihm die Lanze in die Seite, damit, wenn etwa noch Leben in ihm wäre, der Tod augenblicklich erfolgen mußte. Jesus war indeß schon vorher todt; dieß zeigte das geronnene Blut an, das aus der Wunde floß. Pilatus wunderte sich zwar, daß Jesus schon gestorben seyn sollte; als aber der Centurio ihm amtlich berichtete, daß er gestorben ist, nahm er keinen Anstand, den Leichnam ausfolgen zu lassen. Die bei der Kreuzigung anwesenden Priester hatten nicht einmal eine Ahnung davon, daß Jesus nur scheintodt sey, und besorgten nur noch, daß seine Jünger den Leichnam stehlen, und dann aussprengen möchten, er sey auferstanden. Selbst die Freunde Jesu waren nur mehr darauf bedacht, ihn anständig zu begraben. Alles nöthiget uns also zu glauben, daß Jesus wirklich todt war. Es bleibt also nur noch zu beweisen, daß die Jünger nicht betrogen waren, noch viel weniger betrügen wollten.

So lange Jesus bei seinen Jüngern war, hofften diese zwar, daß er das Reich Israel wieder herstellen werde; nachdem sie aber sein Ende gesehen hatten, gaben sie diese Hoffnung auf, wie aus dem Gespräche zweier derselben, die nach Emaus giengen, deutlich hervorgeht. Was Jesus von seiner Auferstehung vorhergesagt hatte, verstanden sie nicht, und konnten es nicht verstehen, weil sie das Vorurtheil mit den Uebrigen gemein hatten, daß der Messias nicht stirbt. Ihre Phantasie war also nicht gespannt. Die Jünger Jesu waren auch nicht leichtgläubig, sondern vielmehr ungläubig. Thomas

glaubte nicht eher, daß Jesus auferstanden ist, als bis er seine Finger in die Wundmalen gelegt hatte, und als Jesus zuletzt den Eilfen erschien, verwies er ihnen ihren Unglauben, und ihres Herzens Härtigkeit, daß sie denen, die ihn auferstanden gesehen, nicht geglaubt hatten *). Zudem sahen die Jünger den Erstandenen nicht einmal, sondern öfter; nicht von ferne, sondern in der Nähe; sie berührten ihn, aßen und tranken mit ihm; es waren deren, die ihn sahen, fünfhundert. Unter solchen Umständen war eine Täuschung psychologisch unmöglich.

Hätten aber die Jünger bloß andere täuschen wollen, so hätten sie den Leichnam stehlen müssen; aber daß dieses nicht geschehen konnte, hatten die Juden selbst gesorgt, indem sie das Grab versiegelten, und eine römische Wache hinstellten. Zwar ließen die Priester das Gerücht verbreiten, daß die Jünger den Leichnam Jesu gestohlen haben, während die Soldaten schliefen; allein dieses Vorgeben fand selbst bei den Juden keinen Glauben; denn schon nach der ersten Predigt des Petrus wurden drei Tausend gläubig, und empfiengen die Taufe; unter den Gläubigen befanden sich auch viele Priester, die wohl wissen konnten, was an jenem Vorgeben war. Es klingt auch gar zu seltsam, daß eine Wache schläft, und doch weiß, was geschieht. Die Vorsehung hatte es weislich so gefügt, daß die Juden eine Wache an das Grab Jesu stellten; denn dadurch schnitten sie sich selbst die Ausflucht ab, daß man den Leichnam gestohlen habe, und halfen gegen ihren Willen die Wahrheit der Auferstehung bestätigen.

Jesus ist also wirklich von den Todten auferstanden, und seine Auferstehung ist das Siegel auf seine Sendung und auf seine Lehre.

86.

Damit man die Wundererfolge nicht etwa einem glücklichen Zufall zuschreiben möchte, sagte Jesus dieselben größten-

*) Marc. 16, 14.

theils vorher; so die Heilung des Blindgebornen, die Erweckung des Lazarus u. d. g. Jesus sagte indeß auch andere, zum Theil sehr entfernte Begebenheiten auf das Bestimmteste vorher, und setzte bei: „Sehet ich habe es euch vorhergesagt, damit, wenn es geschehen seyn wird, ihr daran erkennen möget, daß ich es bin.“ — Die Weissagungen Jesu betreffen sein eigenes Ende; das Schicksal seiner Lehre, und die Zerstörung Jerusalems mit allen Umständen, die derselben vorangehen, sie begleiten und ihr nachfolgen werden.

In Beziehung auf sein eigenes Ende sagte Jesus vorher, daß einer seiner Jünger ihn verrathen, ein anderer ihn verläugnen werde; daß man ihn den Heiden (Römern) ausliefern, und an das Kreuz bringen werde; daß er am dritten Tag wieder auferstehen werde. — Es leuchtet ein, daß man ein Prophet seyn muß, um solche Dinge vorhersagen zu können. Wenn sich vielleicht bei der bekannten Geldgierde des Judas voraussehen ließ, daß er Jesus verrathen werde, so war dieß doch gewiß nicht der Fall bei der Verläugnung des Petrus; dieser Apostel hatte bei jeder Gelegenheit eine besondere Anhänglichkeit an die Person Jesu an den Tag gelegt, und noch kurz zuvor betheuert, daß er ihn nicht verlassen werde, selbst wenn er mit ihm sterben müßte. Um die Verläugnung des Petrus vorhersagen zu können, mußte Jesus wissen, was Petrus selbst nicht wußte. Wenn sich menschlicher Weise voraussehen ließ, daß Jesus das Opfer der Partheiwuth werden würde, so lag doch die Art des Todes ausser aller menschlichen Berechnung; denn eigentlich hätte Jesus von den Juden getödtet, und zwar entweder enthauptet, wie Jacobus, oder gesteiniget werden sollen, wie Stephanus; daß er gekreuziget wurde, hing bloß von dem zufälligen Umstande ab, daß die Juden denselben als Staatsverbrecher ausschrien, und seine Bestrafung von dem römischen Landpfleger verlangten. Um die Auferstehung vorhersagen zu können, hätte Jesus nicht bloß wissen müssen, daß er den Schmerzen der Kreuzigung nicht unterliegen, sondern auch, daß man ihm die Beine nicht brechen, und ihn

nicht gleich andern Missethätern an der Schädelstätte begraben werde; denn wären ihm die Beine zerschlagen, und er an der Schädelstätte begraben gewesen, so hätte selbst der Scheintodte nicht mehr belebt werden können. Nun aber ließ sich weder das Eine noch das Andere durch natürlichen Scharfsinn vorhersehen; nicht das Erstere, weil es von der Willkühr der Soldaten; nicht das Zweite, weil es von der Willkühr des Pilatus abhieng. Es gehörte also mehr, als natürlicher Scharfsinn dazu, um die Auferstehung vorherzusagen. Indeß erfolgte alles gerade so, wie es Jesus vorhergesagt hatte, und dieselben Jünger, die jene Weissagungen aus seinem Munde vernommen hatten, uud zum Theil auch davon betroffen waren, haben uns auch die Erfüllung derselben berichtet.

Seiner Lehre prophezeite Jesus nach seinem Hingange den glücklichsten Fortgang. Nach menschlicher Berechnung mußte die Lehre Jesu mit ihm zu Grabe gehen. Wir wissen, daß das Gute, was einzelne große Männer bei ihren Lebzeiten gewirkt haben, nach ihrem Tode ein Ende genommen hat; dieses hätte bei der Lehre Jesu um so mehr der Fall seyn müssen, als er wie ein Verbrecher hingerichtet worden war. Dieses war also die unwahrscheinlichste Vorhersagung von allen. Trotz aller Unwahrscheinlichkeit gieng sie aber in Erfüllung; die Lehre Jesu gieng mit ihm nicht zu Grabe, obschon die geistliche und weltliche Macht zu ihrem Untergange sich verschworen hatte; sie verbreitete sich weit über die Gränzmark des römischen Reiches hinaus, und hat sich bis zur Stunde erhalten.

Mit einer Thräne des Mitleides im Auge sagte Jesus auch das Schicksal der Stadt Jerusalem und der jüdischen Nation vorher. Diese Weissagung Jesu ist zu merkwürdig, als daß wir sie nicht vollständig anführen sollten. Vorläufig, sagt Jesus, werden große Zeichen am Himmel seyn; falsche Propheten werden aufstehen, und viele verführen; allenthalben werden sich Erdbeben, Seuchen und Hungersnoth einstellen. Sodann wird Volk gegen Volk aufstehen; Jerusalem wird mit einem Walle umgeben, von allen Seiten geängsti-

get, und endlich zu Boden gestürzt werden. In der Stadt wird ein Jammer seyn, dergleichen vom Anbeginn der Welt nicht war, und nie seyn wird. Die Stadt wird dergestalt zerstört werden, daß kein Stein auf dem andern bleibt; die jüdische Nation wird theils durch das Schwert umkommen, theils in die Gefangenschaft geschleppt werden. —

Hätte Jesus nichts weiter gesagt, als daß die Juden sich empören, aber von den Römern besiegt werden würden; daß Jerusalem belagert und erobert werden würde, so könnte das Niemand auffallen; denn um dieses vorhersagen zu können, durfte man nur einen Blick auf den damaligen politischen Zustand von Judäa werfen. Aber Jesus sagt hier Dinge vorher, die theils in der Hand des Weltregenten lagen, als da sind die Zeichen am Himmel, Erdbeben u. s. f.; theils von ganz zufälligen Ursachen abhiengen, wie das große Elend, und die gänzliche Zerstörung der Stadt. Das Elend in der Stadt wurde dadurch zu einem so hohen Grad gesteigert, daß in derselben mehrere Factionen waren, die sich einander aufrieben; wären die Juden einig gewesen, so wären sie wenigstens nicht von Jenen geängstiget worden, und hätten vielleicht die Römer zurücktreiben können. Die Zerstörung der Stadt und des Tempels wurde bloß durch die Hartnäckigkeit der Belagerten herbeigeführt; ohne diese würde Jerusalem vielleicht erobert, aber nicht zerstört worden, und die Juden ruhig in ihrem Lande geblieben seyn. — Um aber künftige Naturereignisse, oder willkührliche Handlungen vorhersagen zu können, muß man ein Prophet seyn. Aber vielleicht ist jene Weissagung erst dann gemacht worden, als die Dinge bereits geschehen waren? Nein, diese Weissagung befindet sich gerade in jenen Büchern, die erweislich vor der Zerstörung Jerusalems verfaßt worden sind. Es bleibt also nur noch zu beweisen, daß die Weissagung erfüllt worden ist.

Die Erfüllung lassen wir Schriftsteller erzählen, die jene Weissagung nicht kannten, oder doch wenigstens nicht bestätigen wollten. Ueber die Zeichen am Himmel berichtet Flavius Josephus: „Ueber der Stadt ließ sich ein Meteor

sehen, das einem Schwerte glich, und ein Komet erschien ein ganzes Jahr hindurch. Kurz vor dem Ausbruche des Krieges, als das Volk zum Osterfest in Jerusalem versammelt war, erleuchtete am Tage des Xantikus (April) morgens um drei Uhr den Altar und den Tempel ein solches Licht, daß es eine halbe Stunde Tag zu seyn schien. Am ein und zwanzigsten des folgenden Monats wurden vor Sonnenuntergang über der ganzen Gegend hoch in der Luft Wagen und Heerscharen gesehen, welche die Stadt zu umringen schienen. Am Pfingsttage hörten die Priester, als sie bei Nacht in den Tempel giengen, um den Dienst des Festes zu versehen, zuerst Bewegung und Geräusch; dann eine Stimme, wie von einer großen Menge: „Lasset uns von hinnen ziehen.“ *) — Als diese Zeichen geschahen, war Josephus schon ein angesehener Priester; er erzählt als Augenzeuge, was das ganze zu dem Feste versammelte Volk mit ihm sah. — „Betrüger“, sagt dieser Schriftsteller weiter, „welche sich für göttliche Gesandte ausgaben, verblendeten das unglückliche Volk, daß sie auf die Zeichen ihres Schicksales nicht achteten, sondern sie gleich Unsinnigen verachteten. **) — Im Jahre 62 erschütterte ein fürchterliches Erdbeben Kampanien; im folgenden Macedonien und Achaia. ***) Kurz vor dem Falle von Jerusalem waren auch große Erdbeben in Smirna, und Milet; auf den Inseln Chios und Samos. Unter K. Claudius war eine große Theurung. ****) Im Jahre 70 den 14. April rückte Titus mit einem Heere von 60,000 Mann vor Jerusalem und fieng dessen förmliche Belagerung an. Er schloß die Stadt ringsherum mit einer Mauer ein, weil die Belagerten durch Ausfälle die Schanzen zerstörten, und zog nicht eher wieder zurück, bis die Verwüstung vollendet war. Während die Juden von Aussen gedrängt wurden, rieben sich die drei Factionen des Johannes, Eleazar und Simon

*) Bell. jud. 6, 7.
**) Bell. jud. 6, 5.
***) Seneca quaest. nat. 6, 1.
****) Sueton in Claud. 18.

Bayerische Staatsbibliothek München

von Innen auf. Die Zeloten ermordeten in Einer Nacht 85,000 Mann. Die Hungersnoth war schrecklich. Mütter rissen den Kindern das Brod aus dem Munde; Maria, eine reiche Frau tödtete ihr säugendes Kind, und nährte sich mit seinem Fleische. Als Titus dieses hörte, wurde er so gerührt, daß er Gott zum Zeugen seiner Unschuld an diesem Elende anrief, und beschloß, diese Gräuelthat in den Ruinen der Stadt zu begraben. Nachdem die Belagerung vom 14. April bis zum 8. September gedauert hatte, wurde die Stadt mit Sturm erobert, und auf Befehl des Titus bis auf den Grund zerstört. Des Tempels wollte zwar Titus schonen, aber er wurde von den Soldaten gegen den Willen des Feldherrn angezündet. Titus eilte zum Löschen herbei, aber umsonst. Aller Reichthum des Tempels wurde geplündert, die heiligen Orte mit dem Blute der Juden gefärbt, und der ganze Tempel in Asche gelegt. Die Römer stellten nun ihre Fahnen an dem Platze des Tempels auf. Nach der Einnahme der Stadt wurden Juden zu Tausenden bei öffentlichen Schauspielen den wilden Thieren vorgeworfen, und die Zahl der sowohl durch Hunger, als gewaltsamer Weise Hingerichteten belief sich über eine Million. Was noch am Leben geblieben war, wurde wie das Vieh verkauft, und in die Sklaverei geschleppt. „Keine Stadt," sagt Josephus, „hat je ein solches Unglück betroffen, aber seit Anbeginn der Welt auch kein Menschenalter so fruchtbar an Bosheit gewesen." *) —

Die Juden machten in der Folge einen Versuch, den Tempel und den jüdischen Gottesdienst wieder herzustellen, und K. Julian, der die Christen von der Nichtigkeit der Weissagung Jesu überzeugen wollte, ermunterte und unterstützte sie. Allein es blieb bei der Weissagung Jesu, und jener Versuch diente nur dazu, um die Wahrheit derselben in ein noch helleres Licht zu setzen. Der angefangene Bau wurde durch heftige Erdbeben, und Ausbrüche eines unterirdischen Feuers, wobei alle Arbeiter um das Leben kamen,

*) Bell. jud. 6, 2.

vereitelt. So erzählt Ammianus Marcellinus, ein Zeitgenosse und Freund des K. Julian. *)

Demnach hat Jesus die Wahrheit seiner Aussage auch durch eine Reihe von Weissagungen bestätiget, die besonders für uns später Lebende, die wir seine Wunder nicht gesehen haben, von großer Wichtigkeit sind.

87.

Die christliche Religion ist also göttlich; Jesus bezeugt, daß er sie von Gott erhalten habe, und dieses sein Zeugniß verdient allen Glauben. Es läßt sich auch nicht wohl einsehen, wie Jesus zu seiner Lehre gekommen ist, wenn er sie nicht von Gott erhalten hat. Die Lehre Jesu ist originel; er kann also nicht von den Juden, viel weniger von den Heiden geborgt haben. Er kann sie auch nicht aus sich selbst geschöpft haben; denn er wurde nicht durch die Umstände begünstiget, und wenn sich mit vorzüglichen Geistesgaben nicht auch günstige Umstände vereinigen, so bringt es der beste Kopf nicht über die Mittelmäßigkeit. Jesus war unter einem Volke, das nie im Rufe der Gelehrsamkeit stand, zu einer Zeit, da der religiöse Zustand dieses Landes eben so traurig als der politische war, und von einer armen Mutter geboren, die weder selbst Gelehrsamkeit besaß, noch auch die Mittel hatte, ihrem Sohne eine gelehrte Bildung geben zu lassen. Als Kind kam Jesus nach Aegypten, und als Kind kam er nach Judäa zurück. Wenn also auch bessere Weisheit in Aegypten zu finden war, so konnte doch Jesus nicht in dieselbe eingeweiht werden. Nachher lebte er in Nazareth, einem Städtchen, das selbst bei den Juden in schlechtem Rufe stand. Daher war, als er öffentlich auftrat, jederman erstaunt, und fragte, woher er seine Weisheit habe, da er nie gelehrte Schulen besucht hat. Wie ganz anders waren die Umstände, unter denen Sokrates auftrat? Sein Vaterland war Athen, wo Künste und Wissenschaften blühten; er

*) Lib. XXIII. cap. 1.

gieng frühe von der Bildhauerkunst zur Ausbildung des Geistes über, las frühe alte und neue Dichter; und hörte begierig den Unterricht der Weisen. — Wie konnte nun der obscure Nazaräer sich zum Weltlehrer bilden? wie aus sich das so herrliche Gegenstück zu den damaligen Religionen liefern?

88.

Bei so vielen und so einleuchtenden Beweisen, daß Jesus nur einen moralischen Zweck hatte, sollte man wohl nicht erwarten, daß man ihm andere, zum Theil unedle Zwecke unterlegt; und doch ist dieses geschehen, und geschieht gerade jetzt häufiger, als je. Der Eine macht aus Jesus einen politischen, der Andere einen religiösen Schwärmer; ein Dritter erblickt in ihm das Haupt einer politischen Secte. Der Zweck Jesu war indeß nicht politisch; denn er that nichts, um die Königwürde zu erlangen, obschon ihm die Spannung der Juden, und der Ruf seiner Wunder dazu Gelegenheit gaben; vielmehr entzog er sich dem Volke, als es ihn zum König machen wollte. Entscheidend ist seine Erklärung vor dem Richterstuhl des Pilatus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, so würden wohl meine Diener kämpfen, damit ich den Juden nicht überliefert werde" *). Daß Jesus seinen politischen Plan bei seinem feyerlichen Einzug in Jerusalem habe ausführen wollen, aber ergriffen, und als Aufrührer gekreuziget worden sey, ist erweislich falsch. Die Römer sahen bei jenem Einzuge ruhig zu, und Jesus lehrte nachher noch einige Tage im Tempel. Jetzt wurde er freilich ergriffen, aber nicht von den Römern, sondern von den Juden, deren König er doch werden sollte.

Die Reden und Handlungen Jesu sind nicht die eines Schwärmers; aus beiden leuchtet ein ruhiger und heiterer Geist hervor; Jesus weiß, was er will, und spricht sich dar-

*) Joh. 18, 36.

über oft und deutlich aus; er arbeitet mit immer gleichem Eifer an dem großen Werk der moralischen Reformation, und geht, da der Tod nicht zu vermeiden ist, demselben mit Ruhe entgegen.

Hätte Jesus die Absicht gehabt, als Haupt einer philosophischen Secte zu glänzen, so würde er sich andere Schüler gewählt haben. Er wendete sich aber zunächst an die gemeine Klasse der Menschen und lehrte nichts, was nicht alle angieng. „Ich habe öffentlich geredet vor aller Welt,“ sagte er zu dem Hohenpriester, der ihn über seine Jünger und seine Lehre fragte. „Ich habe allezeit gelehrt in den Synagogen oder in dem Tempel, wo alle Juden zusammenkommen, heimlich habe ich nichts geredet. Warum fragst du mich? Frage die, welche gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe. Sieh! diese wissen, was ich geredet habe“ *).

89.

Ist die christliche Religion wirklich göttlich, so werden Spuren davon auch in der Geschichte derselben zu finden seyn. Also jetzt eine kurze Geschichte der christlichen Religion. Diese Religion fand eben da, wo der Stifter derselben gekreuziget worden war, die ersten Anhänger; in Jerusalem nahmen schon fünfzig Tage nach der Kreuzigung Jesu erst 3000, und bald darauf wieder 2000 Menschen dessen Lehre an, und ließen sich auf dieselbe taufen. Ueberhaupt vermehrte sich die Zahl der Jünger sehr in Jerusalem. Auch eine große Menge Priester wurde dem Glauben gehorsam **). Eine Verfolgung der Christen, die in Jerusalem ausbrach, wurde die Veranlassung, daß die Lehre Jesu auch im übrigen Judäa und selbst in Samaria verbreitet wurde. Zur Zeit, als Petrus seinen ersten Brief schrieb, gab es schon Christen in Pontus, in Galatien, Kappadozien und Bythinien. Bald traten auch Heiden zur christlichen Religion über; Cornelius, ein römi=

*) Joh. 18, 20.
**) Act. 6, 7.

scher Centurio, machte den Anfang. Paulus richtet an mehrere Christengemeinden Briefe, und sagt in einem derselben, daß das Evangelium in der ganzen Welt Frucht bringe *). Nach dem Zeugniß des Tacitus fand die christliche Religion den Weg auch nach Rom, und es befanden sich daselbst viele Christen. Leute jeden Standes, Alters und Geschlechtes wandten sich dem Christenthume zu, und es gieng damit so rasch, daß ein christlicher Apologet den Römern sagen durfte: „Wir sind erst von gestern her, und haben bereits alles in euerm Reiche eingenommen, Städte, Inseln, Burgen, Flecken, Rathstuben, Pallast, Senat, Forum.“

Diese schnelle und weite Verbreitung der christlichen Religion läßt sich nicht natürlich erklären. Die Menschen gehen überhaupt schon schwer daran, eine neue Religion anzunehmen; enthält aber die neue Lehre noch so manches Unbegreifliche für den Verstand, und fodert sie auch noch eine gänzliche Umänderung des Herzens, wie dieß der Fall bei der Lehre Jesu ist, so werden sie sich um so weniger entschließen, dieselbe gegen die Religion ihrer Väter zu vertauschen. Wenn wir auch zugeben wollen, daß die innere Güte der christlichen Lehre manchen angesprochen hat, so läßt sich die Ausbreitung derselben um nichts besser begreifen; denn in der Regel loben die Menschen das Gute, und bewundern es wohl auch, bleiben aber bei dem Schlechtern. Die Sorge für die Armen war nur eine Folge der Bekehrung zum Christenthume, und um Arme unterstützen zu können, mußte es auch reiche Christen geben. Die Strenge der ersten Christen war im Allgemeinen mehr abschreckend, als einladend. Dann aber konnte man die christliche Religion nicht annehmen, ohne sich wenigstens der Gefahr auszusetzen, Vermögen, Freiheit, Leben, kurz alles zu verlieren. Der Ausbreitung des Christenthumes standen also innere und äußere Hindernisse in dem Wege, und um diese überwinden zu können,

*) Col. 1, 6.

mußten Wunder geschehen, und sind auch wirklich geschehen, wie wir gleich sehen werden.

90.

Jesus hat, um seine Jünger als göttliche Gesandte zu beglaubigen, die Gewalt Wunder zu thun, auch diesen gegeben *). Die Jünger Jesu lernten also die Wunderkraft aus eigener Erfahrung kennen, und können sich um so weniger in ihrem Urtheile über die Wunder Jesu geirrt haben. Daß nun die Jünger Jesu überhaupt Wunder gethan haben, beweisen diese und ähnliche Stellen: „Sie aber giengen hin, und predigten, und der Herr wirkte mit ihnen, und bestätigte ihre Lehre durch darauf folgende Zeichen“ **). Es bleibt uns also nur zu zeigen übrig, welche Wunder die Jünger Jesu gewirkt haben, um ihrer Lehre Eingang zu verschaffen.

Das erste Wunder zur Verbreitung der christlichen Religion geschah an den Jüngern selbst. Am Pfingsttage, da sie eben bei dem Gebethe versammelt waren, entstand plötzlich ein gewaltiges Geräusch von oben herab, ähnlich dem Tosen eines heftigen Sturmwindes, das Haus in welchem die Jünger versammelt waren, ward erschüttert, und Feuerflämmchen in Gestalt von Zungen zeigten sich über den Häuptern der Jünger. Hierauf ließen sich die Jünger in verschiedenen Sprachen vernehmen, und sprachen mit Begeisterung von dem Gekreuzigten. Daß die Apostel nicht nach Art der Schwärmer einige unverständliche Töne von sich gegeben haben, beweist schon der Umstand, daß die in Jerusalem anwesenden Juden aus fremden Ländern dieselben verstanden, und laut ihre Verwunderung darüber ausdrückten. Aus eben diesem Grunde kann man nicht annehmen, daß das Ganze nur ein Vorgang im Innern der Jünger war. Es war der heilige Geist, der am Pfingsttage auf die Jünger Jesu herabkam, und jene Wirkungen hervorbrachte. Schon zur Zeit,

*) Matth. 10, 1.
**) Marc. 16, 20.

da Jesus noch unter ihnen war, hatte er, um sie zu trösten, versprochen, ihnen den heiligen Geist zu senden, der bei ihnen bleiben und sie alles lehren sollte, was sie bis dahin nicht hatten ertragen können. Als Jesus hierauf in den Himmel fuhr, gab er seinen Jüngern unter andern Aufträgen auch den, daß sie sich von Jerusalem nicht entfernen, sondern den versprochenen heiligen Geist erwarten sollten. Die Ankunft des heiligen Geistes war der beste Beweis, daß Jesus wirklich in den Himmel gefahren ist, und sein Werk auf Erden fortsetze, wie er es versprochen hatte; dadurch mußten seine Jünger in ihrem Glauben an ihn nicht wenig bestärkt werden. Außerdem war jene Ankunft eine feyerliche Legitimation für die göttliche Sendung der Jünger.

Nach einiger Zeit wurde Petrus in den Kerker geworfen, und sollte, wie Jakobus, hingerichtet werden; aber gerade in der Nacht zuvor, als die Hinrichtung erfolgen sollte, wurde er aus dem Kerker befreit; laut der Apostelgeschichte gieng es dabei so zu. Der Kerker ward plötzlich erleuchtet; Jemand stieß den Petrus, der zwischen zwei Soldaten schlief, befahl ihm, sich anzukleiden, und ihm zu folgen; die Thüren öffneten sich von selbst. Petrus hielt anfangs die Sache für einen Traum; als er aber auf der Straße war, und sich allein befand, da erkannte er, daß Gott einen Engel gesendet, und ihn aus den Händen des Herodes befreit hat. Man sagt zwar, der vermeintliche Engel sey der Kerkermeister gewesen, der den Christen geneigt war, und die Kerkerthüren geöffnet hat; allein Petrus wurde von 16 Soldaten bewacht, und war an zwei derselben angeschmiedet. Ohne Einverständniß der Wache konnte also der Kerkermeister den Petrus nicht befreien, wenn er auch gewollt hätte; die Wache aber konnte sich zur Befreiung des Petrus nicht verstehen, ohne sich selbst die Todesstrafe zuzuziehen. Uebrigens wußte Petrus nichts davon, daß der Kerkermeister sein Freund ist; sonst würde ihm seine Befreiung nicht als ein Traum vorgekommen seyn; auch die übrigen Christen in Jerusalem wußten nichts davon; sie betheten zwar ohne Unterlaß für den Petrus; erwarteten aber seine

Befreiung so wenig, daß sie, als Petrus an der Thüre klopfte, glaubten, es sey der Geist des Petrus.

Paulus, früher Saulus genannt, war ein abgesagter Feind der Christen, und ein eifriger Verfolger. Eines Tages, als er nach Damaskus gehen wollte, um die dortigen Christen gefangen zu nehmen, und nach Jerusalem zu führen, damit sie bestraft würden, umstrahlte ihn auf dem Wege plötzlich ein solches Licht, daß er erblindete, und an der Hand geführt werden mußte; zugleich hörte er eine Stimme des Inhaltes: Saulus, Saulus! warum verfolgst du mich u. s. f. Wären Saulus und seine Begleiter auf dem Wege von einem Gewitter überfallen worden, so hätte die Wirkung natürlich bei allen gleich seyn müssen; da aber nur Saulus erblindete, und allein die Stimme hörte, die so deutlich war, daß er noch nach Jahren die Sprache und den Inhalt anzugeben wußte; da er allein zum Christenthum bekehrt wurde, so kann jene Erscheinung nur dem Saulus gegolten haben, und darf darum nicht in die Klasse gewöhnlicher Naturereignisse gesetzt werden. Paulus selbst schreibt seine Bekehrung einem Wunder zu: „Ich war der himmlischen Erscheinung nicht ungehorsam" *). Was hätte auch in Saulus diese plötzliche Aenderung bewirken können? Ehrgeiz? Diesen hätte er besser befriedigen können, wenn er Jude geblieben, und fortgefahren wäre, die Christen zu verfolgen; zeitlicher Vortheil? Der Christ konnte damals nur verlieren, nichts gewinnen, zeitlicher Vortheil ließ sich nur von den Juden erwarten. Ruhige Ueberlegung? Allein Saulus wurde in einem Augenblicke bekehrt, als er Wuth und Mord gegen die Christen schnaubte; hier hatte keine ruhige Ueberlegung Platz. Saulus konnte nur durch ein Wunder bekehrt werden.

Die Befreiung des Petrus und die Bekehrung des Saulus trugen nicht wenig bei zur Ausbreitung der christlichen Religion; denn je mehr diese Vorfälle bekannt wurden, desto mehr wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Apostel und ihre

---

*) Act. 26, 19.

Lehre gerichtet. Indeß haben diese selbst auch Wunder verrichtet, von denen die Heilung des vierzigjährigen Lahmen, des kranken Aeneas, und die Erweckung der Wittwe Tabitha die merkwürdigsten sind. Das Wunder, das Petrus an dem Lahmen verrichtete, war notorisch, was selbst die Pharisäer nicht läugneten. Der Mann saß täglich an der Tempelthür, und bettelte, Jedermann hatte sich also überzeugen können, daß er lahm ist. Die Heilung geschah in Gegenwart vieler Menschen, die eben zu dem Tempel hinaufgiengen; Philosophie gehörte eben auch nicht viel dazu, um einzusehen, daß die Heilung eines von Geburt aus Lahmen durch ein bloßes Wort ein Wunder sey. Dieses Wunder machte, wie billig großes Aufsehen, und die Folge war, daß sich neuerdings zwei tausend Menschen taufen ließen. Auch einige Furcht erregende Wunder ließ Gott durch die Apostel, oder vielmehr zu Gunsten der Apostel geschehen; dahin gehören der plötzliche Tod des Annanias und seines Weibes, und die augenblickliche Erblindung des Barjesu. Bei diesen beiden Wundern fällt auch die Zuversicht auf, womit die Apostel den Erfolg vorherverkündigten; dieses würde sie zu Wundern machen, wenn es übrigens auch natürlich zugegangen wäre. Womit hätten die Apostel auch überzeugen sollen, da Jesus seine Wahl nicht nach der Größe des Talentes, des Ansehens oder des Reichthumes getroffen, sondern Leute von niederm Stande und ohne wissenschaftliche Bildung zu seinen Jüngern gewählt hat? Sehr schön sagt der hl. Augustin: „Drei Dinge sind unglaublich, die indeß wirklich geschehen sind. Unglaublich ist es, daß Christus im Fleische auferstanden, und mit dem Fleische in den Himmel gefahren ist; unglaublich ist es, daß die Welt eine so unglaubliche Sache doch geglaubt hat; unglaublich ist es, daß etliche gemeine, niedrige und unstudirte Menschen eine so unglaubliche Sache die Welt, und in dieser auch gelehrte Leute glauben machen konnten. Das Erste von diesen drei unglaublichen Dingen wollen jene, mit denen wir es zu thun haben, nicht glauben; das Zweite müssen sie sogar sehen; woher aber dieses kömmt, wissen sie nicht zu sagen,

wenn sie das Dritte nicht glauben. Die Beweise für jene Dinge waren Wunder, nicht Worte. Diejenigen nämlich, die es selbst nicht gesehen hatten, daß Christus leibhaftig auferstanden, und in den Himmel gefahren ist, glaubten es denen, die da sagten, daß sie es gesehen haben; aber es nicht bloß sagten, sondern auch Wunder verrichteten. Glauben sie auch dieses nicht, daß jene Wunder durch die Apostel Christi gewirkt worden sind, damit man ihnen glauben möchte, so genügt uns dieses Eine große Wunder, daß die Welt ohne alle Wunder geglaubt hat. *)

91.

Die Wundergabe ist mit den Aposteln nicht ausgestorben, sondern hat so lange fortgedauert, bis die christliche Religion ausgebreitet und befestiget war. Jesus hat jene Gabe nicht bloß den Aposteln, sondern überhaupt allen verheissen, die an ihn glauben würden: „Bei denen die da glauben, werden diese Zeichen folgen: in meinem Namen werden sie Teufel austreiben, neue Sprachen werden sie reden; Schlangen werden sie aufheben, und wenn sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; Kranken werden sie die Hände auflegen; und sie werden gesund werden.“ **) Daß die ersten Christen die Gabe der Sprachen besaßen, ersehen wir aus den Briefen des Apostel Paulus; da heißt es: „Wenn einer in einer fremden Sprache reden will, so soll dieses nur zu zwei oder höchstens drei geschehen, und der Reihe nach, und einer soll es auslegen. Ist aber keiner da, der es auslegen kann, so schweige ein solcher in der Gemeinde, und rede für sich und Gott.“ ***) — Diese Stelle beweist erstens, daß es wirklich fremde Sprachen waren, was die Apostel und die ersten Christen redeten; wozu sonst einen Ausleger? Dann aber, daß die fremden Sprachen verständ-

---

*) De civitat. Dei lib. XXII.

**) Marc. 16, 17.

***) 1 Cor. 14. 27.

liche Laute waren; sonst wären sie ja keiner Auslegung fähig gewesen. — Die ersten Christen haben auch noch andere Wunder verrichtet; folgende Zeugnisse mögen dieses bestätigen: „Die ächten Jünger Jesu erhalten von ihm die Gnade, und verrichten in seinem Namen Wunder zum Besten der übrigen Menschen, so wie ein jeder die Gabe dazu erhalten hat. Einige treiben mit Erfolg Teufel aus, so daß die Leute, die auf diese Weise frei geworden sind, von den unreinen Geistern, selbst gläubig werden, und sich in der Kirche befinden. Andere aber sehen in die Zukunft, haben Gesichte und sprechen Weissagungen aus. Wieder andere heilen durch Auflegung der Hände solche, die an irgend einer Krankheit darnieder liegen, und machen sie gesund. Selbst Todte sind schon aufgestanden, und haben noch viele Jahre unter uns gelebt. *) Wir können eine zahllose Menge sowohl von Griechen als Barbaren aufweisen, die an Christus glauben. Von diesen heilen einige zum Beweise, daß sie mittels des Glaubens die Kraft erhalten haben, Kranke auf eine wunderbare Weise, indem sie über dieselben den Namen Gottes und Jesu anrufen. Wir haben selbst vor unsern Augen viele, die auf diese Weise von schweren Uebeln, als Wahnsinn u. d. g. befreit worden sind.“ **) Die christliche Religion ist also nicht bloß durch Wunder in die Welt eingeführt, sondern auch durch Wunder in derselben verbreitet worden, und dieses ist ein neuer Beweis, daß diese Religion göttlich ist; denn je mehrere Wunder für dieselbe geschehen sind, desto glaubwürdiger ist es, daß der Stifter derselben von Gott gesendet ist; um so weniger ist zu fürchten, daß die Wunder Jesu nur auf einer irrigen Vorstellung seiner Jünger beruhen. —

92.

Ist die christliche Religion wirklich göttlich, so konnte es nicht fehlen, daß sie auch wohlthätige Wirkungen hervor-

---

*) Irenaeus adv. haeres. lib. II.

**) Origines contra Celsum lib. III.

brachte; jeder gute Baum bringt auch gute Früchte. Wir wollen nun jene Religion von Seite ihres wohlthätigen Einflußes sowohl auf die Menschheit überhaupt, als auf die Staaten insbesondere betrachten. Vorläufig aber bemerken wir, daß man die wohlthätigen Wirkungen der christlichen Religion nicht so fast in der Geschichte, als im Kreise des Volkes und der stillen Familie suchen müsse: hier findet man Millionen von weisen, guten und glücklichen Menschen, deren Name in keinem Buche steht.

Die christliche Religion hat erstens die Abgötterei verdrängt; dagegen den Glauben an den Einen wahren Gott, an seine moralische Weltregierung, und an die Unsterblichkeit der Seele allgemein verbreitet; dadurch hat sie sich ein wesentliches Verdienst um die Aufklärung erworben; denn sie hat dem Menschengeschlechte alle jene traurigen Abwege erspart, auf welche die Abgötterei, der Fatalismus und Materialismus führen. Die christliche Religion hat überdieß die groben Laster verdrängt, dergleichen sind Grausamkeit, Eigennutz, Stolz, Härte gegen Arme und Unglückliche, viehische Wohllust u. d. g., und hat die Menschen nicht so fast groß in den Augen der Welt, als gut vor Gott gemacht. Die Menschheit befindet sich auch ungleich besser bei den sanften Tugenden der Demuth, des Mitleides, der Versöhnlichkeit u. s. f., als bei den glänzenden Heldentugenden, die nur zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen stattfinden, und Glück durch Unglück befördern. Indeß lassen sich mit der christlichen Religion auch die Heldentugenden gar wohl vereinigen, und dieselbe hat mehr, als Einen Regulus aufzuweisen. Die oben angeführten Laster finden sich mehr oder weniger noch jetzt bei allen nicht-christlichen Völkern, und dieses ist der beste Beweis, daß sie durch die christliche Religion verdrängt worden sind. Sittliche Veredelung ist also das Zweite, was die Menschheit der christlichen Religion zu verdanken hat. Endlich gehört es auch noch zu den Wundern der christlichen Religion, daß sie den Menschen mit sich selbst versöhnt, und mit Trost und Freude

erfüllt, worin die Glückseligkeit in diesem Leben eigentlich besteht.

Ueberhaupt ist die christliche Religion das Princip der Ordnung; sie unterwirft den sinnlichen Menschen dem geistigen, dem geistigen Gott, dem Herrn der Geister; dadurch stellt sie zunächst die Ordnung in dem Gemüthe des einzelnen Menschen her. Von nun an tritt reine Gesinnung an die Stelle des Egoismus, heiliger Lebenswandel an die Stelle der Sünde; der Christ ist zwar noch im Fleische, lebt aber nicht nach dem Fleische; er wohnt auf Erden, hat aber seine Gedanken im Himmel; jedes fremde Land ist seine Heimath, jede Heimath aber fremdes Land; er gehorcht den bestehenden Gesetzen, ist aber durch seinen Wandel über alle Gesetze hinaus.

Obschon es nicht in der Absicht Jesu lag, Staaten zu reformiren, so erhielten doch auch diese durch die christliche Religion eine bessere Gestalt, so daß christliche Staaten vor den nicht-christlichen einen großen Vorzug haben. Die Religion ist überhaupt die beste Stütze der Staaten; darüber sind alle vernünftige Menschen einig. Die Religion füllt die Lücken der Gesetzgebung aus, und erhält die politische Einheit, die durch den eisernen Arm der politischen Macht nur nothdürftig erzwungen, und kaum erhalten werden kann. Dieses gilt noch vielmehr von der christlichen Religion, diese sichert die öffentliche Autorität durch die Majestät Gottes, von der sie ein Ausfluß ist, in den Gemüthern der Unterthanen, und kömmt der Ohnmacht der Staatsgesetze durch die Fülle einer Gemüthsstimmung, die sich selbst Gesetz ist, zu Hilfe. Die christliche Religion beherrscht jenen Trieb, der unter allen am schwersten zu bändigen ist, nämlich den Geschlechtstrieb, und befördert auf diese Weise das Wohl der Familien; wenn Jesus nichts weiter gethan hätte, als daß er die vage Wohllust, diesen feindseligen Dämon des menschlichen Geschlechtes verbannt, und die Ehe auf ihre ursprüngliche Würde zurückgeführt hätte, so wäre sein Verdienst um den Staat schon unendlich groß; denn in dem Maße, als

das Familienleben geregelt ist, wird auch das bürgerliche geregelt seyn, das sich aus jenem entwickelt. Endlich treibt die christliche Religion alle Glieder des Staates zur treuen Erfüllung ihrer Pflichten an, und befördert den Patriotismus; sie etablirt ein öffentliches Gewissen in den Handlungen der Großen, und führt bei aller Ungleichheit des Standes, des Vermögens und der Ehre wahre Gleichheit der Bürger ein. —

Mit Recht sagt der heilige Augustin: „Diejenigen, die da sagen, die christliche Religion sey eine Feindin des Staates, mögen uns ein Heer geben, wie jene Religion die Soldaten haben will; sie mögen uns solche Beamte, solche Gatten, solche Eltern, solche Kinder, solche Herren, solche Knechte, solche Könige, solche Richter geben, wie sie nach der Lehre Christi beschaffen seyn sollen; dann mögen sie es noch wagen, die christliche Religion eine Feindin des Staates zu nennen, oder noch länger Anstand nehmen, zu gestehen, daß es ein großes Glück für den Staat ist, wenn seine Bürger Christen sind. —

Man denke sich einen Staat, dessen Fürst mit dem Ernste und der Milde Gottes regiert, dessen Bürger den Gesetzen um Gottes willen gehorchen, gute Gatten und Eltern sind; dessen Jugend gehorsam und sittsam ist; dessen Beamte gewissenhaft, dessen Soldaten Helden aus höhern Motiven sind. — Welch ein glücklicher Staat! Und das ist beiläufig das Bild eines christlichen Staates. Man vergleiche mit diesem Bilde den nächsten besten Staat, der entweder nie christlich war, oder es wenigstens jetzt nicht mehr ist, z. B. die Berberei. Dieses Land, das einen Tertullian, einen Cyprian, einen Augustin und andere große Männer hervorbrachte, befindet sich schon seit Jahrhunderten in dem traurigsten Zustande; Despoten herrschen mit unumschränkter Willkühr; da ist kein Gesetz, keine Sicherheit des Eigenthumes und des Lebens. Die Bewohner sind wilde Beduinen, die nur rauben und morden, das weibliche Geschlecht auf eine entehrende Weise behandeln, die Eltern, wenn sie alt und schwach gewor-

den sind, tödten und fast ohne Begriff von sittlicher Ordnung dahin leben.

Wohin ein Staat kömmt, der das Christenthum von sich stoßt, hat in neuerer Zeit auch Frankreich bewiesen. Nachdem man in diesem Lande lange genug die christliche Religion und ihre Diener lächerlich gemacht, und die Achtung gegen dieselbe bei Großen und Kleinen vernichtet, oder wenigstens sehr geschwächt hatte, brach eine Revolution aus, die an Grausamkeit und Barbarei die blutigsten Epochen der römischen Geschichte, und an Abgeschmacktheit alles übertrifft, was der düsterste Fanatismus je zu Tag gefördert hat; es schien, als wollte sich die menschliche Gesellschaft auflösen. Etliche Ruchlose rissen die Gewalt an sich und schalteten mit dem Vermögen, der Freiheit und dem Leben der Uebrigen nach Gefallen; das Blut floß in Strömen; um diesen Tyrannen zu mißfallen, war es schon genug, daß man Vermögen besaß oder irgend ein Zeichen von Christenthum gab; Gott wurde öffentlich verläugnet, und die Vernunft in der Person einer frechen Dirne auf den Altar gesetzt; der Republikanismus galt als das Surrogat aller Tugenden. — Frankreich hätte in kurzer Zeit eine Wüste werden müssen, wenn die Vorsehung diesen Gräueln nicht ein Ziel gesetzt, und die christliche Religion wieder zurückgeführt hätte. Es ist ein Unglück, daß die Menschen das Gute erst dann zu schätzen wissen, wenn sie es verloren haben, und sich durch fremden Schaden nicht belehren lassen; sonst würde ein Blick auf Frankreich hinreichend seyn, sie zu überzeugen, daß auch für die Staaten nur Heil im Christenthume ist. —

Die Idee von dem ewigen Frieden hat schon manchen denkenden Kopf beschäftiget. Diese Idee ist in dem Evangelium längst niedergelegt; der Krieg wird immer durch Leidenschaft angefacht; man will entweder erobern, oder eine vermeintliche Beleidigung rächen. Nun aber gebiethet die christliche Religion allen Leidenschaften Stillschweigen; der Christ darf es sich nach fremden Gute nicht einmal gelüsten lassen, und wenn er beleidiget worden ist, so darf er sich nicht

rächen, sondern muß vielmehr das Böse mit Gutem vergelten. In christlichen Staaten kann es also gar nie zum Krieg kommen, und die Idee von dem ewigen Frieden, die in der Philosophie zur Zeit noch ein Problem ist, hat sich in christlichen Staaten längst verwirklichet.

Die christliche Religion würde auch den unseligen Freiheitsschwindel und die letzten Reste entheiligter Autorität von der Erde vertilgen, wenn ihr Einfluß auf die Weltgeschäfte allgemein herrschend würde. Gehen wir auf den Grund zurück, warum auch in christlichen Ländern von Zeit zu Zeit Revolutionen ausbrechen, so finden wir, daß man in diesen Ländern den Einfluß der christlichen Religion zerstört hat; der Verfall der bürgerlichen Ordnung ist also nur die Folge des Abfalles von der christlichen Religion, und ein Land, das revolutionirt wird, ist schon vorher dechristianisirt worden. Darum können jene, die Staaten zu regieren haben, nie zu viel für die Erhaltung und Beförderung des Christenthumes thun. —

93.

Wenn wir Jesus glauben, so hat es bei der christlichen Religion sein Verbleiben: „Es wird dieses Evangelium vom Reiche, sagt er, in der ganzen Welt allen Völkern zum Zeugniß verkündiget werden; dann erst wird das Ende kommen.“ *) Seine Jünger versichert er, daß er bei ihnen seyn werde bis an das Ende der Welt. **) Wir dürfen also nicht erwarten, daß nach der christlichen Religion noch eine andere komme, wie diese auf die Mosaische, und die Mosaische auf die Patriarchalische gekommen ist. Die christliche Religion hat sich auch unter allen politischen, literarischen und moralischen Revolutionen erhalten. Diese Fortdauer durch eine Reihe von 1800 Jahren sticht in der That sonderbar ab gegen die Wandelbarkeit aller übrigen Dinge, und berechtiget uns zu der Erwartung, daß

*) Matth. 24, 14.

**) Matth. 28, 20.

jene Religion auch die übrige Zeit noch dauern werde, die Christus festgesetzt hat.

Daraus, daß es bei der christlichen Religion sein Verbleiben hat, folgt indeß nicht, daß sie immer da bleiben müsse, wo sie einmal war. Die Geschichte zeigt uns, daß sie von einem Lande zum andern wandert; sie ist von Asien ausgegangen, und hat bereits den Weg nach der neuen Welt gefunden; wenn sie ein Volk von sich stieß, so nahm sie ein anderes mit Freuden auf. So wird also die christliche Religion zwar immer in der Welt, aber an kein gewisses Land und an kein gewisses Volk gebunden seyn. Wird aber ein Volk wie immer um die christliche Religion gebracht, so ist es auch um seine Aufklärung, Tugend und Glückseligkeit geschehen, und es fällt in kurzer Zeit wieder in jenen traurigen Zustand zurück, in dem wir die Welt vor Christus finden; den Beweis dafür liefern zwei Welttheile. Die christliche Religion kann durch nichts ersetzt werden; nicht durch eine andere Religion; denn in keiner andern sind Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit so zusammengefaßt, wie in der christlichen; keine andere entspricht allen Bedürfnissen des menschlichen Geschlechtes so, wie die christliche. — Diese Religion ist auch nicht zu ersetzen durch die Vernunft; diese bringt es, sich selbst überlassen, in Sachen der Religion nicht weit; wir sehen dieses an allen zur Zeit nicht christlichen Völkern; sie erreichen immer nur einen gewissen Grad der Entwicklung ihrer Kräfte; dann welken sie, und sterben ab, um nicht wieder aufzustehen. Wenn aber auch der Vernunft in den nächsten drei Tagen oder Jahren gelingen sollte, was ihr seit Jahrtausenden nicht gelungen ist, nämlich alle Lehren des positiven Christenthumes in Ideen umzusetzen, so könnte sie doch ohne den Glauben an eine höhere Offenbarung jenen Ideen nie allgemein Eingang in die Gemüther der Völker, oder doch nicht eine bleibende Herberg in denselben verschaffen. Am allerwenigsten aber ist die christliche Religion durch die Politik zu ersetzen; denn welchen Einfluß man auch immer einer sorgfältigen Erziehung auf einzelne Gemüther beimessen mag, so verbiethen uns doch Vernunft und Erfahrung, zu erwarten,

daß ohne das Christenthum Nationalsittlichkeit bestehen werde. Diejenigen also, die uns Hoffnung zu einer andern, noch vollkommnern Religion, als die christliche ist, machen, wissen nicht, was sie sagen; jede Abweichung von dem positiven Christenthum ist ein Verlurst, und ein Rückschritt, kein Fortschritt. —

94.

Da nur Ein Christus ist, so sollte man erwarten, daß es auch nur einerlei Christen gebe; es ist aber dem nicht so; denn ausser den katholischen giebt es zur Zeit griechische, evangelische, reformirte und Vernunft-Christen. Diese Leute sind nicht etwa bloß dem Namen nach verschieden, sondern weichen in der Lehre mehr oder weniger von einander ab, und können darum nicht zugleich im Besitze des wahren Christenthumes seyn. Es fragt sich also jetzt, welche von den Genannten die wahren Christen sind, und diese Frage führt uns auf die katholische Glaubenslehre. Da es nicht gleichgiltig ist, ob jemand ein ganzer oder ein halber Christ ist, so kann es auch nicht gleichgiltig seyn, ob jemand dieser oder jener Christenparthei angehört; man muß es mit den wahren Christen halten, wer diese auch immer seyn mögen.

III. Kapitel.

Katholische Glaubenslehre.

95.

Die wahren Christen sind unstreitig diejenigen, die im Besitze der ganzen und unverfälschten Lehre Christi sind. Hier muß nun vor allem ausgemacht werden, ob Christus selbst Sorge getragen hat, daß seine Lehre erhalten und stets fortgepflanzt wird. Hat er die Erhaltung und Fortpflanzung derselben dem Zufalle überlassen, so muß man die

Frage, welche Christen die wahren sind, dahingestellt seyn lassen. Hat aber Christus Anstalt getroffen, um seine Lehre zu erhalten und fortzupflanzen, so müssen da, wo jene Anstalt sich findet, auch die wahren Christen seyn. Christus hat nun eine Kirche gestiftet, und dieser die Erhaltung und Verbreitung seiner Lehre übertragen. Diese Kirche findet sich ihrem Wesen nach allein bei den Katholiken, die folglich die wahren Christen sind. Wir handeln zuerst von der Kirche Christi; dann von der Kirche der Katholiken.

I. Abschnitt.

Die Kirche Christi.

96.

Es hat vor und nach Christus Reformatoren gegeben, aber es ist keinem derselben in den Sinn gekommen, eine bleibende Anstalt zur Belehrung und Besserung der Menschen zu treffen; daher kam es, daß das Gute, das sie bei ihren Lebzeiten gewirkt hatten, mit ihnen wieder zu Grabe gieng. Christus allein hat Sorge getragen, daß das Werk der Reformation, das er begonnen hat, auch noch nach seinem Hingange fortgesetzt und gefördert würde; er hat zu diesem Ende einen religiösen, sichtbaren Verein, oder was Eines ist, eine Kirche gestiftet. Christus hat einen Verein gestiftet; denn er fodert, daß, wer immer Gelegenheit hat, das Evangelium zu vernehmen, dasselbe auch annehme, und droht den Ungläubigen Verdammniß: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium allen Kreaturen; wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.“ *) Dieser Verein ist um so rechtmäßi-

*) Marc: 16, 15 ff.

ger, als dem Stifter derselben die höchste Auctorität zukömmt: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ *) Christus hat einen sichtbaren Verein gestiftet; denn er befahl, daß man den innern Glauben auch äußerlich bekenne: „Wer mich vor den Menschen bekennen, den will auch ich vor meinem Vater im Himmel bekeu; wer mich aber vor den Menschen verläugnet, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel verläugnen.“ **) Er bestimmte selbst die Art, wie man ihn vor den Menschen bekennen soll; er befahl nämlich den Aposteln, diejenigen, die glauben würden, zu taufen, und zu seinem Andenken das Abendmahl zu feyern. Der von Christus gestiftete Verein ist übrigens geistiger Natur; dieß geht deutlich hervor aus seiner Erklärung: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ ***) Dieser Verein, insgemein Kirche genannt, ist nun jene Anstalt, wodurch die christliche Religion immer erhalten und ausgebreitet werden soll — eine erhabene, und Gottes würdige Anstalt! Einzelne Menschen können, wenn sie auch noch so weise sind, nichts Großes wirken, weil sie bald sterben, und ihre Wirksamkeit mit ihrem Tode ein Ende hat. Nur eine Gesellschaft kann immer fortwirken, weil diese bleibt; wenn schon die einzelnen Glieder derselben sterben. Es ist dieses so allgemein anerkannt, daß selbst diejenigen, die mit dem Umsturz des Christenthumes und der bürgerlichen Ordnung umgehen, sich in Gesellschaften vereinigen, um jene strafbaren Zwecke desto leichter und sicherer zu erreichen.

97.

Damit die Kirche ihrem Zwecke gemäß die christliche Religion erhalten und verbreiten kann, hat Christus derselben die Vollmacht gegeben, seine Lehre rechtmäßig zu verkünden, die angeordneten Heilsmittel auszuspenden, und die moralische

*) Matth. 28, 18.
**) Matth. 10, 32.
***) Joh. 18, 36.

Ordnung zu handhaben, eine Vollmacht, die er als göttlicher Gesandter unstreitig hatte, und also auch geben konnte. „Wie mich der Vater gesendet hat, sagt er zu seinen Jüngern, so sende ich euch“ d. h. mit gleicher Vollmacht. „Gehet hin und lehret alle Völker; taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ — Die Taufe und das Abendmahl, das Christus den Aposteln gleichfalls zu feyern befahl, sind gerade die vorzüglichsten Heilsmittel der christlichen Religion. Dann sagt Christus auch noch zu seinen Jüngern; „Was ihr binden werdet auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden seyn; was ihr lösen werdet auf Erden, das soll auch im Himmel gelöset seyn.“ — Damit hat Christus seinen Jüngern auch eine Gerichtsbarkeit oder die Vollmacht, die moralische Ordnung zu handhaben, gegeben; denn binden heißt nach dem Sprachgebrauche Gesetze geben; lösen, Gesetze aufheben, oder davon lossprechen. Demnach setzt Christus das Amt eines Lehrers, Erlösers und Regenten durch die Kirche fort, und die später Lebenden sind nicht schlechter daran, als jene, unter denen Christus zunächst aufgetreten ist; denn sie vernehmen so gut, als diese die Lehre Christi, werden der Früchte seines Versöhnungstodes theilhaftig, und genießen alle Vortheile der Christokratie.

98.

Die Vollmacht, zu lehren, die Heilsmittel auszuspenden, und die Ordnung zu handhaben, kömmt indeß nicht allen Gliedern der Kirche auf gleiche Weise zu, wie man aus den angeführten Stellen sieht; Christus hat aus der Zahl seiner Jünger zwölf gewählt, und ihnen jene dreifache Vollmacht ausschließend gegeben; denn er sprach jedesmal zu jenen Zwölfen allein, und diese bezogen die Reden Christi nur auf sich. Sie duldeten nicht, daß auch andere lehrten, die von ihnen dazu keinen Auftrag hatten (Act. 15, 24); wollten als die alleinigen Ausspender der Geheimnisse Gottes angesehen seyn (1 Cor. 4, 1) und erklärten eigenmächtig, daß das Mosaische Gesetz die Christen nicht mehr verbinde (Act. 15).

Sie straften auffallende Unordnungen in der Kirche, wovon ein merkwürdiges Beispiel 1 Cor. 5, 3 vorkömmt. —

Unter den Gliedern der Kirche Christi findet also eine Ungleichheit statt; es giebt in derselben Lehrer und Lernende, Priester und Laien, Vorgesetzte und Untergebene. Diese Ungleichheit kömmt nicht von menschlicher Anmaßung oder von freiwilliger Uebertragung der Christengemeinden her; sondern von Christus, der vermöge der ihm eigenen Vollmacht dieselbe eingeführt hat. Daher sagt Paulus, daß er ein Apostel sey, nicht von Menschen, noch durch einen Menschen, sondern durch Jesus Christus *); daß Gott einige in der Gemeinde aufgestellt habe, erstlich zu Aposteln, andere zu Propheten, und wieder andere zu Lehrern **). Als die Frage abgehandelt wurde, ob der Christ noch an das Mosaische Gesetz gebunden sey, so waren zwar auch noch andere Gläubige da; aber die Apostel waren es allein, die sprachen, und die Streitfrage entschieden; die Menge schwieg. —

99.

Die Gewalt zu lehren, die Heilsmittel auszuspenden, und die Polizei in der Kirche zu handhaben, war allen Aposteln gemein, und in so fern hatte keiner derselben einen Vorzug vor dem andern. Nun sprach aber Christus zu Petrus noch besonders: „Du bist mir ein Felsenmann (Petrus); auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden nichts dagegen vermögen.“ ***) Uebersetzt man diese bildliche Sprache in die eigentliche, so erkennt man leicht den Vorrang, den hier Christus dem Petrus giebt. Der Grund ist, wie jederman weiß, das Vorzüglichste bei einem Gebäude; dieses kann ohne jenen nicht bestehen. Verhält sich nun Petrus zu der Kirche, wie der Grund zum Gebäude, so hat er eben darum etwas vor den übrigen Aposteln

*) Gal. 1, 1.
**) 1 Cor. 12, 28.
***) Matth. 16, 18.

voraus. Eine Parallelstelle wird hinreichen, dieses ausser Zweifel zu setzen; Christus heißt bei Paulus (1 Cor. 3, 11) der **Grund**; Niemand wird in Abrede stellen, daß Grund in dieser Verbindung einen Vorzug bedeute; also muß man auch in der erstern Beziehung einen Vorzug darunter verstehen; denn mit dem nämlichen Worte muß man auch den nämlichen Sinn verbinden. Christus sprach weiter: „Dir will ich die Schlüßel des Himmelreiches geben; was du binden wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gebunden seyn, und was du lösen wirst auf Erden, wird auch im Himmel gelöset seyn.“ — Daß binden und lösen eine **Gerichtsbarkeit** bezeichne, deren Symbol die Schlüßel waren, ist schon oben gesagt worden. Bleiben wir bei dem einmal angenommenen Grundsatz, daß man mit denselben Worten immer auch denselben Sinn verbinden müsse, so finden wir uns in die Alternative versetzt, entweder zu läugnen, daß die Apostel etwas vor den übrigen Gläubigen voraus hatten, oder zuzugeben, daß Petrus einen Vorrang vor den übrigen Aposteln erhalten hat, und zu diesen in eben dem Verhältniß gestanden ist, in dem die Apostel zu den Gläubigen standen.

Ueberdieß trug Christus dem Petrus noch besonders die Sorge für seine Heerde auf: „Weide meine Lämmer; weide meine Schafe!“ *) In der ältesten Zeit hießen die Könige Hirten; so **David**, so **Cyrus** u. a.; **weiden** ist also gleichbedeutend mit **regieren**, und der Vorzug, den Christus dem Petrus dadurch gab, daß er ihn zum Hirten über seine Heerde setzte, springt in die Augen.

Fassen wir die Stellen zusammen, in denen Christus zu Petrus besonders spricht, so bleibt kein Zweifel übrig, daß er demselben einen Vorrang vor den übrigen Aposteln oder einen **Primat** gegeben hat; denn hätte er gewollt, daß die Apostel dem Range nach vollkommen gleich seyn sollten, so würde er nicht noch besonders zu Petrus gesprochen haben, weil ja dieser den Vorrang vor den Gläubigen ohnehin mit

*) Joh. 21, 15 ff.

den übrigen Aposteln gemein hatte. Und dieser Primat des Petrus ist nicht eine blosse Ehrensache, sondern eine eigentliche Gerichtsbarkeit, ähnlich derjenigen, welche die Apostel überhaupt erhalten haben. Dieses liegt in den Worten „Grund“, „Schlüßel“, „Weiden“, wenn man sie nicht willkührlich dreht.

Wenn sich auch nicht erweisen ließe, daß Petrus einen Primat ausgeübt hat, so würde daraus noch gar nicht folgen, daß er keinen erhalten habe; denn der Primat ist nicht wegen des Petrus, sondern wegen der Kirche da, und seine Ausübung hängt jedesmal von den Umständen ab. Indeß ist es schwerlich bloßer Zufall, daß Petrus immer an der Spitze der Apostel steht, und das Wort führt; er schlägt den Brüdern vor, einen neuen Apostel an die Stelle des Judas zu wählen; spricht zu den Juden am Pfingstfeste, nach der Heilung des Lahmen; sagt zuerst seine Meinung in der Streitfrage über die Verbindlichkeit des Mosaischen Gesetzes u. s. f. Die Kirche Christi ist also noch in einer andern Hinsicht eine ungleiche Gesellschaft, in so fern Christus selbst unter den Aposteln einen Primat einführte.

100.

In einer Kirche, die auch noch fortdauern soll, wenn die Apostel nicht mehr sind, ist ein Primat schlechterdings nothwendig. In der Kirche Christi muß, wie wir oben gesagt haben, die Lehre desselben zu jeder Zeit verkündet, und die Befolgung derselben gesichert; es müssen die Heilsmittel ausgespendet werden. Dieses thun zwar in der Regel die aufgestellten Lehrer, Hierarchen und Priester; allein wenn nicht ein gemeinsamer Mittelpunkt da ist, so wird in die Länge keine Einheit in der Lehre seyn, es giebt kein Mittel, entstandene Streitigkeiten zu entscheiden, und Störungen der moralischen Ordnung zu beseitigen. Von Menschen, die keine Apostel sind, läßt es sich nicht erwarten, daß sie aus freiem Antriebe immer thun, was die christliche Religion fodert; für diese ist also ein oberstes Tribunal nothwendig. Man

muß sich in der That wundern, daß es Leute giebt, die dieses nicht einsehen, und die Zweckmäßigkeit des Primates bestreiten.

101.

Die Gewalt, welche Christus der Kirche in seinen Aposteln überhaupt, und dem Petrus insbesondere übertragen hat, heißt die geistliche oder kirchliche Gewalt, im Gegensatz zur weltlichen oder politischen. Es giebt also ausser der höchsten weltlichen Gewalt auch eine höchste geistliche; eine geistliche Gewalt, weil Christus die Apostel gewählt, und ihnen jene Gewalt ausschließend gegeben hat; eine höchste Gewalt; weil Christus göttliche Auctorität hat. Was Christus getrennt hat, das sollen Menschen nicht vereinigen wollen; beide Gewalten sollen sich also wechselseitig unterstützen; ohne daß je die eine die andere zu vernichten, oder in sich zu vereinigen sucht. So viel wir aus der Geschichte wissen, hat auch jeder Versuch dieser Art traurige Folgen gehabt.

102.

Den Aposteln, die zuerst die Lehre Christi verkündeten, und darüber entschieden, wurde ein ausserordentlicher Beistand zugesichert, wodurch sie bei ihrem Lehr- und Richteramt vor menschlichem Irrthum bewahrt werden sollten: „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, damit er bei euch bleibe in Ewigkeit, den Geist der Wahrheit. — Der heilige Geist, welchen der Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch alles lehren, und euch an alles erinnern, was ich immer gesagt habe.“ *) Daraus folgt, daß die Kirche wenigstens anfänglich unfehlbar war. Christus hat indeß den höhern Beistand nicht bloß den Aposteln, sondern der Kirche überhaupt verheißen: „Sehet“, sagt er, „ich bin bei euch bis an das Ende der Welt.“ Hier können die Apostel

---

*) Joh. 14, 16. 26.

allein nicht gemeint seyn, die ja nicht bis an das Ende der Welt gelebt haben. Dieser fortwährende Beistand aber schließt jeden Irrthum in der Lehre aus, und es ist somit klar, daß die Unfehlbarkeit mit dem Tode der Apostel nicht aufgehört hat. Es geht dieses auch aus der Natur der Sache hervor; Christus hat den Aposteln die Unfehlbarkeit zu dem Ende verliehen, daß sie seine Lehre frei von menschlichem Irrthume verkünden möchten; diese Lehre aber muß stets verkündet werden; darum hat Christus eine Kirche gestiftet; sollten also die Christen später nicht von jedem Winde der Lehre hin- und hergetrieben werden, so mußte die Prärogative der Unfehlbarkeit von den Aposteln auf ihre Nachfolger im Lehr- und Richteramt übergehen, und ist folglich bleibend, wie die Kirche Christi bleibend ist. Um die Unfehlbarkeit der Kirche ist es auch eine höchst erwünschte Sache; würde sie mit bloß menschlicher Autorität lehren, so bliebe es wenigstens zweifelhaft, ob wir, die Christus selbst nicht mehr hören können, seine Lehre noch haben; denn Menschen bleiben immer dem Irrthume unterworfen, und es geschieht nur zu oft, daß sie entweder aus Unverstand, oder Bosheit die Wahrheit verfälschen. Dieses ist aber nicht zu fürchten, wenn die Kirche unfehlbare Auctorität hat; in diesem Falle ist die Lehre der Kirche auch die Lehre Christi. Ohne die Unfehlbarkeit bliebe selbst die Kirche eine unvollkommene Anstalt; denn wenn die Lehre Christi nicht auch zu jeder Zeit unfehlbar erkannt werden kann, so ist sie für den größten Theil der Menschen, so gut, als nicht da. Eine Kirche, die zugleich unfehlbar ist, konnte freilich nur Christus stiften. Die Möglichkeit der Unfehlbarkeit wird man nicht bezweifeln können, wenn man bedenkt, daß Gott durch seinen beständigen Einfluß alles erhalte und lenke, und trotz der menschlichen Leidenschaften seine Zwecke erreiche. Da die Kirche ein Abstractum ist und immer nur von Menschen repräsentirt wird, so fragt sich jetzt, wo man denn die Unfehlbarkeit zu suchen habe.

103.

Die Kirche ist unfehlbar, heißt so viel: Gott giebt nicht zu, daß die Lehrer sammt und sonders von der Lehre Christi abweichen, und Irrthum statt Wahrheit verbreiten; sondern macht, daß die Wahrheit immer die Oberhand behält, und der Irrthum zurückgewiesen wird. Man sieht also leicht, daß die Unfehlbarkeit nicht einzelnen Gliedern, sondern nur der Gesammtheit der lehrenden Kirche zukomme; jeder einzelne Lehrer kann irren, und wir wissen, daß fast alle Irrlehren von Leuten ausgegangen sind, die der lehrenden Kirche angehörten.

Was nun die Art betrifft, wie die Kirche das unfehlbare Lehr= und Richteramt übt, so können die Repräsentanten derselben sich erstlich an einem bestimmten Ort versammeln, um gemeinschaftlich über Glaubenslehren zu entscheiden oder neue Vorschriften zu geben. Dieses geschieht vorzüglich dann, wenn entweder eine bedenkliche Irrlehre entstanden ist, oder ein großes Sittenverderbniß unter den Christen eingerissen hat. Daß der Primas an der Spitze dieser Versammlungen steht, und sie leitet, bringt der Zweck des Primates mit sich, der auf die Erhaltung der Einheit in der Lehre hingeht. Solche allgemeine Versammlungen heißen allgemeine Kirchenräthe; diesen kömmt also zunächst Unfehlbarkeit zu; denn sie repräsentiren die lehrende Kirche, der die Verheißung Christi vorzugsweise gilt, und ihre übereinstimmende Entscheidung ist als die Entscheidung der Kirche zu betrachten. Damit ein Kirchenrath ein allgemeiner genannt werden könne, genügt es indeß schon, daß der größere Theil der Lehrer sich versammle, und in Vereinigung mit dem Oberhaupte der Kirche entscheide, weil die Unfehlbarkeit der Entscheidung nicht von der Auctorität der versammelten Lehrer, sondern von dem Einfluße des heiligen Geistes abhängt, der gewiß bei der Mehrheit ist. Manche Lehrer können ja verhindert seyn, an dem bestimmten Orte sich einzufinden, und je weiter die christliche Religion sich verbreitet, desto weniger ist es möglich,

daß alle Lehrer der christlichen Kirche an Einem Orte sich versammeln. Selbst darum hört ein Kirchenrath nicht auf, ein allgemeiner zu seyn, weil die Entscheidungen desselben unter einigen Christen Widerspruch finden; um dieses zu verhindern, dürfte es keine Irrlehrer geben; dann bedürfte es aber auch keines Kirchenrathes mehr. —

Es können sich auch, wie leicht zu erachten ist, die Lehrer eines einzelnen christlichen Landes oder selbst einer Provinz versammeln, um gemeinschaftlich über Gegenstände der christlichen Religion zu berathschlagen, und Beschlüsse zu fassen; diese Art von kirchlichen Versammlungen heissen Particularkirchenräthe. Diese können zwar von großem Nutzen seyn; aber unfehlbar sind ihre Entscheidungen nicht, es wäre denn, daß sie von der gesammten Kirche angenommen würden.

104.

Es geschieht nur ausnahmsweise, und nie ohne dringende Noth, daß die Kirche sich in ihren Repräsentanten an Einem Orte versammelt; in der Regel sind diese zerstreut, und lehren, ein jeder in seiner Kirche. Die Kirche ist aber unfehlbar, sie mag durch einen allgemeinen Kirchenrath, oder durch die in den einzelnen Kirchen zerstreuten Lehrer repräsentirt werden; denn Christus hat der Kirche überhaupt seinen Beistand verheissen, ohne denselben gerade an eine allgemeine Versammlung zu knüpfen; es fragt sich nur, ob und woher man wissen kann, was die zerstreute Kirche lehre. Dieses läßt sich aber abnehmen aus den Schriften der sogenannten Kirchenväter. Diese Männer konnten wohl wissen, was man zu ihrer Zeit und in ihrer Kirche als christliche Lehre verkündet hat, und setzten ein Verdienst darein, es aufzuzeichnen, und der Nachwelt zu überliefern. Was also die Kirchenväter einstimmig bezeugen, das ist auch die Lehre der zerstreuten Kirche, und eben so vom Irrthume frei, als die Aussprüche der allgemeinen Kirchenräthe. Je mehr Zeugnisse der Kirchenväter vorhanden, und je älter sie sind, desto

besser ist es. Doch ist es eben nicht nothwendig, daß man Zeugnisse von allen einzelnen Kirchen anführe; von den apostolischen Kirchen schließt man mit Recht auf die spätern; von der Mehr= auf die Minderzahl; man kann nicht einmal mit Recht fodern, daß man von allen apostolischen Kirchen Zeugnisse anführe, weil so manche im Laufe der Zeit verloren gegangen sind; man muß sich hier, wie in so manchen andern Fällen, mit dem Beweis ex inductione begnügen. —

105.

Der Primas hat zwar den vorzüglichsten Antheil an der Erhaltung und Fortpflanzung der christlichen Religion; ihm kömmt es zu, über die Einheit in der Lehre zu wachen, entstandene Streitigkeiten augenblicklich zu entscheiden, und die Ordnung in der ganzen Kirche zu handhaben. Unfehlbarkeit kann ihm aber eben darum nicht zukommen, weil diese der Kirche zukömmt, und der Primas nicht die Kirche ist, die, wie wir gesehen haben, nur von den Lehrern insgesammt repräsentirt wird. Wäre der Primas für seine Person schon unfehlbar, so fiele die Unfehlbarkeit der Kirche als überflüßig weg; wozu denn zwei Mittel, wo eines hinreicht? Ist der Primas unfehlbar, so kann er allein alle Glaubensstreitigkeiten entscheiden, und es bleibt den Christen zu ihrer Beruhigung nichts zu wünschen übrig. Man hat indeß bei entstandenen Irrlehren oder einer andern dringenden Veranlassung immer einen Kirchenrath gehalten, und die Ueberlieferung zu Rath gezogen; dieß beweist hinlänglich, daß man nur die Kirche als untrügliche Lehrmeisterin erkannte. Daraus aber, daß der Primas nicht unfehlbar ist, folgt keineswegs, daß seine Entscheidungen irrig sind, oder daß man sich nicht darum zu bekümmern brauche; unfehlbar seyn und irren, sind sich nicht contradictorisch entgegengesetzt, so daß, wo das Eine nicht stattfindet, das Andere nothwendig stattfinden muß; wir urtheilen und entscheiden in hundert Fällen richtig, obschon wir nicht unfehlbar sind; nur ist bei diesen Entscheidungen immer noch die Möglichkeit des Irrthumes vorhanden; die

Unfehlbarkeit hingegen schließt selbst die Möglichkeit aus. Die Entscheidungen des Primas verdienen darum auch die größte Achtung, und bleiben wenigstens so lange in Kraft, bis die Kirche anders entscheidet. Da eine Entscheidung der Kirche nicht so leicht zu erhalten ist, und es doch Fälle geben kann, daß eine augenblickliche Entscheidung nothwendig, und Gefahr auf dem Verzug ist, so ist nichts mehr zu wünschen, als daß es ausser der Kirche noch einen, wenn auch nicht unfehlbaren, doch competenten Richter in Glaubenssachen gebe, und ein solcher ist der Primas; seine Entscheidungen sind für die Christen eine einstweilige Glaubensregel.

106.

Wir haben schon gleich anfänglich gesagt, daß die Kirche nur wegen der Lehre Christi da ist, damit nämlich diese erhalten und allenthalben in der Welt verbreitet werde. Dadurch sind auch schon die Gränzen der kirchlichen Unfehlbarkeit bezeichnet; sie erstreckt sich nur auf die christliche Religion, und auf das, was mit derselben zusammenhängt; mithin auf die Darstellung und Entwicklung derselben. So glauben wir mit Recht, daß die Kirche nicht irre, wenn sie über Orthodoxie entscheidet, Symbole verfaßt, allgemeine Vorschriften giebt u. s. f. In Dingen also, die das Christenthum nicht betreffen, und auch in keinem Zusammenhange mit demselben stehen, ist auch die Kirche nicht unfehlbar. Christus selbst vermied es, seine Autorität in bloß weltlichen Dingen geltend zu machen; die Kirche aber ist nicht über ihren Stifter und kann also um so weniger eine entscheidende Stimme in dergleichen Dingen haben. Indeß darf man nicht glauben, daß die Kirche, weil sie in Sachen der christlichen Religion unfehlbar ist, willkührlich Glaubensartikel machen, oder die schon bestehenden abändern könne; sie ist in ihrem Lehr= und Richteramte streng an die Lehre Christi und der Apostel gebunden, welche allein Gegenstand des Glaubens seyn kann. Nun fragt es sich, aus welchen Quellen die

Kirche schöpfen muß, wenn es sich um die reine und vollständige Lehre Christi und der Apostel handelt?

107.

Die erste und älteste Quelle der christlichen Religion ist die Tradition. Christus lehrte mündlich, und gab seinen Aposteln den Auftrag zu predigen, nicht aber zu schreiben. Darum haben auch alle geprediget, während nur wenige geschrieben haben. Durch diese mündliche Predigt, durch die lebendige Tradition ist die Kirche in ihren ersten Gemeinden gepflanzt worden; die Apostel standen als lebendige Zeugen da; sie kamen, sprachen und siegten. —

Einige Apostel haben zwar auch geschrieben; jedoch nur nach Umständen, und ohne die Absicht, die ganze Lehre Christi zu schreiben; sie gestehen vielmehr offen, daß noch vieles zu schreiben wäre. Schon die Art also, wie die apostolischen Schriften entstanden sind, und ihr Inhalt beweisen, daß sie nicht bestimmt sind, die ältere Tradition zu ersetzen. Wir finden wirklich, daß die Tradition in der ersten Kirche neben den Schriften der Apostel noch eine vorzügliche Quelle der Religion war. Paulus ermahnt die Thessalonicenser, sich an die Lehren zu halten, die er ihnen mündlich oder schriftlich mitgetheilt hatte *). Die Kirchengeschichte zeigt, daß man, wenn eine christliche Glaubenslehre zu beweisen, oder eine Streitfrage zu entscheiden war, neben der Schrift immer auch die Tradition zu Rath gezogen hat; die Aechtheit und das canonische Ansehen der Schrift selbst läßt sich nur aus der Tradition beweisen. Die Schrift ist auch nicht jene Quelle, aus welcher man eine Religion, die bis an das Ende der Welt dauern sollte, wie die christliche schöpfen kann; denn abgesehen davon, daß diese Schrift, wie jede andere, todter Buchstab ist, und als Buchstabe fähig ist, Streit und Zweifel zu erregen, aber unfähig als todter Buchstabe, Zweifel und Streit zu unterscheiden, mußte sie allmählig ein altes,

*) 2 Theſſ. 2, 14.

in einer fremden Sprache geschriebenes Document werden. Wirklich muß man gegenwärtig viel hebräisch und griechisch wissen, sehr viele andere Bücher gelesen haben, eine unendliche Menge historischer, philosophischer, geographischer, physikalischer und anderer Kenntnisse besitzen, um sie mit Verstand zu lesen; und dem ohngeachtet wird die Schrift von Verschiedenen verschieden verstanden, und ausgelegt, Es liegt also in der Natur der Sache, daß die Tradition der Schrift zur Seite gehe, um sie aufzuhellen, wo sie dunkel, und zu ergänzen, wo sie mangelhaft ist.

108.

Man nennt jene Schriften, die einen Theil der christlichen Lehre enthalten, vorzugsweise **heilige Schriften**, um sie von der Menge der andern Schriften zu unterscheiden, die durch den menschlichen Fleiß zu Stande gebracht werden. Jene Schriften haben nämlich dieses voraus, daß sie unter **göttlichem Einfluß** verfaßt und also **göttlich**, nicht bloß nach ihrem Inhalte und ihrer Auctorität, sondern auch nach ihrem **Ursprunge** sind. Alle Christen stimmen darein überein, daß die so genannten heiligen Schriften von Gott selbst eingegeben sind. Woher dieser allgemeine Glaube kommt, wird gerade nirgends gesagt; daß derselbe aber einen guten Grund haben müsse, kann man schon daraus schließen, daß es eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Büchern ist, die man von jeher für göttlich hielt, obschon es zu jeder Zeit noch andere vortreffliche Bücher gab. Zunächst gieng dieser Glaube von den Juden aus; diese hielten nämlich jene Bücher für göttlich, deren Verfasser die **Propheten**, d. h. von Gott begeisterte Männer waren. Von den Juden gieng dieser Glaube auf die Christen über, die in demselben noch um so mehr bestärkt wurden, als Christus die heiligen Bücher der Juden selbst ehrte, und weit entfernt war, die Meinung, die sie von denselben hegten, zu mißbilligen. So viel ist gewiß, daß die Christen die heiligen Schriften der Juden annahmen, und als **göttlich** verehrten: „Die ganze, von Gott eingegebene Schrift, sagt Paulus,

dient zur Belehrung, zur Zurechtweisung, zur Besserung, zur Unterweisung in der Gerechtigkeit" *). Die Schriften des neuen Bundes hatten entweder Apostel selbst zu Verfassern, oder solche Männer, die unter den Augen der Apostel schrieben, wie **Lucas**. Nun galten aber die Apostel allgemein als Männer, die von dem heiligen Geiste geleitet wurden; kein Wunder also, daß man auch ihre Schriften als vom heiligen Geiste eingegeben betrachtete; mit Recht dehnte man die Verheissungen eines höhern Beistandes, die Christus den Aposteln wiederholt gemacht hatte, auch auf das Schreiben aus; denn jene Verheissungen wurden von Christus ohne Einschränkung gemacht, und die Apostel bedurften des höhern Beistandes gewiß eben so sehr, da sie schrieben, als da sie predigten. Dieser Beistand schloß indeß die natürlichen Kräfte der Schreiber nicht aus, sondern unterstützte sie nur da, wo sie nicht hinreichten; man darf daher auch annehmen, daß derselbe nicht überall gleich, sondern nach der Beschaffenheit des Gegenstandes bald größer, bald geringer war. War es z. B. nur darum zu thun, daß die Schriftsteller historische Thatsachen aufzeichneten, so reichte die blosse **Leitung** des heiligen Geistes hin. Zur Aufzeichnung von Glaubens- und Sittenlehren war zum wenigsten **Eingebung** nothwendig. Den stärksten Beistand foderten begreiflich die Weissagungen; hier fiel derselbe mit der **Offenbarung** in Eines zusammen. Die Verfasser der heiligen Schriften waren also zwar **Werkzeuge**, aber keineswegs **physische**, sondern **moralische**; hier ist kein Grund zum gerechten Spott; denn man spricht ihnen weder Talente noch Fleiß ab; indeß kömmt es bei einer geoffenbarten Religion, wie die christliche ist, darauf an, daß der geringste Zweifel, und die Furcht selbst vor unvorsätzlichen Verfälschungen entfernt werden; dieß ist aber unmöglich, wenn der Geist Gottes die Schreiber nicht wenigstens geleitet hat. Waren die Verfasser der heiligen Schriften **moralische** Werkzeuge, so sieht man leicht den Grund ein, warum sie in

---

*) 2 Tim. 3, 16.

den Worten von einander abweichen; der heilige Geist machte nur, daß sie in der Sache selbst nicht irrten; die Wahl der Worte blieb ihnen überlassen, und so kam es, daß ein jeder dieselbe Sache auf die ihm eigenthümliche Weise niederschrieb. — Endlich muß man, um an dem göttlichen Ursprunge der heiligen Schriften nicht irre zu werden, auch noch bemerken, daß ihre Verfasser zwar auch Böses erzählen, aber nicht, weil es von Gott ist; sondern, weil es geschehen ist, und den Menschen zur Warnung dienen kann.

109.

Was die Tradition betrifft, so wird jeder Vernünftige zugeben müssen, daß sie von großem Nutzen ist; nur daran könnte man allenfalls zweifeln, ob es möglich sey, sie zu erkennen, und von einer unächten zu unterscheiden. Diese Bedenklichkeit verschwindet aber sogleich, wenn man weiß, daß auch die Tradition schriftlich aufgezeichnet worden, zwar nicht von den Aposteln, doch aber von ihren nächsten Schülern; solche waren Ignatius, Polycarpus, Clemens von Rom, und andere so genannte apostolische Männer. Der Erstere ermahnt die Christen, bei den Traditionen der Apostel zu bleiben, und sagt ausdrücklich, daß er es für nothwendig erachtet habe, dieselben aufzuschreiben, damit sie desto gewisser zur Kenntniß der Nachwelt kommen möchten. Von den Schülern der apostolischen Männer haben Irenäus, und Clemens von Alexandrien einen guten Theil der Tradition aufgezeichnet. Die Schriften der Kirchenväter enthalten im Grunde nichts, als die Tradition. Der Umstand, daß es auch unächte Traditionen giebt, beweist nichts gegen die ächten; man hat ja da und dort auch versucht, die heiligen Schriften zu verfälschen; es fällt aber Niemand ein, deßwegen jene Schriften sammt und sonders als unächte Waare zu verwerfen. So wie Gott nicht zuließ, daß alle Exemplare der heiligen Schriften verfälscht wurden, so konnte er auch nicht zugeben, daß die Tradition gänzlich verfälscht wurde. Die falschen Traditionen können nie lange unentdeckt bleiben; denn sie sind alle

spätern Ursprunges, als die Kirche, und nichts weniger, als allgemein. So wie man sich also in dem, was die Apostel geschrieben haben, nach den meisten und ältesten Handschriften richtet, so muß man in dem, was sie mündlich gelehrt haben, sich nach der Mehrzahl und dem Alter der Zeugen richten. So beruht also die christliche Religion auf der Aussage von zwei Zeugen — der Schrift und der Tradition, die sich wechselseitig beleuchten und ergänzen, und der Christ müßte die Tradition der Schrift gleich achten, wenn der Kirchenrath von Trident dieses auch nicht ausgesprochen hätte; denn die Apostel waren da nicht weniger glaubwürdig, als sie mündlich lehrten, als da sie schrieben.

110.

Die Kirche Christi umfaßt alle Menschen aller Zeiten und aller Orte, d. h. sie ist allgemein. Christus befahl bekanntlich seine Lehre aller Welt zu verkünden; diese ist auch so beschaffen, daß sie für jede Klasse von Menschen, für jedes Land, und jede Regierungsform paßt; Christus wollte also auch, daß alle Menschen seine Lehre annehmen, und gemeinschaftlich bekennen sollten. Nun aber machen eben jene Menschen, welche die Lehre Christi gemeinschaftlich bekennen, die Kirche aus; also kann diese auch nur allgemein seyn. Damit soll indeß nur so viel gesagt seyn, daß es nie an Leuten fehlen wird, die sich zur Lehre Christi bekennen, keineswegs aber, daß die ganze Welt auf einmal christlich seyn wird. Die Lehre Christi kann schon an sich nur allmählig sich verbreiten, weil sie gegeben ist; dann aber wollte Christus seine Lehre Niemand aufdringen; es kann also immer Menschen geben, und wird sie immer geben, die jene Lehre nicht annehmen, oder wenigstens nach einiger Zeit wieder verlassen. Wo aber die Lehre Christi nicht ist, da ist auch keine Kirche, die Gränzen der einen sind auch die Gränzen der andern. Genug, daß die Kirche Christi allgemein werden kann, und nur wegen äußern, zufälligen Ursachen es bis jetzt nicht ist.

111.

Wie sehr sich aber die Kirche Christi auf Erden ausbreiten mag, so kann sie doch immer und überall nur dieselbe, d. i. Eine seyn; dieses geht schon aus der Natur der Sache hervor. Christus hat befohlen, allen Menschen dasselbe Evangelium zu verkünden, und alle auf gleiche Weise zu taufen; hiemit fällt der Grund zur Bewegung und zum Wechsel in der Kirche weg, und es ist Ein Glaube, Eine Taufe und Eine Kirche. Zwar sind einige Artikel der christlichen Religion wichtiger, als die andern; aber dieß giebt den Christen kein Recht, sich abzusondern, und besondere Kirchen zu bilden; denn darin, daß jene Religion göttlich ist, liegt ein hinreichender Grund, sie mit allen ihren Artikeln anzunehmen, und allgemein festzuhalten. Die vielen und klaren Stellen der heiligen Schriften lassen keinen Zweifel über die Einheit der Kirche übrig. So sagt Paulus: „Jesus Christus ist gestern und heute und in Ewigkeit derselbe. Lasset euch nicht von mancherlei und fremden Lehren umhertreiben. *) — Ich bitte euch, Brüder! durch den Namen unsers Herrn Jesu Christi, daß ihr alle einerlei Sprache führet, und keine Spaltungen unter euch seyn lasset, sondern vielmehr zusammenhaltet in Einem Sinne und in Einer Meinung **). — Ich ermahne euch, daß ihr euch beeifert, die Einigkeit des Geistes zu erhalten durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geist — Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe“ ***). — Christus selbst bethet für seine Kirche so: „Heiliger Vater! erhalte sie, die du mir gegeben hast, in deinem Namen, damit sie Eines seyen, wie wir“ ****). Bei einer Vereinigung freier Geister sind Spaltungen freilich schwer zu vermeiden, und es hat deren, so viel wir wissen, schon in der ersten

---

*) Heb. 13, 8.

**) 1 Cor. 1, 10.

***) Ephes. 4, 3 ff.

****) Joh. 17, 11.

Kirche gegeben; aber die Apostel waren nichts weniger, als gleichgiltig dagegen, sondern thaten alles, um die Einheit herzustellen. Als Paulus hörte, daß die Christen zu Korinth sich in mehrere Partheien getheilt haben, so schrieb er, und fragte sie: „Ist denn Christus getheilt"? Er fügte sodann hinzu: „Niemand kann einen andern Grund legen, als der gelegt ist, und dieser ist Jesus Christus" *). — Eben dieser Apostel schrieb bei einem ähnlichen Anlaß: „Ich wundere mich, daß ihr euch sobald habt abwendig machen lassen von dem, der euch zur Gnade Christi berufen hat, zu einem andern Evangelium, da es doch kein anderes giebt; nur einige Menschen giebt es, die euch irre machen, und das Evangelium zu verkehren suchen. Aber wenn auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium verkündigte, als wir euch verkündiget haben, der sey verflucht. Ich wiederhole noch einmal, was ich so eben gesagt habe: wenn jemand euch ein anderes Evangelium verkündigte, als ihr empfangen habt, der sey verflucht" **). — Man mag es immerhin eine Beschränkung der menschlichen Freiheit nennen, daß es dem Christen nicht frei steht, von der gegebenen Lehre abzuweichen, und eine besondere Kirche zu bilden; eine solche Beschränkung findet noch in vielen Fällen statt, ohne daß man etwas dagegen einwenden kann; in allem nämlich, was wahr und gut ist, muß Einheit seyn; Wechsel ist hier nicht Schönheit, sondern Unvollkommenheit.

112.

Die Kirche Christi ist im Laufe der Zeit nicht untergegangen, und kann nicht einmal untergehen; es streitet dieses gegen die ausdrückliche Verheissung Christi, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. Und wie könnte sie auch untergehen, ohne daß zugleich die Lehre Christi untergeht? Die Kirche Christi kann auch nie so verunstaltet wer-

---

*) 1 Cor. 3, 11.

**) Gal. 1, 6 ff.

den, daß sie nicht mehr zu erkennen ist; denn dieses wäre im Grunde eben so viel als untergehen; was wir nicht erkennen, ist für uns so gut, als nicht da. Es bleibt also nur auszumitteln, welche von den verschiedenen Christenpartheien die Kirche Christi ist. Wir sagen, daß die Kirche der Katholiken, und keine andere die Kirche Christi ist; und zwar mit Recht; denn diese Kirche hat, wie wir gleich sehen werden, im Wesentlichen dieselbe Verfassung, die Christus seiner Kirche ursprünglich gegeben hat.

II. Abschnitt.

Die Kirche der Katholiken.

113.

Die Kirche Christi ist dem Gesagten zufolge eine Lehr-, Heils- und Zuchtanstalt. Die Gewalt zu lehren, die Heilsmittel auszuspenden, und die Ordnung zu handhaben hat Christus ausschließend den Aposteln gegeben, so, daß die Kirche aus Lehrern und Lernenden, aus Priestern und Laien, aus Obern und Untergebenen besteht. Petrus erhielt noch einen besondern Vorzug vor den übrigen Aposteln, wodurch ihm die Gerichtsbarkeit über die ganze Kirche eingeräumt wurde. Die Kirche Christi ist als Auslegerin der heiligen Schrift und Richterin bei Glaubensstreitigkeiten unfehlbar; ist allgemein, aber immer und überall dieselbe. — Dieses ist aber bis zur Stunde noch die Verfassung der katholischen Kirche.

Die Bischöfe der katholischen Kirche sind die rechtmäßigen Nachfolger der Apostel; denn als diese den zahlreichen Gemeinden nicht mehr vorstehen konnten, auch wohl wußten, daß sie nicht ewig leben würden, setzten sie allenthalben Bischöfe ein; Petrus den Clemens, Paulus den Titus und Timotheus, Johannes den Ignatius und Polykarpus.

Diesen folgten wieder andere in einer ununterbrochenen Reihe bis auf den heutigen Tag, und noch jetzt führen die verschiedenen Partikularkirchen den Titel „apostolische Sitze“.

Der Bischof von Rom ist der rechtmäßige Nachfolger des Petrus. Dieser kam im Jahre 54 nach Rom, und starb daselbst, nachdem er den Clemens, oder, wie andere wollen, den Linus zum Bischof von Rom eingesetzt hatte. Die Bischöfe dieser Kirche haben sich von jeher als Nachfolger des Petrus betrachtet; auch heißt diese Kirche allgemein der Stuhl des Petrus.

Nach den allgemeinen Rechtsbegriffen tritt der Nachfolger in die Rechte seines Vorfahrers ein. Sind also die Bischöfe die rechtmäßigen Nachfolger der Apostel, so sind sie auch die Erben jener dreifachen Gewalt, welche Christus den Aposteln eingeräumt hat, nämlich der Gewalt zu lehren, die Heilsmittel auszuspenden, und die Ordnung zu handhaben.

Der Bischof von Rom hat als Nachfolger des Petrus noch überdieß den Vorrang vor den übrigen Bischöfen und eine Gerichtsbarkeit, die sich auf die ganze Kirche erstreckt; er ist das Oberhaupt derselben, und der Mittelpunkt der Einheit. Die Bischöfe von Rom haben auch von Clemens an einen solchen Vorrang behauptet, ohne daß ihnen jemand denselben streitig gemacht hätte; sie stellten allenthalben die Einheit her, riefen die Ketzer vor ihren Richterstuhl, erließen in Betreff des Glaubens und der Sitten allgemeine Vorschriften u. s. f. Der alte Irenäus sagt ausdrücklich, daß nach der römischen Kirche jede andere sich richten müsse, wegen ihres entschiedenen Vorranges; Cyprian nennt sie den Stuhl des Petrus, und die erste Kirche, von welcher die Einheit im Priesterthume ausgegangen ist. Selbst Ketzer, die sich gekränkt glaubten, appellirten an den Bischof von Rom.

In der Kirche der Katholiken sind ausser den Bischöfen auch noch Priester da. Diese waren anfänglich mit den Bischöfen Eines, oder die Bischöfe waren zugleich die Priester; in mehrern Stellen der Apostelgeschichte heißen die Bischöfe auch Priester. Aber schon die Apostel haben eigene

Priester eingesetzt; von jetzt an war zwar jeder Bischof Priester; aber nicht jeder Priester auch Bischof; dieser unterscheidet sich indeß von jenem nur durch die Gerichtsbarkeit, nicht aber durch die Weihe. In der Kirche der Katholiken sind also alle Klassen von Dienern da, die Christus selbst eingesetzt hat, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt getrennt besteht, was in der Person der Apostel vereiniget war; es dauert in derselben noch die doppelte Gewalt der Weihe und der Gerichtsbarkeit fort, die Christus den Aposteln eingeräumt hat, und die Kirche der Katholiken ist, was die Kirche ursprünglich war, eine Lehr-, Heils- und Zuchtanstalt. Einrichtungen, die ausserdem in der Kirche der Katholiken getroffen wurden, sind zwar nicht zu verwerfen; gehören jedoch nicht zum Wesen der Kirche Christi.

114.

Die Kirche der Katholiken hat von Zeit zu Zeit Glaubenssymbole verfaßt, oder zu den schon vorhandenen einen neuen Artikel gesetzt; sie hat diejenigen für Ketzer erklärt, und aus ihrer Mitte gestoßen, die sich ihren Entscheidungen widersetzten. Dieses setzt aber Unfehlbarkeit voraus; denn ein Mensch darf dem andern keine Glaubensregeln vorschreiben, noch viel weniger ihn bestrafen, wenn er sie unbeachtet läßt. Die Christen ehrten allgemein die Entscheidungen der Kirche, als Aussprüche des heiligen Geistes, und waren bereit, das Leben für dieselben zu lassen. „Ich halte mich, sagt Ambrosius, an die Verhandlungen von Nicäa; weder der Tod noch das Schwert wird im Stande seyn, mich davon abwendig zu machen“. — Doch es ist nicht die Frage, ob die Kirche der Katholiken für unfehlbar gehalten seyn will; sondern ob sie es auch ist; dieses Letztere wollen Viele nicht zugeben. Allein wenn man zugestehen muß, daß Christus seiner Kirche die Prärogative der Unfehlbarkeit verliehen hat, so kann man diese der Kirche der Katholiken nicht mehr streitig machen. Die Unfehlbarkeit muß immer bleiben, weil auch die Kirche immer bleibt; sie ist also von den Apo-

steln gleich den übrigen Rechten und Vorzügen auf ihre Nachfolger übergegangen; diese sind aber die Bischöfe, wie wir gehört haben; also auch in Sachen des Glaubens unfehlbar, wie jene. Und wenn die Kirche die Lehre Christi erhalten und verbreiten soll, bedarf sie des höhern Beistandes noch eben so gut, als ehemals.

115.

Die Kirche der Katholiken ist auch wahrhaft katholisch d. i. allgemein; denn es hat der christlichen Religion von ihrer Einführung an bis auf diesen Tag nicht an Bekennern gefehlt; wenn ein Volk sie von sich stieß, so nahm sie ein anderes mit Freuden auf, und es giebt wenige Völker mehr, die entweder nicht wirklich zum Christenthume bekehrt sind, oder es doch einmal waren, und durch ihre Schuld darum gekommen sind. Jene wenigen Völker aber werden noch zum Christenthume berufen werden, wie es Christus vorhergesagt hat. Die Allgemeinheit der katholischen Kirche ist also nicht so zu nehmen, daß die ganze Welt christlich seyn, oder daß die christliche Religion gerade weiter als jede andere verbreitet seyn muß. Es bleibt ja bei aller Vortrefflichkeit der christlichen Religion der Freiheit der Menschen überlassen, sich zu derselben zu bekennen, oder nicht, und darum kann es wenigstens ausser derselben noch andere Religionen geben, die sogar noch weiter verbreitet sind; genug, daß die christliche sie überlebt.

116.

Endlich ist die Kirche der Katholiken in der ganzen weiten Welt nur Eine, überall dasselbe Symbolum, dieselben Heilsmittel, dasselbe Kirchenregiment; die Kirchen in Europa haben hierin vor den Kirchen des entlegensten Welttheiles nichts voraus; es ist, als hätten die katholischen Christen nur Eine Seele, und als bewohnten sie Ein Haus. Man stellt es auch nicht in Abrede, daß die Kirche der Katholiken Eine ist; ist jedoch weit entfernt, dieses als einen Vorzug derselben

anzusehen; es kann, meint man, auch in der christlichen Kirche nicht immer bei dem Alten bleiben, und nur ein unmündiges dem Selbstdenken entfremdetes Volk kann dem Princip der Verjährung huldigen. — Doch die Kirche der Katholiken wäre nicht mehr die Kirche Christi, wenn sie ihre Verfassung nach den Ansichten und Weisen jeder Zeit umändern würde; in der Kirche Christi fällt der Grund zur Bewegung und zum Wechsel weg, wie wir schon oben bemerkt haben; folglich auch in der Kirche der Katholiken, und diese bleiben bei ihrer Verfassung, nicht weil sie sich verjährt hat, sondern weil Christus, der sie gegeben hat, ein göttlicher Gesandter ist, den man jederzeit hören muß. —

117.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, daß die Kirche, die Christus zur Erhaltung und Verbreitung seiner Lehre gestiftet hat, bis auf diesen Tag fortdauert, und eben dieselbe ist, welche die katholische heißt. Ehe wir daraus die Folgesätze ableiten, müssen wir einigen Einwürfen begegnen. Man sagt, es haben sich Mißbräuche in die christliche Kirche eingeschlichen, die eine Reform nothwendig machten; solche waren der Stolz und die Habsucht der Bischöfe überhaupt, die Anmaßungen des Papstes, die Vervielfältigung der Dogmen u. s. f. Wir entgegnen: Mißbräuche sind unter Menschen nicht zu verhüten, und Menschen sind auch die Bischöfe; ihr Amt macht sie weder allwissend noch heilig. Es ist indeß Uebertreibung, wenn man die ganze Hierarchie als eine Ausgeburt der Heuchelei, des Stolzes und der Habsucht verschreit; der Mißbrauch ist nur Ausnahme von der Regel, und benimmt der rechtmäßigen Gewalt der Bischöfe nichts. Was würde aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn die Fehler der Personen jede auch noch so rechtmäßige Gewalt aufheben würden? Wenn der Papst allgemeine Vorschriften giebt, Glaubensstreitigkeiten entscheidet, die Ungehorsamen straft, so ist dieses keine Anmaßung; denn alles dieses liegt schon in dem Begriffe des Primates, und zielt nur auf

das Beste der Kirche ab. — Auf den allgemeinen Kirchenräthen wurde zwar über Dogmen entschieden, und das Symbolum von Zeit zu Zeit um einen Artikel vermehrt. Dadurch erhielt jedoch der Glaube selbst keinen Zuwachs; denn jene Dogmen waren schon in den ausdrücklich geoffenbarten Wahrheiten enthalten, und wurden schon vor diesen Entscheidungen von der zerstreuten Kirche wenigstens stillschweigend geglaubt; bei Gelegenheit der allgemeinen Kirchenversammlungen wurden sie bloß feyerlich ausgesprochen. Was man also bis dahin dunkel glaubte, das erkannte man von nun an klar als eine christliche Lehre. Man wird keine Entscheidung irgend eines Kirchenrathes anführen können, wofür die Gründe nicht in den heiligen Schriften und der Tradition enthalten sind. Der Kirchenrath von Nicäa hat entschieden, daß Christus der Sohn Gottes und mit diesem gleichen Wesens sey; nun kömmt zwar das Wort ὁμοούσιος, d. i. gleiches Wesens in der heiligen Schrift nicht vor; wohl aber die Sache; denn wäre Christus nicht der Sohn Gottes, und gleichen Wesens mit ihm, dann wären alle jene Stellen, in denen Christus von seinem Verhältniße zu Gott spricht, ganz sinnlos. Die Lehre von Einer Person in Christus, von zwei Naturen u. s. f. sind weiter nichts als Consectarien aus dem Hauptdogma: Christus ist Gott = Mensch. Die Kirchenräthe von Ephesus und Chalcedon haben also keine neue Lehre vorgetragen, sondern nur aus der alten die Folgesätze entwickelt, als Nestorius die Einheit der Person, und Eutyches die Zweiheit der Naturen läugnete.

118.

Wir sind von der Frage ausgegangen, welche denn die wahren Christen sind. Diese Frage können wir nun beantworten. Die wahren Christen sind allein die Katholiken; diese gehören nämlich der Kirche an, die Christus zur Erhaltung und Fortpflanzung seiner Lehre gestiftet hat, und sind folglich auch im Besitze der ganzen und unverfälschten Lehre, und dieses ist es, worauf es bei der obigen Frage

ankömmt. Alle jene also, die im Laufe der Zeit sich von den Katholiken getrennt, und sich ein eigenes Glaubenssystem gebildet haben, sind nur vorgebliche Christen, und müssen sich mit den Katholiken wieder vereinigen.

119.

Von Seite der getrennten Partheien will man auch noch entdeckt haben, daß in dem Katholizismus zwar nicht die nothwendige, jedoch nahe Veranlassung zu Verirrungen liege, welche dem Staate nicht gleichgiltig seyn können, da von der Sündenvergebung leicht eine schädliche Anwendung gemacht werden, und leichter, als von dem Protestantismus der Fanatismus ausgehen kann. — Aber die Veranlassung zu solchen Verirrungen liegen nicht so nahe, als jene Partheien vorgeben; wenigstens dürfte der Beweis schwer zu machen seyn, daß die Katholiken die Sündenvergebung auf eine dem Staate nachtheilige Weise angewendet haben; die Thatsachen, die man anführt, sind entweder erdichtet oder wenigstens sehr entstellt; nur so viel ist gewiß, daß die katholische Beichtanstalt unendlich viel Gutes stiftet und Böses verhindert, und zur Ruhe der Staaten das Meiste beiträgt. Der Fanatismus kann von dem Protestantismus wenigstens eben so leicht ausgehen, als von dem Katholizismus; und ist wirklich ausgegangen; wir erinnern hier nur an die Hugenoten in Frankreich, die aus Fanatismus die Waffen gegen ihren rechtmäßigen Herrn ergriffen; an Cromwel, dessen Fanatismus mehr Unheil über England gebracht hat, als alle Mißbräuche der Katholiken je hätten bringen können. —

120.

Wenigstens soll die protestantische Kirche den Staatszweck glücklicher befördern, als die katholische — warum? Erstens weil da, wo keine Hierarchie ist, ein Gährungsstoff und ein Hinderniß zeitgemäßer Bildung weniger vorhanden ist; zweitens weil die protestantische Kirche in dieser Zeit einen größern Einfluß auf die allgemeine Denkart und die

Sitten äußert, als die katholische. Wir könnten der protestantischen Kirche die Ehre lassen, daß sie den Staatszweck besser befördere als die katholische; es ist dieses immerhin nur Nebensache; die katholische Kirche befördert das ewige Wohl der Menschen, und darum ist es ja vorzüglich zu thun. Doch die Wahrheit zu sagen, ist der Katholizismus auch die beste Stütze des Staates. Was wir oben von dem Einfluße des Christenthumes auf den Staat gesagt haben, gilt vorzugsweise von dem katholischen Christenthume. Die Hierarchie hat nur moralische Zwecke, und bedient sich moralischer Mittel, und der Staat, wenn er sein Interesse versteht, soll sie daran nicht hindern wollen. In der Hierarchie liegt es also nicht, wenn sich Gährungsstoff versammelt; dieser kömmt immer von den menschlichen Leidenschaften. Aber sollte man, um die Leidenschaften nicht aufzureitzen, die moralische Ordnung aufopfern? Man weise die Leidenschaften in die gebührenden Schranken zurück, und es wird nie zu einer Gährung kommen. Ueber das Zeitgemäße der Bildung sind die Ansichten verschieden; man hält es gerade jetzt für zeitgemäß, das positive Christenthum mit dem Rationalismus zu vertauschen; dieser Bildung ist die Hierarchie freilich nicht günstig, man muß aber auch einen eigenen Begriff von Bildung haben, wenn man im Ernste glauben kann, daß das positive Christenthum sich mit derselben nicht vertrage; des Glaubens an das positive Christenthum hat sich kein, auch noch so gebildeter Mensch zu schämen, und wenn es dahin gekommen ist, daß man diesen Glauben nicht mehr zeitgemäß findet, dann ist es auch um die religiöse und moralische Bildung geschehen, wie die Erfahrung von Jahrhunderten lehrt. Wem es um wahre, nicht gerade zeitgemäße Bildung zu thun ist, der wird an der Hierarchie nicht nur kein Hinderniß, sondern ein treffliches Hilfsmittel finden. Daß die protestantische Kirche einen größern Einfluß auf die Denkart und die Sitten hat, wollen wir nicht läugnen; ist aber die Welt seitdem auch frömmer und besser geworden? Wenn ich nicht irre, so hat in der protestantischen Kirche der Pyrrhonismus und

der Epikuräismus sehr überhand genommen; wenn dieses die Wirkungen jenes Einflußes sind, dann hat die protestantische Kirche wahrlich nicht Ursache, sich desselben zu rühmen.

121.

Als in dem französischen Nationalconvent die katholische Religion zur Sprache kam, so kam unter andern Aeußerungen auch folgende vor: „Ich gestehe es offen, daß ich die katholisch = christliche Religion für die unsinnigste auf dem Erdboden halte, weil sie das höchste Wesen zugleich für den höchsten Tyrannen erklärt, indem sie behauptet, daß man nur in derselben allein selig werden könne, und in allen andern verdammt sey. Nach dieser schändlichen Lehre wären mehrere Milliarden von Menschen zur ewigen Qual verdammt, weil sie am Tigris oder Niger das Licht der Welt erblickt, und nie den Namen Christus haben aussprechen hören. Kann man so etwas von dem allgütigen Schöpfer der Welt wohl denken, ohne ein Narr oder Betrüger zu seyn?“ So viel ich weiß, denken noch Viele so, wenn sie ihre Gedanken schon nicht auf diese Weise laut werden lassen. Wir haben also auch noch zu untersuchen, ob und in wie ferne nur in der katholischen Religion Heil zu finden ist. Man muß gegen Religion überhaupt gleichgiltig geworden seyn, wenn man der katholischen das Prädikat „allein selig machend“ streitig machen, oder wohl gar Unsinn schuld geben will. Die katholische Religion ist eine göttliche, d. h. von Gott unmittelbar geoffenbarte; also können auch nur jene Menschen selig werden, die diese Religion annehmen; denn wenn man in jeder andern Religion auch selig werden kann, dann wäre die Offenbarung in und durch Christus zwecklos. Müssen aber alle Menschen, um selig zu seyn, Christen seyn, so sagt man mit Recht, daß die christliche oder die katholische Religion, die allein seligmachende sey. Daraus folgt indeß nicht, daß jene, welche am Tigris oder Niger das Licht der Welt erblickt und den Namen Christus nie haben nennen hören, verdammt werden; es versteht sich von selbst, daß man die katholische

Religion kennen muß, ehe man verpflichtet seyn kann, dieselbe anzunehmen. Also nur jene, welche Gelegenheit haben, die katholische Religion kennen zu lernen, und doch gleichgiltig dagegen sind, oder wohl gar eine andere derselben vorziehen, sind von der Seligkeit ausgeschlossen; und hier ist wahrlich kein Unsinn; denn wenn Gott jene verdammt, die vorsätzlich dem Lichte die Augen verschließen, so handelt er nur seiner Gerechtigkeit gemäß.

122.

Es ist nicht genug; daß man kein Verächter des Christenthumes ist, wie die Atheisten und Naturalisten in Frankreich; man muß an eine unmittelbare Offenbarung Gottes durch Christus glauben. Die Rationalisten, die keine unmittelbare Offenbarung erkennen, sind um nichts besser, als die französischen Naturalisten; denn darum, daß Christus von der Vorsehung erweckt worden ist, hört seine Lehre nicht auf, eine menschliche zu seyn, weil ja alles, was in der Welt geschieht, das Werk der Vorsehung ist, wie denn vor und nach Christus Männer aufgestanden sind, die sich um die Bildung des Menschengeschlechtes verdient gemacht haben. Nur dann, wenn die christliche Religion unmittelbar geoffenbart ist, hat sie einen Vorzug, und verdient allgemein respectirt zu werden.

Ist die katholische Religion geoffenbart, und eben darum die allein seligmachende, so kann auch der Eifer des Katholiken, Proselyten zu machen, nie zu groß seyn. Die Unwissenden belehren, und die Irrenden zurechtweisen, ist immer lobenswürdig, ja sogar Pflicht; es muß also auch löblich seyn, alle, die entweder das Christenthum nicht kennen, oder wenigstens in dem einen oder andern Punkte irren, zum wahren, d. i. katholischen Christenthum zurückzuführen; oder warum sollte denn gerade die Religion eine Ausnahme machen? Es ist nichts als leidiger Indifferentismus, wenn man will, daß ein jeder bei der Religion bleiben soll, in der er erzogen ist, ohne zu untersuchen, ob er auch

recht daran ist, oder wenn man den Eifer des Katholiken, seiner Religion Anhänger zu verschaffen als Intoleranz erklärt. Es versteht sich übrigens von selbst, daß man sich, um Proselyten zu machen, nur erlaubter Mittel bedienen darf. Jetzt ist nur noch die Frage übrig, welches denn die Summe, der von Christus vorgetragenen und in der Kirche hinterlegten Lehren sey. — Wir kommen also jetzt zum zweiten Theile der katholischen Glaubenslehre, der die einzelnen Lehren des katholischen Glaubenssystemes umfaßt.

Besondere Glaubenslehre.

Eintheilung.

1.

Die besondere Glaubenslehre läßt sich auf drei Punkte zurückführen — auf Gott, auf Christus und auf das künftige Leben nach dem Ausspruche Christi: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott, erkennen und Jesus Christus, den du gesandt hast.“ Wir theilen darum jene Lehre zuvörderst in drei Kapitel ein, und tragen im ersten die katholische Lehre von Gott; im zweiten die Lehre von Christus, und im dritten die Lehre von dem zukünftigen Leben vor.

I. Kapitel.

Die Lehre von Gott.

2.

Dieses Kapitel zerfällt wieder in zwei Abschnitte, von denen der erste die Lehre von dem Wesen Gottes, d. h. von seinen Vollkommenheiten; der andere die Lehre von seinem Verhältniß zur Welt in sich begreift.

I. Abschnitt.

Von dem Wesen Gottes.

3.

Vor allem fragt es sich, ob Gott ist. Erst wenn diese Frage durchgängig mit Ja beantwortet werden muß, kann von den Vollkommenheiten Gottes, und von seinem Verhältniße zur Welt die Rede seyn. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob man Gottes Daseyn aus der Vernunft beweisen könne, und welches Gewicht die sogenannten philosophischen Beweise für das Daseyn Gottes haben; sondern schreiten sogleich zu dem biblischen Beweis, an dem uns als Christen zunächst gelegen seyn muß.

Die heilige Schrift beweist eigentlich das Daseyn Gottes nicht; sondern setzt dasselbe voraus, und beleuchtet nur die Idee von demselben, indem sie sagt, daß Gott erschienen sey, Wunder gethan und künftige Ereignisse vorhergesagt habe. Aber im Grunde setzen wir auch bei den Vernunftbeweisen für das Daseyn Gottes die Idee desselben voraus; wir schließen von den endlichen Wesen auf ein unendliches, von der Welt und ihrer Einrichtung auf einen verständigen Urheber, von dem Moralgesetze auf einen obersten Gesetzgeber; aber um so schließen zu können, müssen wir schon die Idee von einem unendlichen Wesen haben, das alle Dinge ausser sich hervorbringen kann; sie wird uns durch die vernünftige Betrachtung unserer selbst und der Welt ausser uns nur erst klar. Ein anderer Beweis für das Daseyn Gottes ist auch nicht möglich, weil es über Gott hinaus kein Princip giebt; aber auch nicht nothwendig; denn um einzusehen, daß etwas wahr ist, braucht man nur die Idee aufzuweisen, d. h. zum deutlichen Bewußtseyn hervorzuheben. Es hängt nicht von uns ab, zu glauben, daß ein Zirkel ein Dreieck, und umgekehrt sey. Woher kömmt es, daß es uns unmöglich ist, diese Dinge mit einander zu verwechseln? Daher, weil die Vernunft ihre Ideen zu Rath zieht, und nach diesen ein Zirkel von einem Dreiecke verschieden

ist. Man vernünftle, so viel man will; es ist keinem Menschen möglich, eine seiner klaren Ideen zu bezweifeln; nie beurtheilen wir eine derselben, sondern legen sie unserm Urtheile zu Grunde. Wenn wir irren, so kömmt dieses daher, daß wir sie nicht immer mit hinlänglicher Genauigkeit vor das Bewußtseyn ziehen. So verhält es sich auch mit der Idee von Gott; obschon wir Gott nicht erfassen können, so kennen wir ihn doch so, daß wir alles von ihm sagen, was er nicht ist, und ihm andererseits alle Vollkommenheiten beilegen, ohne Furcht zu irren. Es ist vergeblich, eine Untersuchung anzustellen, wie wir zu der Idee von Gott gekommen sind; wir haben sie, und diese Thatsache ist entscheidend. Was man Beweise für das Daseyn Gottes nennt, ist eigentlich nichts, als eine Entwickelung des Glaubens an dasselbe aus unserer Geistesnatur selbst. —

Daß aber Gott sich geoffenbart hat, giebt die heilige Schrift durch diese und ähnliche Formeln hinlänglich zu verstehen „Gott erschien, Gott stieg herab, Gott sprach.“ — Alle diese Formeln laufen auf Eines hinaus, nämlich auf eine unmittelbare Einwirkung Gottes auf den Geist der ersten Menschen, wodurch ihre Vernunft angeregt, und zur ersten Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge gebracht wurde. Daß eine solche unmittelbare Einwirkung möglich ist, und schlechterdings nothwendig war, damit die ersten Menschen einige Kenntniß von Gott erlangten, haben wir schon weiter oben gezeigt.

Die heilige Schrift enthält überdieß eine Reihe von Wundern und Weissagungen. Diese waren eben so viele Offenbarungen der Allmacht und Allwissenheit Gottes, und nicht bloß Beweise seines Daseyns, sondern auch seiner Vorsehung. Die gewöhnlichen Begebenheiten machen auf den Menschen keinen Eindruck, und werden, wenn sie nicht vorhergesagt sind, dem Zufalle zugeschrieben. Dieses mußte um so mehr der Fall bei den ersten Menschen seyn, als sie noch ungeübt im Denken waren. Je enger jene Wunder und Weissagungen mit dem Schicksale einer Familie oder eines ganzen Volkes ver-

knüpft waren, desto größer mußte der Eindruck seyn; desto mehr mußte der Glaube an Gott und seine Vorsehung unter jenen Menschen befestiget werden.

4.

Wenn man die Thatsache zugiebt, daß Gott sich geoffenbaret hat, so ist das Daseyn desselben factisch erwiesen. Es giebt indeß Menschen, die das Daseyn Gottes schon von vorneherein läugnen, nicht weil sie die Idee desselben nicht in sich haben, sondern weil sie dieselbe nicht gehörig vor das Bewußtseyn ziehen. Für diese Gattung Menschen ist der biblische Beweis freilich nicht; allein wer Gott nicht in sich findet, der kann auch auf keine andere Weise von dessen Daseyn überzeugt werden. Zur Ehre der Menschheit ist jedoch die Zahl der Atheisten verhältnißmäßig nur klein.

Der Atheismus hat entweder keinen oder doch einen sehr seichten Grund, es ist nichts in der Welt, was mit der Voraussetzung, daß Gott ist, im Widerspruche wäre; hingegen vieles, was sich schlechterdings nicht begreifen läßt, wenn es keinen Gott giebt. Der Atheist will zwar den Ursprung der Welt ohne Gott erklären; allein er verfällt dabei in das Ungereimte und Lächerliche; denn entweder muß er sagen, daß die Welt ewig, oder daß sie durch Zufall entstanden ist; im ersten Falle macht er die Welt selbst zu Gott; denn Ewigkeit ist ein Prädikat, das ausschließend Gott zukömmt; im andern Falle ist er genöthiget, die Ordnung aus dem Chaos, die moralische Freiheit aus der physischen Nothwendigkeit, den Geist aus der Materie abzuleiten. — Der Atheismus zerstört die moralische Ordnung; denn wenn kein Gott ist, so fällt jeder Antrieb zur Tugend weg; mit der Tugend die Glückseligkeit. Wenn ein Atheist moralisch ist, so geschieht es nur darum, weil das Herz besser ist, als der Kopf; es ist eine glückliche Inconsequenz. —

5.

Aber was ist denn Gott? Es wäre Vermessenheit, das Wesen Gottes begreifen oder erklären zu wollen. Schon im Hiob lesen wir: „Kannst du etwa die Spuren Gottes entdecken, und des Allmächtigen verborgenes Wesen erfassen? Himmelshöhen sind es, was beginnst du? Orkustiefen, was ergründest du? Der Erde Umkreis faßt ihn nicht, und nicht des Oceans Weite.“ *) — Gott wäre nicht Gott, wenn er von dem Menschen begriffen werden könnte. Können wir aber Gott schon nicht erkennen, wie er ist, so ist uns doch nicht alle Kenntniß von ihm benommen, und es wäre sehr unrecht, dem Menschen bloß darum alle Erkenntniß Gottes abzusprechen, weil er nicht eine vollkommene erlangen kann. Es ist immerhin schon Gewinn, zu wissen, was Gott nicht ist. Gott selbst hat dem Menschen eine zweifache Quelle eröffnet, aus der er so viel Kenntniß schöpfen kann, als gerade zur Tugend und Glückseligkeit nothwendig ist. Die erste dieser Quellen ist die Vernunft, durch deren Hülfe der Mensch allenthalben in der Welt Spuren, Bilder und Stimmen der Gottheit entdeckt; die zweite ist die Offenbarung, die die Vernunft unterstützt und ersetzt, was diese nicht mehr vermag.

6.

Das Wesen Gottes besteht in seinen Eigenschaften oder Vollkommenheiten. Man theilt sie nicht ohne Grund ein in die metaphysischen, physischen und moralischen Eigenschaften; Gott ist nämlich nach der Offenbarung der Urheber und Regent der Körper- und Geisterwelt; es müssen ihm also auch alle Eigenschaften zukommen, ohne welche sich das Daseyn und die Regierung dieser zwei Welten nicht begreifen lassen, und so ergeben sich die physischen und moralischen Eigenschaften Gottes. Dieser würde aber seyn, und nicht weniger vollkommen seyn, wenn er keine

---

*) 11, 7 ff.

Welt erschaffen hätte; man muß ihm also auch alle erdenkliche metaphysische Eigenschaften beilegen. So viel über die Eintheilung der Eigenschaften Gottes. Jetzt müssen wir von diesen Eigenschaften oder Vollkommenheiten ausführlich reden, um uns das Wesen Gottes so viel als möglich klar zu machen, und machen den Anfang mit den metaphysischen Vollkommenheiten.

7.

Gott heißt in den heiligen Schriften der lebendige und wahre Gott — der wahre den falschen Göttern der Heiden gegenüber; der lebendige im Gegensatze zu den Götzen, die ausser der Form, die ihnen Menschen verliehen haben, keine Kraft besitzen; die zwar einen Mund haben, aber nicht reden; Augen, aber nicht sehen; Ohren, aber nicht hören . . . Ps. 113, 4 ff. Der biblische Gott ist aus und durch sich; der Erste und Letzte Is. 44. 6, vor dem kein Gott war, und nach dem keiner seyn wird. Is. 43, 10. Er ist ewig; d. h. ohne Anfang und ohne End; um dieses anschaulich zu machen, bedient sich die heilige Schrift der Bilder, wie man in der folgenden Stelle sehen kann: „Herr! du bist unsere Zuflucht von Geschlecht zu Geschlecht. Ehe noch die Berge bestanden; ehe die Erde und der Weltkreis geschaffen wurden — von Ewigkeit zu Ewigkeit bist du . . . Tausend Jahre sind vor deinen Augen, wie der gestrige Tag, der vergangen ist — „Ps. 89, 11 ff.“ Deine Jahre dauern von Geschlecht zu Geschlecht. Du hast, o Herr! ehedem die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk, sie werden vergehen, du aber bleibst. Sie alle werden alt, wie ein Kleid; du legst sie ab, wie ein Kleid . . . Du aber bist immer derselbe, und deine Jahre enden nie — „Ps. 101, 25 ff. Der biblische Gott bedarf keines Dinges ausser sich; im Gegentheile giebt er selbst allen das Leben, den Odem und alles Act. 17, 25 ff.; selbst unsere Tugend macht ihn nicht reicher und seliger Job 22, 3; mit Einem Worte, Gott ist unabhängig. Er ist ferner unveränderlich, so daß

bei ihm nicht einmal ein Schatten von einem Wechsel statt findet. Jac. 1, 17. Der biblische Gott ist das Wesen der Wesen oder der Vater im vorzüglichsten Sinne; von ihm hat alles, was Vater heißt, im Himmel und auf Erde, seine Benennung. Ephes. 3, 15; aus ihm, durch ihn, und in ihm sind alle Dinge. Röm. 11, 36. Fassen wir alle diese Eigenschaften zusammen, so ergiebt sich, daß Gott das unendliche, allvollkommene Wesen ist; dieses lehrt auch die heilige Schrift: „Groß ist Gott, überaus preiswürdig, und seiner Größe ist kein Ende". Ps. 144, 3. „Wer mißt in hohler Hand die Meere, umfaßt die Himmel mit der Spanne, und die weite Erde mit dem Dreiling? Wer wiegt die Berge in der Wage, und die Hügel in der Wagschale? Nationen sind ihm ein Tropfen am Eimer, gleich dem Stäubchen in der Wagschale, Inseln wirft er wie Staub hin. Der Libanon hat nicht Holz, nicht Vieh genug zum Opfer. Alle Völker sind vor ihm nichts; ein Hauch, gar nichts sind sie vor ihm. Er wandelt Fürsten in ein Nichts, und wie ein Hauch vergehen durch ihn die Großen der Erde. Er haucht sie an, und sie welken hin; wie die Spreu wirbelt sie der Sturm hinweg" — Is. 40, 12 ff.

8.

Die obigen Eigenschaften müssen wir Gott vermöge der Idee beilegen, die wir von ihm in unserer Vernunft haben. Vorausgesetzt nun, daß Gott der Schöpfer und Regent der Welt ist, müßen wir ihn auch noch als den vollkommensten Geist denken; darauf wird die Vernunft schon durch Daseyn der Welt, noch mehr aber durch die in derselben herrschende Ordnung geführt. Die Offenbarung setzt dieses ausser Zweifel; denn da wird nicht nur alles von Gott entfernt was ungeistig ist, als Sinnenwerkzeuge, Einschränkung an einen gewissen Ort, ein Bild u. s. f., sondern es ist ausdrücklich gesagt, daß Gott ein Geist ist. Joh. 4, 24. Daraus mag man abnehmen, was von den Anthropomorphismen, d. h. von jenen Stellen der heiligen Schriften

zu halten ist, die Gott eine menschliche Gestalt und menschliche Affecte beilegen. Es sind analoge Vorstellungen, wodurch die heiligen Schriften das Verhältniß Gottes zur Welt begreiflich machen wollen, und diese Art von Anthropomorphismus, den man den symbolischen nennt, ist unzertrennlich mit dem moralischen Glauben an Gott verbunden. Der eigentliche oder dogmatische Anthropomorphismus steht im Widerspruche mit den heiligen Schriften, wie man aus den oben angeführten Stellen ersieht, und mag ohne Bedenken dem Spotte der Atheisten preisgegeben werden. —

9.

In dem Begriffe Geist sind drei Merkmale — Verstand, Wille und Macht enthalten. Daraus ergiebt sich folgende nähere Bestimmung der physischen Eigenschaften Gottes. Gott, der Schöpfer und Regent der Welt, besitzt einen unendlichen Verstand, einen vollkommenen Willen, und eine Macht, der nichts unmöglich ist. Jede dieser Vollkommenheiten wird Gott noch besonders in den heiligen Schriften beigelegt.

10.

Gott hat, wie die heiligen Schriften sagen; Wissenschaft von allen Dingen, eine unerforschliche Wissenschaft; er kennt alle Sterne namentlich; er hat den Sand des Meeres, die Tropfen des Regens, und die Tage der Ewigkeit gezählt; kein Haar fällt von unserm Haupte ohne sein Wissen; kein Wesen ist vor ihm verborgen, sondern alles liegt bloß und offen vor seinen Augen. Heb. 4, 13. Gott weiß das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige. Der entgegengesetzte Irrthum wird in seiner ganzen Blöße dargestellt: Erkennet es, ihr Unvernünftigen im Volke, und werdet doch einmal klug, ihr Thoren! Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Aug gebildet hat, sollte der nicht sehen?« Ps. 93, 8 ff.

Man hat einmal gezweifelt, ob Gott das Zukünftige

wissen könne, ohne daß dadurch die Freiheit des Menschen vernichtet wird, allein ohne Grund; denn nicht darum geschieht etwas; weil Gott es weiß, sondern weil es geschieht, weiß es Gott schon vorher; nur könnte man vielleicht meynen, daß, wenn Gott das Böse vorher weiß, er dasselbe vermöge seiner Heiligkeit hindern müsse; allein Gott ist nicht bloß ein moralisches Wesen, sondern auch der Regent der moralischen Welt; als solcher kann er das Böse wenigstens zulassen, und läßt es wirklich zu; bestraft es aber hintenher. Auf jeden Fall entspringt aus dem Vorherwissen Gottes nur eine nachfolgende Nothwendigkeit, die an der Natur der moralischen Handlungen nichts ändert. —

11.

Gott, sagt die heilige Schrift ferner, thut alles, was er will Ps. 113, 11; er will indeß nicht das Unrecht Ps. 5, 4; sondern immer nur das Gute 1 Tim. 2, 4; er ist untadelhaft Deut. 32, 4. Gerade darin aber besteht die Vollkommenheit des Willens, daß er das Böse haßt und beständig auf das Gute gerichtet ist. Das Böse geschieht zwar auch nicht ohne den Willen Gottes; jedoch will er dieses nicht auf gleiche Weise wie das Gute; dieses will er schlechthin; jenes läßt er bloß geschehen, verabscheut es aber und bestraft es. Man muß also Acte des ordnenden und des zulassenden Willen Gottes unterscheiden, und wenn etwas geschieht, immer erst fragen, ob es Gott veranstaltet oder bloß zugelassen hat. Ferner ist der Wille Gottes ein anderer, wenn er bloß von seinem Verstande geleitet wird; ein anderer, wenn er Rücksicht auf die menschliche Freiheit nimmt; es giebt also auch Acte des absoluten und des bedingten Willen; zur ersten Gattung gehört die Schöpfung; denn dazu wurde er lediglich durch sein Wohlwollen gegen die Geschöpfe bestimmt; zur andern gehört die Beseligung; denn Gott will die Seligkeit der vernünftigen Geschöpfe nur unter der Bedingung, daß diese dazu mitwirken. Anfänglich hat man diesen Unterschied nicht gemacht; daher kömmt es, daß in den

heiligen Schriften dem Willen Gottes Gutes und Böses auf gleiche Weise zugeschrieben wird.

12.

Für die Allmacht Gottes zeugen ausser vielen andern Stellen der heiligen Schriften folgende: „Ich weiß, daß du alles vermagst, und kein Gedanke bleibt dir verborgen“ — Job 42, 2; „der Herr macht, was er nur immer will, im Himmel, auf Erde, im Meere, und in allen Tiefen.“ Ps. 134, 6; „bei Gott ist kein Ding unmöglich“ Luc. 1, 37. Gott heißt der allein Mächtige 1 Tim. 6, 15, der überschwänglich mehr zu thun vermag, als wir bitten und verstehen. — Ephes. 3, 20.

13.

Eben darum, weil Gott ein unendlicher Geist ist, kann er allenthalben gegenwärtig seyn, und ist es auch wirklich; in so fern Gott ausser dem Raume vorhanden ist, heißt er der Unermeßliche; in so ferne alles im Raume ihm gegenwärtig und seiner geistigen Wirksamkeit unterworfen ist, der Allgegenwärtige; beide Eigenschaften legen ihm die heiligen Schriften bei; hier nur einige Stellen: „Wir reden hier nicht, ohne daß Gott dessen Zeuge ist, der uns hier sieht“ Gen. 31, 50; „Wo soll ich hingehen vor deinem Geiste? wohin fliehen vor deinem Angesichte? Steige ich in den Himmel, so bist du da; steige ich in die Hölle hinunter, so bist du auch da. Würde ich mich auf den Flügeln der Morgenröthe am Ende des Meeres niederlassen, so würde mich deine Hand auch dahin geleiten, und deine Rechte mich festhalten Ps. 138, 6 ff.; „Wird jemand sich verbergen können, so daß ich ihn nicht sehe, spricht der Herr? erfülle ich denn nicht Himmel und Erde?“ Jerem. 23, 24; „Wenn du Almosen giebst, so soll deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, daß dein Allmosen verborgen bleibe, und dein Vater, der auch im Verborgenen sieht, es dir vergelte“ Matth. 6, 3 ff.

Die physischen Vollkommenheiten machen Gott zum

höchsten und unumschränkten Herrn. In dieser Hinsicht heißt er auch in den heiligen Schriften der Gott der Götter und der Herr der Herrscher. Deut. 10, 17.

14.

Gott muß von uns auch als Urheber und Regent der moralischen Welt gedacht werden, weil diese mit der physischen nur Ein Ganzes ausmacht. Die Vollkommenheiten, die ihm in dieser Beziehung zukommen, heißen die moralischen, und lassen sich auf vier zurückführen, als: Weisheit, Heiligkeit, Güte und Gerechtigkeit. Jede dieser Vollkommenheiten wird Gott in den heiligen Schriften beigelegt.

15.

Nach den heiligen Schriften kömmt die Weisheit Gott ausschließend zu: „Ihm, dem allein weisen Gott sey Ehre" Röm. 16, 27. „Gebricht es einem aus euch an Weisheit, so erbitte er sie von Gott" — Jac. 1, 5. Alles hat er geschaffen mit Weisheit Ps. 103, 25; seine Weisheit hat keine Gränzen. Ps. 146, 5. Hieher gehört auch der Ausruf: „O welch eine Tiefe des Reichthums der Weisheit und der Erkenntniß Gottes: Wie unbegreiflich sind seine Gerichte! wie unerforschlich seine Wege! Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt? Wer ist sein Rathgeber gewesen?" Röm. 11, 33.

16.

So schildern uns die heiligen Schriften Gott auch vorzugsweise als heilig: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott der Heerschaaren." Is. 6, 3; „Gott ist Licht, und Finsterniß ist in ihm keine." 1 Joh. 1, 5. Er will eben darum, weil er selbst heilig ist, daß auch die Menschen heilig seyn sollten Levit. 19, 2, und hat denselben diesen seinen Willen durch alle Perioden der Offenbarung kund gegeben; denn in jeder derselben stellt er sich uns als den heiligen Gesetzgeber dar.

Zur Heiligkeit Gottes gehört zwar auch die Wahrhaftigkeit; sie ist indeß keine besondere Vollkommenheit, sondern nur die Heiligkeit in ihrer Beziehung zu den Verheissungen und Drohungen Gottes. Die Wahrhaftigkeit ist nach den heiligen Schriften Gott dergestalt eigen, daß jeder Mensch dagegen als Lügner zu achten ist Röm. 3, 4; er hält, was er verheissen hat Heb. 10, 23; erfüllt aber auch seine Drohungen: „Er läßt seiner nicht spotten.“ Gal. 6, 7. —

17.

Die Güte Gottes, von der hier die Rede ist, begreift zunächst nur das Wohlwollen desselben gegen seine Geschöpfe; sie heißt die respective Güte Gottes, um sie von der absoluten zu unterscheiden, welche Christus im Auge hatte, als er sagte: „Gut ist Niemand als Gott allein.“ Marc. 10, 18. Die respective Güte Gottes wird in den heiligen Schriften sehr hervorgehoben; es heißt darin, daß Gott schon anfänglich alles wohl gemacht habe Gen. 1, 31; daß er überhaupt gut sey Ps. 105, 1, und seine Sonne aufgehen lasse über Gute und Böse Math. 5, 45; daß er die Liebe selbst sey. 1 Joh. 4, 8.

Die Güte macht, daß Gott sich der Unglücklichen annimmt, und die Uebel entweder abwendet, wenn sie drohen, oder entfernt, wenn sie da sind; in diesem Falle heißt die Liebe Barmherzigkeit. Von dieser steht geschrieben: „Er liebt die Barmherzigkeit und das Recht; die ganze Erde ist voll von der Barmherzigkeit des Herrn.“ — Ps. 32, 5. Der Herr ist gütig und barmherzig ..; huldreich ist er gegen alle; seine Erbarmungen erstrecken sich über alle seine Werke“. — Ps. 144, 8 ff. Die Güte macht auch, daß Gott dem Sünder Zeit zur Busse läßt, und ihm, wenn er Busse thut, auch verzeiht. In dieser Beziehung heißt sie auch Milde, Langmuth oder Geduld; wenigstens werden diese Dreie Gott in den heiligen Schriften noch besonders beigelegt. Moses ruft aus: „Herr Gott, barmherzig und gnädig, langmüthig und von vieler Erbarmung“ — Exod. 34; 6; und Paulus

sagt: „Verachtest du den Reichthum seiner Güte, Langmuth und Geduld? Bedenkest du nicht, daß dich Gottes Güte zur Busse leitet?“ Röm. 2, 4.

18.

Die Gerechtigkeit Gottes besteht darin, daß er das Gute belohnt und das Böse bestraft. Zwar giebt der Mensch Gott nichts, wenn er tugendhaft ist, und nimmt ihm nichts, wenn er böse ist, und man möchte demnach meynen, daß Gerechtigkeit in diesem Sinne Gott gar nicht zukomme; *allein* wenn Gott das Gute belohnt, so geschieht es nicht deßwegen, weil der tugendhafte Mensch ein Verdienst um Gott hat, das belohnt werden muß, sondern nur deßwegen, weil er eine Belohnung verheissen, und sich, so zu sagen, selbst zum Schuldner gemacht hat. Das Böse aber straft Gott, nicht um sich wegen einer persönlichen Beleidigung zu rächen, sondern um die moralische Ordnung aufrecht zu erhalten. Man legt also mit Recht Gott eine belohnende und strafende Gerechtigkeit bei.

Nichts zu sagen von jenen ausserordentlichen Erscheinungen, wodurch Gott sich den Menschen als moralischen Richter geoffenbart hat, die eben so viele Beweise seiner Gerechtigkeit sind, wird diese in den heiligen Schriften auch namentlich angeführt, wie aus folgenden Stellen zu ersehen ist: „Das sey ferne von dir, daß du den Gerechten mit dem Gottlosen tödtest, und daß der Gerechte gleiches Schicksal mit dem Gottlosen hat; das findet bei dir nicht statt“ — Gen. 18, 25. „Deine Gerechtigkeit ist wie die hohen Gebirge; deine Urtheile sind wie der tiefste Abgrund“ — Ps. 35, 6.

Ein Theil der Belohnung und Strafe erfolgt schon in diesem Leben; denn die innern Gefühle der Freude, der Scham, der Reue u. s. f. entstehen natürlich, sind allgemein, und haben einige Proportion mit dem subjectiven Zustand des Handelnden. Indeß hängt die Wirksamkeit derselben von der Reflexion und dem äussern Zustande ab, und darum können sie allein der Sinnlichkeit nicht das Gleichgewicht halten.

Es müssen also zu den natürlichen Belohnungen und Strafen in dieser Welt noch andere positive, in der andern kommen, worüber freilich nur die Offenbarung befriedigende Aufschlüße geben kann. Sehen wir uns in den heiligen Schriften um, so finden wir, daß Gott jede gute Handlung noch eigens belohnen, aber auch alles Böse, selbst das Wort, noch eigens bestrafen werde: „Die Menschen werden am Tage des Gerichtes über jedes lieblose Wort Rechenschaft geben müssen.“ — Matth. 12, 36.

19.

Gott, das vollkommenste Wesen, hat nicht mehr seines Gleichen; es ist kein Gott mehr weder über noch unter ihm; er ist der einzige, nicht dem Grade, sondern der Art nach, und der alleinige Schöpfer und Regent der Welt.

Wir wollen nicht darüber streiten, ob sich die Einheit Gottes aus der blossen Vernunft beweisen lasse. Gewiß ist es, daß gerade die aufgeklärtesten Völker des Alterthums dem Polytheismus gehuldiget haben. Wir wenden uns sogleich an die heiligen Schriften; diese lehren vom Anfange an, daß nur Ein Gott ist: „Höre Israel, der Herr unser Gott ist nur Ein Herr“ — Deut. 6. 4; „Herr! du hast unter den Göttern nicht deines Gleichen; nichts gleicht deinen Werken. Alle Völker, die du geschaffen hast, werden einst kommen, und dich anbethen, o Herr! und werden verherrlichen deinen Namen; denn groß bist du, thuest Wunder; du allein bist Gott.“ — Ps. 85, 8. Christus setzt die Lehre von der Einheit Gottes als bekannt voraus, und bezieht sich nur gelegenheitlich darauf. Paulus hingegen sagt ausdrücklich: „Obwohl es sogenannte Götter giebt, sey es im Himmel oder auf Erden, so haben wir doch nur Einen Gott...“ 1 Cor. 8, 5 ff.

Bei der Frage, ob Monotheismus oder Polytheismus die erste Religion gewesen ist, kömmt alles darauf an, ob der Mensch in Sachen der Religion sich selbst überlassen, oder ob er von Gott unmittelbar darin unterrichtet wurde. War dieß Letztere der Fall, so versteht es sich von selbst,

daß Monotheismus die erste Religion ist; denn der göttliche Unterricht kann nur von der Wahrheit, nicht aber von dem Irrthume anfangen. In keinem Falle kann Polytheismus die erste Religion gewesen seyn; denn wenn der Mensch sich selbst überlassen war, so würde er noch bis zur Stunde ohne alle Religion seyn, weil er, um seine Vernunft gebrauchen zu können, des Unterrichtes bedarf. Wie aber aus dem Monotheismus später Polytheismus werden konnte, haben wir schon oben gesagt. —

20.

Ausser dem lehrt Christus noch, daß der Eine Gott sey Vater, Sohn und heiliger Geist. Dieses ist eine ganz eigenthümliche Lehre, wodurch sich die christliche Religion nicht nur von der Vernunftreligion, sondern von jeder andern wesentlich unterscheidet. Wir müssen also auch noch beweisen, daß Gott der Vater Jesu Christi im eigentlichen Sinne; daß Christus der wahre und natürliche Sohn Gottes, des Vaters, und daß der heilige Geist eine göttliche Person ist. Daraus ergiebt sich dann von selbst, daß Vater, Sohn und heiliger Geist nicht blosse Namen, auch nicht blosse Eigenschaften oder Wirkungen des Einen Gottes sind. Von den hiehergehörigen Zeugnissen beziehen sich einige auf das Ganze der Trinitätslehre; andere auf die Theile derselben; wir schicken diese voraus.

21.

Christus nennt Gott ausschließend seinen Vater; „Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem seyn muß, was meines Vaters ist?“ Luc. 2, 49. Daraus müssen wir schließen, daß Christus ausser Gott keinen Vater erkannt hat; ist aber dieser Schluß richtig, so folgt von selbst, daß das Wort Vater hier im eigentlichen oder strengen Sinne zu nehmen ist; denn im weitern oder moralischen Sinne ist ja Gott der Vater aller Menschen. Die Juden haben dieses auch recht gut eingesehen; denn als er wieder einmal nicht ohne

Nachdruck sagte: „Mein Vater wirkt bisher, und ich wirke auch“ — so wollten sie ihn steinigen, weil er nicht nur den Sabbat gebrochen, sondern auch Gott seinen Vater genannt, und sich Gott gleich gesetzt hatte. — Joh. 5, 17 ff. Noch verdient folgende Stelle angeführt zu werden: „Es ist mein Vater, der mich ehrt, von dem ihr saget, daß er euer Gott ist.“ — Joh. 8, 54. Diese Lehre von Gott, dem Vater Jesu Christi, wird im hellsten Lichte erscheinen, wenn wir erst das Verhältniß Jesu Christi zu Gott dem Vater dargelegt haben; denn Vater und Sohn sind relative Begriffe, die sich wechseitig bestimmen.

22.

Christus sagt, daß er der Sohn Gottes sey; ob im eigentlichen, oder nur im moralischen Sinne, muß sich aus dem ergeben, was Christus ausserdem noch von seiner Person und seinem Verhältniße zu Gott dem Vater aussagt.

Christus legt sich nun ausser dem Namen Sohn Gottes noch bei Selbstständigkeit Joh. 5, 26; ewiges Daseyn Joh. 8, 58; 17, 5; ferners eine übermenschliche Erkenntniß Joh. 10, 15 und eine unumschränkte Macht. Matth. 28, 18. Ueberdieß nennt sich Christus den Weg, die Wahrheit und das Leben Joh. 14, 6; selbst von der moralischen Weltregierung eignet er sich einen Theil zu, als die Gesetzgebung Joh. 15, 12; das Richteramt Joh. 5, 22; Erweckung der Todten. Joh. 5, 21. — Ist Christus nicht mehr, als Salomon oder als jeder andere weise und gute Mensch, dann ist schwer zu sagen, was diese Reden für einen Sinn haben.

Christus legt sich auch noch Gleichheit mit dem Vater bei. Joh. 10, 30. Schon deßwegen allein muß man Christus für den wahren und eigentlichen Sohn Gottes halten, sobald erwiesen ist, daß er in der angeführten Stelle von einer Einheit des Wesens spricht. Betrachtet man nun die obige Rede Christi in ihrem Zusammenhange, so sieht man ohne Mühe, daß sie sich auf eine Gleichheit der Macht bezieht;

Christus sagt nämlich von sich eben dasselbe, was er gleich darauf von dem Vater sagt — daß Niemand seine Schafe aus seinen Händen reißen könne, und rechtfertiget dieses durch sein Einesseyn mit dem Vater. Die Juden sahen auch recht gut ein, daß Christus durch jene Rede sich zu Gott mache; nur meynten sie, daß er Gott lästere, weil er ja doch nur ein Mensch wäre, und hoben deßwegen Steine auf, um ihn als einen Gotteslästerer zu steinigen. Man kann hier nicht einwenden, daß die Juden die Rede Christi mißverstanden haben; denn in diesem Falle hätte Christus nicht unterlassen können, sich deutlicher auszusprechen und dadurch das Mißverständniß zu beseitigen. Er begnügte sich indeß, den Juden aus ihren heiligen Schriften zu beweisen, daß sie ihn mit Unrecht der Gotteslästerung beschuldigten, weil ja schon Könige und Richter Götter heißen; es vergleicht also bloß seine Auctorität mit jener der Könige und Richter, er widerspricht es aber keineswegs, daß man ihn als Eines mit Gott und Gott selbst achten müsse; vielmehr legt er sich die Gottheit von Neuem bei, indem er fortfährt: „Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht; thue ich sie aber, so glaubet, wenn ihr auch mir nicht glauben wollet, doch den Werken, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist, und ich im Vater bin. — Zur Erläuterung können auch noch folgende Stellen dienen: „Wer mich sieht, sieht auch den Vater.“ Joh. 14, 9. „Alles was der Vater hat, ist mein.“ — Joh. 16, 15. Endlich will Christus auch göttlich verehrt seyn Joh. 5, 23; und zwar muß diese Verehrung eine innere seyn; denn er verspricht die Bitten zu erhören, die man an ihn richten würde Joh. 14, 14; er fodert, daß man an ihn eben so, wie an den Vater glaube Joh. 14, 1 und macht diesen Glauben zur Bedingniß des ewigen Lebens: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott erkennen, und Jesus Christus, den du gesandt hast.“ — Joh. 17, 3.

Wenn man also nicht bei der blossen Aussage Christi, daß er der Sohn Gottes ist, stehen bleibt, sondern damit in

Verbindung bringt, was er anderweitig von seiner Person und seinem Verhältniße zu Gott dem Vater sagt, so sieht man leicht ein, daß er der Sohn Gottes im eigentlichen Sinne oder Gott von Gott ist. Er heißt darum auch der Eingeborne Joh. 3, 16, um ihn von jedem zu unterscheiden, der im weitern oder moralischen Sinne Sohn Gottes heissen kann. Aber wie, wenn die Jünger die angeführten Reden Christus bloß in den Mund gelegt haben, um ihm ein übermenschliches Ansehen zu verschaffen? Nein, Christus hat wirklich so von seiner Person und seinem Verhältniße zu Gott gesprochen; dieses kann man schon daraus abnehmen, daß die Juden gerade darum ihm den Proceß gemacht haben, weil er für den Sohn des lebendigen Gottes gehalten seyn wollte; man vergleiche Matth. 26, 63 ff. Das Wort Sohn Gottes in der moralischen Bedeutung war denselben schon längst bekannt, und hatte für sie nichts Anstößiges; hat nun Christus sich weiter nichts Göttliches beigelegt, so war kein Grund da, ihn der Gotteslästerung zu beschuldigen, viel weniger, ihm den Proceß zu machen. Wenn übrigens in den heiligen Schriften auch einige Aeußerungen Christi über seine Person vorkommen, die mit den obigen im Widerspruche zu stehen scheinen, so muß man sie, wie es sich von selbst versteht, so deuten, daß sie mit den übrigen klaren im Einklange erscheinen, weil man ja vernünftiger Weise nicht annehmen darf, daß Christus sich selbst widersprochen habe. Wenn also Christus Joh. 17, 3 sich von dem Einen wahren Gott unterscheidet; wenn er sich auch des Menschen Sohn, oder geradezu einen Menschen nennt, wie dieses öfters geschieht; wenn er Joh. 14, 28 sagt, daß der Vater größer ist, als er: so muß man annehmen, daß er von sich als Messias und als Mensch spricht, was er ja auch wirklich war; darum hörte er nicht auf, in einer andern Hinsicht Eines mit dem Vater, d. i. Gott zu seyn. Matth. 20, 23 will schwerlich etwas anders sagen, als dieses, daß im Reiche des Messias alles auf Moralität ankomme, worüber Gott allein entscheidet. Daß hier nicht ein Mangel an Macht

bezeichnet werde, ist gewiß; denn Christus sagt anderswo: Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. — Ich gehe hin, euch einen Platz zu bereiten.“ Joh. 14, 2 ff. In der Stelle Matth. 24, 36 ist offenbar, nur das Wissen der Menschen und Engel dem Wissen des Vaters entgegengesetzt; nicht aber das Wissen Christi, das folglich nicht nothwendig ausgeschlossen wird. Diese anscheinende Widersprüche in den heiligen Schriften sind ein neuer Beweis, daß die Jünger Christus keine jener Reden in den Mund gelegt haben, die ihn über einen Menschen erheben; denn hätten sie die Absicht gehabt, ihren Meister zu vergöttern, so würden sie sich wohl gehütet haben, sich auch nur dem Scheine nach zu widersprechen, und etwas anzuführen, was seine Gottheit wieder zweifelhaft macht. —

Wenn es sich um die Person Christi handelt, muß man auch seine Jünger hören; ihre Stimme ist hierin entscheidend, weil sie nur als der Wiederhall dessen betrachtet werden kann, was sie darüber aus dem Munde Christi vernommen haben.

23.

Daß Christus von seinen Jüngern durchgängig der Sohn Gottes genannt wird, ist hinlänglich bekannt. Wir haben also bloß zu zeigen, daß die Jünger diesen Namen Christus nicht bloß wegen seiner Frömmigkeit und der Liebe Gottes zu ihm beigelegt haben. Zu dem Ende führen wir die verschiedenen Aeusserungen derselben über die Person Christi und sein Verhältniß zu Gott an.

Von den Jüngern Christi steht Johannes der Täufer oben an. Dieser sagt, daß Christus vor ihm gewesen ist Joh. 1, 27; daß er taufe mit heiligem Geiste Joh. 1, 33; daß er wegnehme die Sünden der Welt Joh. 1, 29 u. s. f. Diese Reden des Täufers hat uns Johannes der Evangelist aufbewahrt, und in seine Christologie aufgenommen, die wir jetzt ausführlich darlegen wollen. Die Bemerkungen dieses Jüngers über die Person Christi sind besonders wichtig, nicht weil er der Liebling Christi war, sondern

deßwegen, weil er absichtlich gegen solche Leute schrieb, die Christus für nichts weiter, als den Sohn des Joseph und der Maria hielten, und also die natürlichste Veranlassung hatte, alles, was er an Christus gesehen, und von ihm gehört hatte, zusammenzustellen.

Johannes sagt nun gleich im Eingange seines Evangeliums, daß Christus der Fleisch gewordene Logos ist, daß er im Anfange war; daß er bei Gott, und Gott selbst war; daß alles durch ihn gemacht ist u. s. f. Johannes legt also Christus geradezu den Namen Gott bei; der Logos ist = Gott; Christus = Logos; also Christus = Gott. Ueberdieß legt er ihm Dinge bei, die nur Gott zukommen, als ewiges Daseyn, die Schöpfung u. s. f. Daß aber der Logos kein anderer als Christus ist, beweist der Nachsatz: „Er hat unter uns gewohnet, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen“ u. s. f. Das Wort Logos ist zwar aus der damals gangbaren Philosophie genommen; aber von Johannes auf die Person Christi übertragen. Man darf also den Logos des Johannes nicht verwechseln mit dem Logos der Philosophie; jener ist eine historische Person; dieser ein Ideal; jener hat mit diesem nichts gemein, als den Namen, den Johannes bloß in der Absicht entlehnt hat, damit man nicht dem historischen Christus den idealen unterschieben, und den christlichen Begriff verkehren möchte.

Johannes kömmt in der Folge noch öfters auf die Gottheit Christi zurück. So sagt er am Schluße seines Evangeliums: „Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger gethan, welche nicht in diesem Buche geschrieben sind. Diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sey Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen“ — „Wir wissen auch, daß der Sohn Gottes gekommen ist, und daß er uns den Sinn gegeben hat, den wahrhaftigen Gott zu erkennen; ja wir sind in dem Wahrhaftigen, in seinem Sohne Jesus Christus. Dieser ist der wahrhaftige Gott, und das ewige Leben“. — 1 Joh, 5, 20. In der

Apokalypse nennt er ihn den Ewigen 1, 8; den Herzenskundigen 2, 23; den Wahrhaftigen 3, 14 u. s. f. Doch genug von der Christologie des Johannes; man giebt ja gerne zu, daß Johannes seinen Christus vergöttert hat; nur meynen einige, er habe dieß zuerst und allein gethan, und sey dazu durch seine übertriebene Verehrung gegen die Person desselben verleitet worden. Wir wollen also auch andere Apostel hören; zunächst den Apostel Paulus.

24.

Paulus hat Christus nicht einmal gekannt; was er also von der Person desselben aussagt, muß von seiner Bekehrung zum Christenthum herbeigeleitet werden. Dieses giebt seiner Christologie ein großes Gewicht, weil eine besondere Vorliebe für Christus keinen Einfluß gehabt hat.

Nach Paulus ist nun Christus das Ebenbild des unsichtbaren Gottes; durch ihn ist alles erschaffen im Himmel und auf Erde; er ist vor allen, und alles besteht in ihm — Col. 1, 15 ff. Er hat die Kraft, sich alle Dinge zu unterwerfen, Philipp 3, 21; ist Gott gleich, Philipp 2, 6; in seinem Namen müssen sich alle Kniee beugen derer, die im Himmel und auf Erden, und unter der Erde sind, Philipp 2, 10. Paulus legt Christus auch mehrmal das Prädikat Gott bei, als Röm. 9, 5; Tit. 2, 13; Heb. 1, 8. Diese Stellen beleuchten einander hinlänglich, so daß es nicht zweifelhaft seyn kann, ob in Röm. 9, 5. Christus gemeynt sey. Obschon also Paulus seine Christologie unter ganz andern Umständen geschrieben hat, als Johannes, so stimmt er doch mit diesem überein, und legt auf gleiche Weise Christus die Gottheit bei.

25.

Von den übrigen Jüngern Christi haben wir zwar keine so vollständige Christologien, wie von Johannes und Paulus; dieß kömmt aber daher, weil sie entweder gar nichts, oder nur sehr wenig geschrieben haben. Indeß haben alle die

Gottheit Christi mündlich verkündiget, wie die ältesten Kirchenschriftsteller einstimmig bezeugen. Es ist also ein großer Irrthum, wenn man sagt, Johannes habe zuerst und allein Christus die Gottheit beigelegt. Aber wenn denn die Jünger so allgemein an die Gottheit ihres Meisters geglaubt haben, warum haben sie ihn denn nicht angebethet? Nun ja; sie haben ihn wirklich angebethet — Thomas spricht zu ihm: „Mein Herr und mein Gott“, Joh. 20, 28. Diese Worte stehen keineswegs abgerissen da, wie bei einem blossen Ausrufe; sondern sind an Christus gerichtet, und müssen also auch auf ihn bezogen werden. „Als dann Christus von seinen Jüngern schied, so betheten sie ihn an.“ Luc. 24, 62. Nach der Himmelfahrt richten sie Gebethe an ihn, wie Stephanus Act. 7, 58 ff., und verherrlichen ihn gemeinschaftlich mit dem Vater in den Briefen. Z. B. Ihm sey Ehre jetzt und in Ewigkeit. 2 Pet. 3, 18. Wir wissen also wenigstens so viel, daß die Jünger Christus nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt angebethet haben; warum sie ihn aber nicht früher angebethet haben, läßt sich leicht erklären; die Jünger mußten erst überzeugt seyn, daß Christus der wahre Sohn Gottes ist, ehe sie ihn als solchen anbethen konnten; mit dieser Ueberzeugung aber gieng es nur langsam, und erst die Auferstehung und Himmelfahrt Christi haben sie völlig bewirkt.

26.

Christus erwähnt auch noch des heiligen Geistes. Dieses Wort hat aber in den heiligen Schriften verschiedene Bedeutungen; oft ist es gleichbedeutend mit Gott; noch öfters aber bedeutet es eine gewisse Kraft oder Wirkung Gottes. Was Christus mit jenem Worte andeuten wollte, muß man aus den anderweitigen Aeußerungen desselben über die Natur des heiligen Geistes abnehmen. Man darf von dem alten Testamente nicht auf das neue schließen.

Nach der Lehre Christi nun ist der heilige Geist zunächst eine Person; denn Christus legt demselben erstlich bei moralische Handlungen, als Lehren und Eingeben Joh. 14, 26;

Zeugniß geben Joh. 15, 26 u. s. f. Ueberdieß unterscheidet er den heiligen Geist von dem Vater als den, der gesandt wird, und von sich selbst als seinen Nachfolger und Stellvertretter Joh. 14, 16; der heilige Geist muß also eine vom Vater und Sohn verschiedene Person seyn; denn wozu jene Unterscheidung, wenn er entweder ein blosser Name oder ein abstracter Begriff wäre? Nein, Christus spielte nicht mit Worten und Begriffen; denn es war darum zu thun, seine Jünger, die über sein Hinscheiden traurig waren, zu trösten. —

27.

Der heilige Geist ist indeß kein Geschöpf, sondern gleich dem Vater und dem Sohne eine göttliche Person. Christus nennt den heiligen Geist zugleich mit dem Vater und dem Sohne, und setzt ihn dadurch auf gleiche Linie mit diesen; nun aber setzt gleicher Rang auch gleiche Würde voraus; also muß der heilige Geist auch Gott seyn. Gegen diese Schlußfolge findet keine Einwendung mehr statt, nachdem wir vorher schon die Persönlichkeit des heiligen Geistes erwiesen haben. Auch die Apostel nennen den heiligen Geist besonders, schreiben ihm gewisse Wirkungen ausschließend zu, z. B. die Erleuchtung, Besserung u. s. f. und erweisen demselben gleiche Ehre, wie dem Vater und dem Sohne. Dadurch geben sie deutlich genug zu verstehen, daß derselbe eine göttliche Person ist; oder wozu denn der besondere Name, wenn er nicht eine vom Vater und Sohn verschiedene Person ist; wäre er aber nicht eine göttliche Person, wie konnten sie ihm göttliche Ehre erweisen? Wir wollen hier den Umstand nicht geltend machen, daß die Apostel die Worte heiliger Geist und Gott für einander setzen, z. B. Petrus Act. 5, 3 ff., obschon dieser Umstand für die Gottheit des heiligen Geistes entscheidend ist, da die Persönlichkeit desselben nicht erlaubt, das Wort heiliger Geist für gleichbedeutend mit Gott zu halten.

Was aber das Verhältniß des heiligen Geistes zum

Vater und Sohn betrifft, so geht derselbe vom Vater aus Joh. 15, 26, und wird vom Sohne gesendet, was im Grunde mit dem Ausgehen auf Eines hinauslauft; denn anderswo heißt es auch vom Vater, daß er den heiligen Geist sende. Joh. 14, 26. Ferners heißt der heilige Geist eben so der Geist des Sohnes, wie der Geist des Vaters; folglich muß auch das Verhältniß dasselbe seyn. Gehört der heilige Geist zur Gottheit, so kann es nicht fehlen, daß er auch zum Sohne in irgend einem Verhältniße stehe; warum sollte man Anstand nehmen, zu glauben, daß er auch vom Sohne ausgehe, da nur die Worte verschieden sind, die Sache aber dieselbe ist?

28.

Das Ganze der Trinitätslehre ist zusammengefaßt in dem Auftrage Christi an seine Jünger: „Gehet hin, lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“. — Matth. 28, 19. Daß der Vater, Sohn und heilige Geist drei verschiedene Principien oder Personen sind, zeigen die drei verschiedene Namen an; denn wenn es auch für dieselbe Person oder Sache mehrere Namen giebt, so werden sie doch nicht in demselben Satze gebraucht, wie dieß hier geschieht. Wir ersehen ferner, daß der Sohn und heilige Geist göttliche Personen sind; denn dadurch, daß die Völker im Namen des Sohnes und des heiligen Geistes getauft werden müssen, werden diese mit Gott dem Vater auf gleiche Linie gesetzt, was man unter Namen auch immer verstehen mag. Was die Einheit dieser Dreie betrifft, so kann man sie daraus abnehmen, daß Name in der einfachen Zahl steht, und folglich allen Dreien gemein ist. Es würde sich übrigens von selbst verstehen, daß Vater, Sohn und heiliger Geist nicht drei Götter sind; denn es ist eine Fundamentallehre aller vorhergehenden Offenbarungen, daß Gott nur Einer ist; eine nachfolgende Offenbarung aber kann eine frühere nicht aufheben. Christus war auch weit entfernt, jener ältern Lehre zu widersprechen; im Gegentheile

gab er zu verstehen, daß er sie selbst anerkenne, und auch in seiner Lehre obenan setze, wie wir aus Joh. 17, 3 ersehen. Wir können also in keinem Falle die Dreie — Vater, Sohn und heiliger Geist uns anders, als in dem Einen göttlichen Wesen denken.

29.

Aber wie läßt sich die christliche Lehre von der Trinität mit der Vernunft vereinigen? Hier müssen vor allem die Gränzen der Vernunft genau bestimmt werden. Um vernünftiger Weise an eine positive Lehre glauben zu können, muß sie einen hinreichenden Grund in der Geschichte haben, darf mit keiner Vernunftidee im Widerspruche stehen, und auch nicht von der Art seyn, daß man dabei gar nichts denken kann; es ist aber ganz und gar nicht nothwendig, daß jede positive Lehre sich auf eine Vernunftidee zurückführen lasse. Bleibt nun die Vernunft innerhalb ihrer Gränzen, so dürfte sie gegen die Lehre von der Trinität nicht viel einzuwenden haben.

In der Lehre von der Trinität stimmen Katholiken, Protestanten und Kalvinisten überein; dieses beweist unwidersprechlich, daß dieselbe in den heiligen Schriften enthalten ist; wie könnte denn sonst jene Lehre so allgemein seyn, dann die Protestanten und Kalvinisten bekanntlich keine andere Quelle der christlichen Religion erkennen, als die heilige Schrift. Den Katholiken zu Gefallen haben Luther und Kalvin die Lehre von der Trinität schwerlich beibehalten. —

Die Lehre von der Trinität steht in keinem Widerspruche mit der Vernunft; wir sehen zwar die Möglichkeit der Trinität nicht ein; aber auch nicht die Unmöglichkeit, und so lange diese nicht klar dargethan ist, sucht man vergebens zu beweisen, daß sie einen Widerspruch enthalte. Das göttliche Wesen kann zwar nicht zugleich einfach und dreifach seyn; aber es ist gar wohl denkbar, daß Dreie etwas miteinander gemein haben, aber dieses Eine so besitzen und so gebrauchen,

daß sie in dieser Hinsicht wirklich verschieden sind; gerade so verhält es sich aber mit der Trinität; die Einheit bezieht sich auf das Wesen Gottes, die Dreiheit auf die Personen in diesem Einem Wesen. Eben darum, weil man von dem Wesen nicht auf die Person und umgekehrt schließen darf, kann man gegen die Trinität nicht den Satz der Identität geltend machen; es wäre dieses gerade so viel, als wenn jemand den Schluß machen wollte: Petrus ist ein Mensch, und Paulus ist ein Mensch; also ist Paulus Eine Person mit Petrus. — So lange es nun dabei bleibt, das wir bloß die Möglichkeit der Trinität nicht einsehen, so sind wir nicht berechtiget, die Lehre davon als falsch zu verwerfen, weil wir ja noch viele andere Dinge glauben, und glauben müssen, deren Möglichkeit uns eben so wenig einleuchtet.

Man kann sich von der Trinität wenigstens eine analoge Vorstellung machen. In dem menschlichen Geiste unterscheiden wir das Vermögen, sich selbst anzuschauen, sodann die Anschauung oder den Gedanken, endlich das Wollen, das aus der Anschauung mittels der Reflexion entspringt; diese Dreie sind dem Wesen nach Eines, weil sie innerhalb des menschlichen Geistes, und Modifikationen desselben sind; unter sich aber sind sie verschieden, weil das Denkende nicht der Gedanke, und dieser nicht das Wollen seyn kann. Also analog dem Menschengeiste kann und darf man sich die Trinität denken, nur mit dem Unterschiede, daß, weil Anschauen, Anschauung und Wollen in Gott immanent, und jedes selbst wieder etwas absolut Vollkommenes ist, sie auch Personen genannt werden können, was bei dem Menschen nicht der Fall ist, weil in demselben alles nur vorübergehend ist.

30.

Man weiß nicht, ob man mehr über die Unwissenheit oder Unverschämtheit staunen soll, wenn man da und dort hört oder auch list, daß die Lehre von der Trinität dem ersten Christen ganz unbekannt gewesen, und die Gottheit Christi und des heiligen Geistes zuerst auf dem Kirchenrathe zu

Nicäa von den dort versammelten Bischöfen decretirt worden sey. Wäre dem wirklich so, dann hätten wir freilich mit Unrecht die Trinität für einen Artikel des christlichen Glaubens ausgegeben; denn eine Lehre, die christlich seyn soll, muß gleich anfänglich bekannt gewesen seyn, um so mehr, wenn sie von so großer Wichtigkeit ist, wie die Lehre von der Trinität. Wir müssen nun beweisen, daß man lange vor dem Kirchenrath zu Nicäa an die Gottheit Christi und des heiligen Geistes, folglich auch an die Trinität geglaubt hat. Daraus wird sich von selbst ergeben, daß jener Kirchenrath zur eigentlichen Lehre von der Trinität nichts gethan hat.

Die Christen der ersten drei Jahrhunderte sprechen von Christus nie anders, als von Gott; so schreibt Ignatius M: „Ich preise Jesus Christus, den Gott . . . Ich wünsche, daß ihr euch wohl befinden möget in unserm Gott, Jesus Christus“ — Clemens von Rom: „Brüder! wir müssen uns Jesus Christus denken als Gott und den Richter der Lebendigen und Todten.“ — Daß dieses der allgemeine Glaube der Christen gewesen ist, ersieht man am Besten aus den Bekenntnissen der Martyrer; diese wiederholten nämlich vor ihren Richtern nur das, was man ihnen von Seite der Kirche zum Glauben vorgelegt, und eingeschärft hatte. Wir führen hier ein solches Bekenntniß an, damit man von diesem auf die übrigen schließen kann. Eine christliche Matron, Namens Symphorosa, die um das Jahr 120 den Martyrtod litt, sagte zu ihrem Richter: „Deine Götter können mich nicht als Opfer annehmen; aber wenn ich um des Namens Christi meines Gottes willen verbrannt seyn werde, dann werde ich deine Teufel nur um so mehr quälen.“ — Selbst Heiden können wir in dieser Sache als Zeugen anführen; Plinius schreibt an den K. Trajan, daß die Christen unter andern auch Christus als Gott ein Lied singen, und Lucian spottete derselben gerade deßhalb, weil sie einen Gekreuzigten als ihren Gott verehrten.

Daß auch der heilige Geist schon lange vor dem Kirchenrathe von Nicäa als die dritte Person in der Gottheit erkannt

wurde, hat der heilige Basilius erwiesen. Dieser durchforschte nämlich mit großem Fleiße die Schriften der ersten Kirchenväter, um zu sehen, was diese von dem heiligen Geiste gehalten haben, und legte das Resultat seiner Forschung in einem eigenen Buche nieder; es lautet so: „Man muß bekennen Gott den Vater, Gott den Sohn, und Gott den heiligen Geist.“ — Demnach kann die Lehre von der Gottheit des heiligen Geistes nicht späteren Ursprunges seyn, als die übrigen Artikel des christlichen Glaubens. Mit der Lehre von der Gottheit Christi und des heiligen Geistes hängt die Lehre von der Trinität zusammen; ist also einmal erwiesen, daß man in den ersten drei Jahrhunderten an jene geglaubt hat, so folgt von selbst, daß man auch an diese geglaubt hat. Indeß wollen wir auch für das Letztere noch besonders Zeugnisse anführen.

Oben an steht die Taufformel, die im beständigen Gebrauche war, und den Glauben an die Trinität in sich schließt. Ausserdem giebt sich dieser Glaube kund in den Bekenntnissen christlicher Martyrer. Polykarp, einer der Ersten, die den christlichen Glauben mit ihrem Blute versiegelt haben, bethete kurz vor seinem Ende so: „Vater deines Eingebornen und gepriesenen Sohnes Jesu Christi, ich preise dich durch Jesus Christus, deinen Eingebornen Sohn, durch welchen dir mit ihm in dem heiligen Geiste Ehre sey in Ewigkeit.“ — Vincentius, ein Diakon, der im Jahre 303 den Martyrtod erlitt, sprach seinem heidnischen Richter gegenüber: „Ich bekenne den Herrn Christus, den Sohn des höchsten Vaters, den alleinigen Sohn des alleinigen Vaters; ich bekenne, daß er mit dem Vater und dem heiligen Geiste ein einziger Gott ist.“ — Ein anderer Martyrer, Eupolemus mit Namen, sagte: „Ich bethe an den Vater, den Sohn, und den heiligen Geist; ich bethe an die heilige Dreieinigkeit.“ — Daß aber dieses der allgemeine Glaube der Christen schon in den ersten drei Jahrhunderten gewesen ist, bezeugt Irenäus mit folgenden Worten: „Die Kirche, die in der ganzen Welt verbreitet ist, hat von den Aposteln und ihren Schülern den

Glauben an den Einen Gott, den allmächtigen Vater, und an Jesus Christus, den Fleisch gewordenen Sohn Gottes, und an den heiligen Geist überkommen.“ *) — Gerade dieser Glaube an die Trinität war es auch, der den Christen den Vorwurf des Polytheismus von Seite der Heiden zuzog. —

Bei diesem einfachen Glauben an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist würde es ohne Zweifel geblieben seyn, wenn nicht in der Folge Irrlehren entstanden wären, wodurch jener Glaube gefährdet wurde. Erst als Arius die Gottheit Christi und des heiligen Geistes läugnete, da wurde zu Nicäa ein allgemeiner Kirchenrath gehalten, und die biblische und kirchliche Lehre von dem Sohne und dem heiligen Geiste genau bestimmt. Indeß wurde nichts Neues gelehrt, sondern nur das Alte neu vorgetragen, und es verräth wenig Einsicht in das Wesen der Kirche, wenn man meint, ein Kirchenrath könne neue Dogmen machen; die Kirche hat das Wort Gottes auszulegen, und die Streitigkeiten, die allenfalls darüber entstehen, zu entscheiden; mehr als dieses konnte und wollte auch der Kirchenrath von Nicäa nicht thun. —

Die christliche Lehre von der Trinität ist übrigens ganz originel, und von jener der Philosophen wesentlich verschieden. Es wäre daher auch vergebliche Mühe, dieselbe aus der Philosophie herleiten zu wollen. Justinus, den man vor andern beschuldigte, daß er die Trinität auf das Gebieth des christlichen Glaubens verpflanzt habe, verwahrt sich feyerlich dagegen, indem er sagt: „Ich bekümmere mich nicht um den Plato, nicht um den Pythagras. — Es hat vor diesen Menschen gegeben, die aus Antrieb des göttlichen Geistes redeten; diesen verdanke ich meine Philosophie.“ — Damit stimmt Tertullian überein: „Unsere Philosophie, sagt er, datirt sich von der Halle Solomons her.“ — Gerade die Lehre von der Trinität macht das eigentliche Christenthum aus; denn nimmt man aus der christlichen Religion die Lehren von

---

*) Lib.I advers. haeres. c. 10.

Christus und dem heiligen Geiste weg, so bleibt von dieser nichts mehr übrig, als jene Lehren, die sie mit der natürlichen Religion gemein hat, und es ist klar, daß mit der Trinität das Christenthum selbst fällt.

Nachdem wir nun das Wesen Gottes kennen, so weit dieses dem Menschen gegönnt ist, so stellen wir sein Verhältniß zur Welt so gut, als möglich, dar.

II. Abschnitt.

Von dem Verhältniße Gottes zur Welt.

31.

Gott steht zur Welt in dem zweifachen Verhältnisse des Schöpfers und des Regenten; die Offenbarung, die allein befriedigenden Aufschluß über das Verhältniß Gottes geben kann, läßt darüber nicht den geringsten Zweifel übrig. Wir handeln zuerst

Von der Schöpfung.

32.

Im Anfange hat Gott Himmel und Erde erschaffen, d. h. aus Nichts hervorgebracht, wie es 2 Machab. 7, 28 ausdrücklich heißt. Unter diesem Grundbegriffe des Schöpfers wird Gott in den heiligen Schriften angekündiget, und dieser sodann als der eigenthümliche Charakter, wodurch der wahre Gott sich von den falschen Göttern unterscheidet, immer mehr entwickelt: „Weg mit deu Göttern, die Himmel und Erde nicht gemacht haben.“ — Jerem. 10, 11. Auch Christus und seine Apostel gehen davon aus, daß Gott Himmel und Erde erschaffen hat, wie man aus Matth. 11, 25; Act. 14, 14 und andern Stellen ersieht.

Die Welt ist nun einmal da; ist sie nicht von Gott in der Zeit erschaffen worden, so muß sie entweder ewig seyn, oder sie ist durch Zufall entstanden; nun aber streitet das Eine, wie das Andere gegen die Vernunft; wäre die Welt ewig, so würde folgen, daß sie entweder mit Gott identisch, oder daß Gott nicht das absolute Wesen ist. Durch Zufall entsteht nicht die kleinste Hütte; um so viel weniger kann die Welt auf diese Weise entstanden seyn. Die Vorstellung, daß diese Welt von Gott erschaffen worden ist, sagt also auch der Vernunft am meisten zu.

Wie die Schöpfung in den heiligen Schriften erzählt wird, ist allgemein bekannt; es fragt sich bloß, was von dieser Erzählung zu halten ist; ob sie mehr als ein Lehrgedicht oder als ein Philosophem ist. Man kann diese Erzählung nicht wohl für ein Gedicht oder Philosophem halten, weil man der alten Welt keinen so hohen Grad von Bildung zutrauen darf, als die Erzählung voraussetzt, die auch dem gebildetsten Volke Ehre machen würde. Wenn wir es aber der alten Welt zutrauen wollten, daß sie so sinnig dichten oder philosophiren konnte, so ist doch nicht abzusehen, was mit einer blossen Dichtung geholfen seyn sollte, wenn es sich um den Ursprung der Welt handelt. Am allerwenigsten aber hätte es einem Manne, wie Moses war, in den Sinn kommen können, seine Constitution, die auf die Dauer von Jahrhunderten berechnet war, auf das wandelbare Gebild menschlicher Phantasie zu bauen; hier war es vor allem darum zu thun, die Hebräer über ihr Verhältniß zu Gott, und folglich auch über den Ursprung der Welt zu belehren. Nein, was die heiligen Schriften von dem Ursprunge der Welt erzählen, ist der Hauptsache nach Geschichte; dieses ist die wahrscheinlichste Meinung, und biethet auch am wenigsten Schwierigkeiten dar. Ich sage: der Hauptsache nach; denn daß Gott wirklich gesprochen habe: Es werde Licht, laßt uns machen u. s. f., wird Niemand im Ernste behaupten. Man muß die Sache wohl von der Darstellung unterscheiden; diese kann nicht anders, als höchst einfach und

sinnlich seyn, und beweist gerade dadurch das hohe Alter der Erzählung. Die Sache selbst läßt sich mit einer Geschichte recht gut vereinigen; ja, wenn wir heute über den Ursprung der Welt philosophiren, so können wir uns denselben nicht besser erklären, als dieses in der alten Urkunde geschieht. Wie aus Nichts Etwas wird, oder der eigentliche Act der Schöpfung muß uns immerhin unbegreiflich bleiben; denn die Schöpfung ist das originelste Wunder. Unsere Vorstellung ist also bloß beschränkt auf die Ordnung, in welcher sich die Dinge entwickelt haben, und diese ist gerade so, wie die reflectirende Vernunft sich dieselbe denkt. — Zuerst war Wasser da, und unter diesem ein ungeheuerer Granit, der sich aus dem Wasser niedergeschlagen hat. Hierauf wurde Licht, und durch dieses wurde zunächst die Scheidung des Wassers bewirkt; die feinern Theile stiegen in die Höhe, und bildeten den Dunstkreis; die gröbern Theile setzten sich nach unten, und suchten einen Ruhepunkt in den Vertiefungen des Felsen; so wurden die Meere, Seen, Flüße u. s. f. Nachdem das Wasser sich in den Vertiefungen gesammelt hatte, wurde der Fels, der den Kern unserer Erde bildet, sichtbar, und aus den Erdtheilchen, die das Wasser zurückgelassen hatte, sproßten allmählig Gräser, Kräuter und Bäume hervor. Sobald die Erde da war, begann auch der Einfluß der Sonne, des Mondes, und der übrigen Himmelskörper auf dieselbe; die Sonne fieng an, die Erde zu beleuchten, Wärme zu entwickeln; der Mond, das Meer in Bewegung zu setzen; die Bewegung der Erde um die Sonne bewirkte den Wechsel der Jahreszeiten, von dem das Wachsthum und Gedeihen der Früchte abhangen u. s. f. Aus einem guten Grunde wird also sogleich nach der Bildung der Erde das Entstehen der Himmelskörper gesetzt, und so viel gesagt, als der angehende Erdebewohner zu wissen brauchte, nämlich daß jene Körper erschaffen seyen, und auch einigen Einfluß auf die Erde haben. Jetzt wurden lebende Wesen geschaffen, und da kam die Reihe zuerst an die Fische und Vögel, weil die Elemente, in welchen diese Thiergattungen leben — Wasser und Luft —

vorhanden waren. Sodann kamen die Landthiere, und zwar die Graßfressenden zuerst, hierauf die Fleischfressenden, weil erst für Nahrung gesorgt seyn mußte, ehe Thiere geschaffen wurden, und die Letzteren ja sich von den Ersteren nähren. Noch fehlte der Mensch; er wurde geschaffen, als die Erde bewohnbar war, und im Ueberfluß alles darboth, was derselbe zu seinem Unterhalte bedurfte.

Unsere Tradition läßt zwar die Welt innerhalb sechs Tagen erschaffen werden; indeß darf man dieses nicht so genau nehmen. Konnte Gott schon vermöge seiner Allmacht die Welt auf einmal schaffen, so scheint doch ein allmähliges Hervorbringen der mannigfaltigen Geschöpfe seiner Weisheit angemessener zu seyn; wenigstens kann man die Schöpfung auf solche Art leichter begreifen, und entgeht vielen Schwierigkeiten, die ausser dem unauflösbar sind. Die Erde war gleich anfangs, was sie jetzt ist; es gab Berge und Thäler. Nun mag es ziemlich lange gedauert haben, bis der Granitfels, der den Kern der Erde bildet, seine gegenwärtige Gestalt angenommen hat. Nimmt man auch an, daß einmal mit unserer Erde eine große Veränderung vorgegangen, und was früher festes Land war, Meeresgrund, der frühere Meeresgrund aber festes Land geworden ist, so wird dadurch an der Sache selbst nichts geändert; denn auch auf dem Meeresgrunde giebt es bekanntlich Berge; diese traten also bei der allgemeinen Fluth hervor, und bildeten fortan die Berge des Festlandes, die vorigen Berge aber versanken mit der Oberfläche der Erde, und bildeten die Inseln, Untiefen u. s. f. Bis das Wasser verdünstete, und die Atmosphäre bildete, oder ablief und sich in den Vertiefungen sammelte, vergieng sicherlich wieder eine längere Zeit; dasselbe mußte auch der Fall bei der Vegetation seyn. — Weil es aber über die Schöpfung des Menschen hinaus weder Geschichte, noch Zeitrechnung giebt, so konnten jene längere oder kürzere Zeiträume füglich umgangen, und die ganze Schöpfung auf gemeine Tage zurückgeführt werden. Fragt man also, ob die Welt alt oder jung ist, so kann man eben so gut sagen, daß

sie alt, als daß sie jung ist; es kömmt darauf an, wo man zu rechnen anfängt; sie ist jung, wenn man von dem Entstehen des Menschengeschlechtes an rechnet; alt, wenn man auf die Zeit sieht, in der sich die Welt bis zu ihrer gegenwärtigen Gestalt empor gearbeitet hat. Man hat verschiedene Erdschichten entdeckt, und in diesen Gerippe von Thieren, versteinerte Pflanzen u. d. g. Dieses läßt sich jetzt ganz natürlich erklären; die Erde hat nämlich so manche Revolution erfahren, ehe sie für den Menschen bewohnbar wurde; da wurden denn ganze Geschlechter von Thieren und Pflanzen weggeschwemmt, und Schichten auf Schichten gehäuft. —

Jetzt bleibt nur noch die Frage zu beantworten übrig, worauf denn die Tradition von der Erschaffung der Welt beruhe. Moses hat sie uns zwar erhalten, aber nicht aus sich selbst genommen, sondern schon zu seiner Zeit vorgefunden; dieses beweist schon die Kürze der Erzählung, dann aber die Schreibart, die von der Mosaischen ganz verschieden ist. Aber selbst die ersten Menschen konnten nichts von dem Entstehen der Welt wissen, weil sie ja erst zuletzt geschaffen wurden. Man muß, um den Grund jener alten Tradition zu finden, auf den Schöpfer zurückgehen. Die ersten Menschen hatten eben so gut, als die nachfolgenden, die Bestimmung, Religion und Tugend zu üben; sie mußten also auch ihr Verhältniß zu Gott erkennen, und eben darum auch wissen, woher die Welt, und sie selbst sind. Diese Kenntniß aber konnten sie nicht aus sich selbst schöpfen, weil ihre Vernunft noch nicht so entwickelt war; es blieb also nichts übrig, als daß der Schöpfer sie unmittelbar über jenes Verhältniß belehrte. Die Stammeltern theilten sodann die göttliche Belehrung ihren Kindern mit, und so wurde sie durch beständige Ueberlieferung, sey es nun mündliche oder schriftliche, bis auf Moses gebracht.

33.

Das vornehmste Geschöpf dieser Erde ist der Mensch; er besteht aus einem organischen Körper, und einer unsterblichen Seele; so lehrt die Offenbarung: „Sey eingedenk deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugend ehe... der Staub zur Erde zurückkehrt, und der Geist zu Gott zurückgeht, der ihn gegeben hat.“ — Ecclesiastes 12, 1 ff. „Fürchtet nicht diejenigen, die den Leib tödten; die Seele aber nicht tödten können.“ — Matth. 10, 28. Den organischen Körper hat der Mensch mit den Thieren gemein, nur daß derselbe alle Vorzüge in sich vereiniget, die jene einzelne besitzen, und eine Welt im Kleinen ist. Die unsterbliche Seele hingegen ist, ein dem Menschen ganz eigenthümlicher Vorzug, wodurch er sich nicht nur von der Pflanze, sondern auch von dem Thiere wesentlich unterscheidet.

Der Ursprung des Menschengeschlechtes ist der: Gott bildete aus Schlamm den Körper, und hauchte ihm den belebenden Geist ein; so wurde zuerst der Mann, den die alte Tradition, weil er dem Leibe nach aus Erde besteht, Adam, d. i. Erdmann nennt. Nach einiger Zeit schuf Gott das Weib, während Adam schlief, und zwar aus einer Rippe, die er aus der Seite des schlafenden Adam genommen hatte, wie die alte Tradition sagt; Adam selbst legte ihr den Namen Männin bei, der in der Folge mit Heva, d. i. Mutter der Lebendigen vertauscht wurde. — Genes. 2, 5 f. f.

Was ist aber von dieser Erzählung zu halten? Sollte sie mehr als ein Mythus seyn? Ist es schon nicht ausgemacht, daß die vorstehende Erzählung baare Geschichte ist, so darf man es doch nicht dahingestellt seyn lassen, ob sie Mythus oder Geschichte ist, sondern muß jener Meinung den Vorzug geben, welche die meisten Gründe für sich hat. Demnach muß man annehmen, daß jene Erzählung auf historischen Thatsachen beruhe; denn Moses, der uns dieselbe aufbewahrt hat, verbindet sie mit dem Geschlechtsregister der Zeitrechnung, den Künsten und Erfindungen, ohne den leisesten Wink

zu geben, daß man sie anders verstehen müsse, als die letztern, offenbar historischen Notizen. Dieses beweist wenigstens so viel, daß Moses an der historischen Wahrheit der Erzählung nicht zweifelte. — Und wozu hätte es nützen können, ein blosses Hirngespinnst in seine Geschichte aufzunehmen? Ueberhaupt hielt der Hebräer die Erzählung von dem Ursprunge des Menschen für eine wahre Geschichte, wie man aus Ecclstes 12, 17; Tob. 8, 8; Ecclstcus 17, 1; f. f. ersieht; und Christus, weit entfernt, diesen Glauben zu mißbilligen, bestätigte ihn vielmehr, indem er sagte: „Habt ihr nicht gelesen, daß der, welcher den Menschen ursprünglich geschaffen hat, ihn als Mann und Weib geschaffen hat?“ Matth. 19, 4. Moses und die Hebräer thaten auch klug daran, daß sie die Erzählung für Geschichte hielten; denn es kömmt in derselben nichts vor, was mit einer Geschichte unvereinbar ist. Der Mensch ist von den übrigen Geschöpfen dieser Erde wesentlich verschieden; ausser dem organischen Körper, den er mit den Thieren gemein hat, besitzt er eine vernünftige Seele oder einen Geist; dieser konnte aber nicht aus der Materie kommen, sondern mußte anderswoher gegeben werden; der Mensch konnte darum nicht auf gleiche Weise, wie die übrigen Thiere, erschaffen werden; es solle jedoch nur dieses gesagt seyn, daß der Mensch aus Leib und Geist bestehe, und jener aus Erde, dieser aber von Gott sey; daß man sich Gott als Töpfer vorstelle, fodert die Erzählung nicht. Das Weib soll zwar aus einer Rippe des Mannes gebildet worden seyn; allein man sieht leicht, daß damit nicht die Art und Weise, wie das Weib erschaffen wurde, sondern nur die Aehnlichkeit mit dem Manne angedeutet werden sollte; denn nur von dieser konnte Adam Zeugniß geben, nicht aber von jener, weil ja das Weib geschaffen wurde, während er schlief. Diese Aehnlichkeit ist ausgedrückt in den Wesen: Das ist Bein von meinem Gebeine, und Fleisch von meinem Fleische — von denen das Uebrige, nämlich daß das Weib aus einer Rippe des Mannes gebildet ist, nur eine Umschreibung zu seyn scheint. Unsere Naturphilosophen erklären im Grunde

den Ursprung des Menschen gerade so, wie unsere alte Tradition; denn sie lassen denselben aus dem Urschlamme entstehen; ihre Erklärung unterscheidet sich von der ältern nur dadurch, daß in derselben Gottes nicht gedacht, sondern die schöpferische Kraft der Materie beigelegt wird, obschon die Erfahrung von Jahrtausenden lehrt, daß die Materie aus sich nichts hervorbringt. Selbst davon, daß das Weib nicht gleichzeitig mit dem Manne geschaffen wurde, läßt sich ein Grund einsehen; der erste Mensch konnte nur durch ein Wunder zum Gebrauche seiner Vernunft und der Sprache gelangen; weil aber Gott nicht Wunder ohne Noth wirkt, so schuf er zuerst den Mann, und regte in demselben die Vernunft und Sprache an; sodann das Weib, welches, weil es an dem Manne ihres gleichen hatte, von diesem lernen konnte. Uebrigens muß man auch hier die Sache von der Art, wie sie erzählt wird, wohl unterscheiden; diese ist sehr sinnlich, Gott geht da mit sich selbst zu Rath; spricht: Laßt uns machen u. s. f., sie beweist das hohe Alter der Erzählung; gehört aber nicht zur Geschichte, wie es sich von selbst versteht.

34.

Gott hat die Welt, wie man leicht erachten kann, nicht ohne Zweck erschaffen; es fragt sich nur, wo dieser Zweck zu suchen ist. Daß Gott die Welt nicht seinetwegen erschaffen hat, leuchtet ein; denn Gott genügt sich selbst, und Millionen Welten können ihn nicht seliger machen. Man muß also annehmen, daß Gott die Welt der Geschöpfe wegen hervorgebracht habe, und zwar wegen der moralischen, als welche die vornehmsten sind. Diese aber zeichnen sich vor den übrigen Geschöpfen aus durch das Erkenntniß-, Begehrungs- und Gefühlvermögen, demnach kann der Zweck der Schöpfung kein anderer seyn, als daß die moralischen Wesen durch Streben nach Wahrheit und Tugend so glückselig als möglich, oder Gott ähnlich werden sollen. Dieses geht auch aus allen Offenbarungen Gottes hervor; sie sind sämmtlich auf Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit berechnet; denn sie

enthalten nichts, als Glaubenslehren, Sittengesetze und Verheissungen. Jener Zweck ist aber auch deutlich in den heiligen Schriften ausgesprochen: „Fürchte Gott, und halte seine Gebothe; denn dieses ist Sache eines jeden Menschen. Und was immer geschieht, sey es gut oder böse, wird Gott vor seinen Richterstuhl ziehen.“ Eccles 12, 13. — Dieser eben so vernünftigen, als christlichen Lehre von dem Schöpfungszwecke ist entgegengesetzt der Epikuräismus, der nur nach Glückseligkeit hascht, und Tugend nur für ein Hirngespinst hält; dann der Stoicismus, der auf Glückseligkeit ganz verzichten, und sich mit der hohlen Maske einer phantastischen Tugend begnügen will. —

Hier ist auch der Ort, die Frage zu beantworten, ob diese Welt wohl auch die beste sey. Sie hängt mit dem Schöpfungszweck zusammen, und die Antwort geht aus diesem ungezwungen hervor. Wir nennen ein Ding gut, wenn dasselbe einen guten Zweck hat, und so beschaffen ist, daß es diesem Zwecke auch entsprechen kann. Die Frage, ob diese Welt die beste sey, lautet also mit andern Worten so, ob sich ein besserer Zweck der Schöpfung denken läßt, als der oben angegebene, und ob diese Welt so eingerichtet ist, daß sie dem Streben nach Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit nicht nur nicht hinderlich, sondern auf alle Weise förderlich ist. Hierauf antworten wir so: Unsere Vernunft kennt keinen höhern Zweck, als Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit; was man ausser diesen Dreien sich als Zweck der Schöpfung denken mag, ist eines vernünftigen Wesens unwürdig. Die physische Welt ist der moralischen untergeordnet, und muß ihr als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke dienen. Ueberdieß hat Gott noch ausserordentliche Anstalten getroffen, um den Menschen zu seiner Bestimmung hinzuführen, so daß derselbe auch nach dem moralischen Zerfalle, noch hinlängliche Mittel hat, jene Bestimmung zu erreichen. Diese Welt ist also die beste, man mag auf den Zweck oder auf die Mittel sehen, und wer über den sogenannten Optimismus spottet, trägt nur seine Unwissenheit zur Schau. Um indeß an der besten Welt nicht irre zu werden,

muß man stets im Auge behalten, wie die Welt aus Gottes Hand hervorgegangen ist, und was die Menschen aus derselben gemacht haben; die Welt würde zur Stunde noch *ein* Paradies seyn, wenn die Menschen ihre Leidenschaften beherrschen wollten, wie sie sollten. Man muß ferners die wahre Glückseligkeit von der fälschlich sogenannten wohl unterscheiden; wer nicht so viel hat, als er gerade wünscht, ist darum nicht unglücklich. Endlich muß man auch noch die Fortdauer jenseits, oder die Unsterblichkeit in Anschlag bringen; was uns hier an Glückseligkeit mangelt, wird noch ersetzt, und so Tugend und Glückseligkeit in das vollkommenste Gleichgewicht gebracht werden.

35.

Unmittelbar hat Gott nur Ein Paar Menschen, Mann und Weib erschaffen; alle übrigen stammen zunächst von diesem Einen Paare ab, und Gott ist nur insoferne auch ihr Schöpfer, als er jene Kraft, durch welche das Menschengeschlecht sich fortpflanzt, bis zur Stunde wirksam erhält, und mit dem todten Leibe eine vernünftige Seele vereiniget.

Es ist auch nicht die leiseste Spur vorhanden, daß es ausser und neben dem Adam und der Eva noch andere Menschen gegeben hat. Im Gegentheile sagt die alte Tradition: „Vor dem Adam war kein Mensch da, der die Erde bebaute, und vor der Eva fand sich keine dem Adam ähnliche Gehilfin;“ die Stammtafel des menschlichen Geschlechtes fängt vom Adam an, der darum auch der Vater des Erdkreises heißt. *) Ein Paar Menschen war auch mehr, als hinreichend, die Erde allmählig zu bevölkern; daß aber diese nicht auf einmal bevölkert worden ist, beweist schon der Umstand, daß es jetzt noch viele Inseln, und selbst große Strecken des festen Landes giebt, die nicht bewohnt sind, und auch nie bewohnt waren. Die Wege, auf denen sich die Menschen verbreitet haben, namentlich, wie sie nach Amerika gekommen sind,

---

*) Weish. 10, 1.

können wir jetzt freilich nicht mehr angeben; aber wer weiß, ob dieser Welttheil nicht auch einmal mit den übrigen zusammengehangen ist, wie Europa mit Asien? Dann sind ja die Menschen im Wesentlichen alle gleich; der Körperbau ist bei allen derselbe; Farbe, Größe und andere zufällige Verschiedenheiten kommen hier in keinen Betracht. Von dieser Gleichheit aber schließt man mit Recht auf eine gemeinschaftliche Abstammung. Zwar reden die Menschen jetzt mancherlei, und dem Anscheine nach ganz verschiedene Sprachen; die neuesten Sprachforschungen haben es aber ausser Zweifel gesetzt, daß die verschiedenen Sprachen im Grunde nur verschiedene Dialekte einer einzigen, der semitischen Sprache sind; die Verschiedenheit der Sprachen ist also erst später, vermuthlich nach der ersten großen Völkerwanderung entstanden, und beweist darum nichts gegen die gemeinsame Abstammung der Menschen. Und wenn Gott wollte, daß alle Menschen sich als Eine Familie betrachten, und als Brüder und Schwestern sich wechselseitig lieben sollten, so war es gewiß besser, daß er zuerst ein Paar schuf, und sie zu den Stammeltern der übrigen machte, als daß er deren mehrere zu gleicher Zeit hervorbrachte, die von einander nichts wußten. Jetzt ist noch die Frage zu beantworten übrig, welches denn der physische und moralische Zustand der ersten Menschen gewesen ist.

36.

Es bedarf wohl keines Beweises, daß die ersten Menschen eben dieselbe Bestimmung hatten, die ihre Nachkommen haben; oder sollten etwa Tausende für Einen, die vorhergehende Geschlechter für das letzte, alle Individuen für die Gattung hervorgebracht seyn? Nein, so spielt Gott nicht; jedes seiner Geschöpfe ist, obschon es zu einem unabsehbaren Ganzen gehört, für sich ein Ganzes, und trägt den göttlichen Charakter seiner Bestimmung an sich. Es bleibt uns also bloß zu zeigen, daß die ersten Menschen auch im Stande waren, ihre Bestimmung zu erfüllen.

Die ersten Menschen wußten nichts von der Schwachheit und Unbehilflichkeit der Kinder, weil ja ihr Körper unmittelbar von Gott gebildet, und daher schon vollkommen und kräftig war; sie konnten also sogleich den Garten bearbeiten, die Thiere bezähmen, ihre Gattung fortpflanzen u. s. f. Ueberdieß wußte Adam die Thiere mit Namen zu nennen; dieses und der Umstand, daß ihm und dem Weibe verbothen war, von der Frucht eines gewissen Baumes zu essen, beweisen, daß auch die Vernunft der ersten Menschen bis zu einem gewissen Grade ausgebildet war; denn wo die Vernunft fehlt, da kann es auch keine Sprache, noch viel weniger ein Geboth oder Verboth geben. Der Wohnplatz der ersten Menschen war eine anmuthige und fruchtbare Gegend, deren Lage die alte Tradition wohl auch angiebt, die man aber jetzt vergebens suchen würde, weil unsere Erde seitdem manche Revolution erlitten hat. Dadurch, daß Gott den neugeschaffenen Menschen in einen milden und fruchtbaren Himmelsstrich versetzte, verhütete er, daß derselbe nicht aus Mangel an Kleidung und Nahrung schon im ersten Geschlechte wieder untergieng.

Zu diesen natürlichen Vorzügen fügte Gott noch übernatürliche hinzu; er offenbarte sich den ersten Menschen unmittelbar. Waren sie schon mit den herrlichsten Anlagen ausgestattet, so waren diese doch noch unentwickelt, und die Menschen trotz der physischen Vollkommenheit am Geiste Kinder. Durch die Offenbarung wurde also erst die Vernunft geweckt und gebildet; ohne diese äussere Anregung würde der Mensch schwerlich je zur Vernünftigkeit gelangt seyn. Insbesondere aber ist es dieser unmittelbaren Offenbarung Gottes zuzuschreiben, daß der Mensch auch eine Kenntniß von übersinnlichen Dingen hat; zu den Wahrheiten: Gott, Tugend, Unsterblichkeit und ähnlichen kömmt die menschliche Vernunft nur durch Unterricht, der bei den ersten Menschen nur ein göttlicher seyn konnte. — Die Tugend war zwar den ersten Menschen nicht schon anerschaffen, weil sie ja erworben werden muß; aber das Erwerben war mit keinen Schwierigkeiten verbunden; denn der Wille derselben war zu allem Guten tüchtig: „Gott

hat den Menschen gut gemacht.“ *) — Aus der Drohung: Genes. 2, 17 zu schließen, war der Mensch ursprünglich unsterblich auch dem Leibe nach. Dieses kann indeß nur so zu verstehen seyn, daß der Mensch in eine andere Welt hinüber gerückt worden wäre, ohne so gewaltsam und schmerzlich aufgelößt zu werden, als dieses geschieht, seitdem er von der verbothenen Frucht gegessen hat. In keinem Falle würde der Mensch ewig auf dieser Erde geblieben seyn; denn die volle Befriedigung seiner höhern Bedürfnisse kann er nur in Gott finden. Der Tod ist nach dem, was wir davon aus der Offenbarung wissen, eine Strafe der Sünde und hängt mit dieser zusammen: „Gott hat den Tod nicht gemacht, noch hat er eine Freude an dem Verderben der Menschen.“ — Weish. 1, 13. „Gott hat den Menschen unverweslich geschaffen; durch den Neid des Teufels aber ist der Tod in die Welt gekommen.“ — Weish. 2, 23 f. Und wahrlich, wenn der Tod nicht eine Strafe der Sünde, sondern dem Menschen schon anfänglich gesetzt ist, so sind die Güte und Gerechtigkeit Gottes kaum zu rechtfertigen; denn der Tod ist nicht bloß eine Unvollkommenheit, sondern ein wahres Uebel; hierin stimmen alle Menschen vom König bis zum Bettler herab überein. Man wende nicht ein, daß man Gott keinen Entschluß beilegen dürfe, der ohne Erfolg bleibt. Die Unsterblichkeit des Leibes hieng mit der Freiheit zusammen; entweder hätte also Gott den Menschen nicht frei schaffen dürfen, oder er mußte geschehen lassen, daß sein Entschluß ohne Erfolg blieb.

37.

Die Vernunft sieht zwar ein, daß durch die Erschaffung des Menschen, die Idee der moralischen Welt nur unvollkommen realisirt ist; auch kann sie es nicht wahrscheinlich finden, daß die zahllosen Weltkörper, die fast alle an Größe unsere Erde weit übertreffen, ohne vernünftige Bewohner

---

*) Ecclės 7, 30.

seyn sollen. Indeß muß sie es dahingestellt seyn lassen, ob es ausser dem Menschen noch andere moralische Wesen giebt. Hierüber kann nur die Offenbarung entscheiden, und diese läßt keinen Zweifel übrig, daß Gott ausser dem Menschen noch andere moralische Wesen geschaffen hat, und diese sind die Engel.

Das Wort Engel steht zwar in den heiligen Schriften auch in uneigentlicher Bedeutung; nicht bloß Menschen, die zur rechten Zeit erscheinen, und helfen, sondern selbst Naturerscheinungen, z. B. der Wind oder der Blitz heißen dort Engel. In der Regel aber bezeichnet das Wort Engel moralische Wesen, die in der Mitte zwischen Gott und den Menschen stehen. Wir führen hier nur solche Stellen an, die keinen uneigentlichen oder figürlichen Sinn zulassen; dergleichen sind: „Hütet euch, daß ihr keines dieser Kleinen ärgert; denn ich sage euch: ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist.“ *) — „So sage ich euch, freuen sich die Engel Gottes über einen Sünder, der Busse thut.“ **) — „In der Auferstehung nimmt und giebt man nicht zur Ehe; sondern da werden sie alle seyn, wie die Engel Gottes im Himmel.“ ***) — „Wenn des Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommen wird, und alle Engel mit ihm, dann wird er auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzen.“ ****) — Höchstens könnte man bei diesen und ähnlichen Stellen denken, Christus habe sich den irrigen Begriffen seiner Zeitgenossen anbequemt; allein nichts davon zu sagen, daß er bei andern Gelegenheiten die Vorurtheile und Irrthümer nachdrücklich gerügt hat, würde er den Glauben an Engel, wenn er ihn als irrig erkannt hätte, wenigstens seinen Jüngern benommen, oder es doch vermieden haben, geflissentlich der Engel zu erwähnen, wie dieses in den angeführten Stellen geschieht.

*) Matth. 18, 10.
**) Luc. 15, 10.
***) Matth. 22, 30.
****) Matth. 25, 31.

Man kann darum auch dem Gedanken an eine Accomodation nicht Raum geben.

Die Engel sind ihrer Natur nach Geister, Heb. 1, 14; stärker und mächtiger, als die Menschen, 2 Pet. 2, 11; jedoch von Gott erschaffen und endlich, wie diese Col. 1, 16. Folgendes ist die Erklärung des vierten Kirchenrathes im Lateran über diesen Gegenstand: „Es giebt nur Einen Grund aller Dinge, Einen Schöpfer alles Sichtbaren und Unsichtbaren, Geistigen und Körperlichen, der durch seine allmächtige Kraft gleich vom Anbeginn der Zeit beide Kreaturen, die geistige und körperliche, nämlich die Engel und die Welt aus Nichts hervorgebracht hat; dann die des Menschen als eine gemeinschaftliche, aus Geist und Körper bestehende.“ — Wann übrigens die Engel geschaffen worden sind, und wie es dabei zugegangen ist, darüber sagt die Offenbarung weiter nichts.

Wenn man bedenkt, daß zwischen Gott und dem Menschen ein unendlicher Abstand ist, und daß in der Geisterwelt eben so wenig, als in der Körperwelt eine Lücke statt findet, so muß man ohne höhere Belehrung schon einsehen, daß die Zahl der Engel groß ist. Die Offenbarung läßt darüber keinen Zweifel übrig; die heiligen Schriften sprechen von himmlischen Heerschaaren, Luc. 2, 13; von Legionen Engel, Matth. 26, 52. — Man hat die Engel in neun Klassen eingetheilt, insgemein Chöre genannt; der Grund davon ist, weil neun verschiedene Benennungen von Engeln in den heiligen Schriften vorkommen, als Engel, Erzengel, Cherubim, Seraphim, Thronen u. s. f., die auf eine Verschiedenheit unter jenen Wesen schließen lassen. Die Namen der Engel und die darauf gegründete Rangordnung sind zwar eine Erfindung der Menschen; man hat nämlich die Rangordnung, die man an den Höfen der Könige bemerkte, auch auf die himmlischen Geister übertragen, und denselben einen ihrer Verrichtung entsprechenden Namen beigelegt. Dadurch wird aber an der Sache selbst, nämlich, daß es Engel giebt, und daß sie gewisse Abstufungen bilden, nichts geändert. —

Der Glaube an Engel findet sich, wenn gleich unter verschiedenen Formen, bei allen Völkern; was wir Christen Engel nennen, nannten die Griechen Dämonen, die Römer Genien. Diese Allgemeinheit erlaubt nicht, denselben von zufälligen Ursachen, z. B. von Polytheismus, Unwissenheit u. d. g. abzuleiten. Die Stammeltern der Hebräer waren nie Polytheisten, und glaubten doch an Engel; Spuren davon findet man schon in der Geschichte Abrahams; daß aber der Engel nicht früher gedacht wird, kömmt daher, daß die Lehre von den Engeln früher nur mündlich fortgepflanzt worden war, Unwissenheit kann man doch nicht dem ganzen Alterthum zur Last legen; auch wird dadurch der Ursprung des Glaubens an Engel keineswegs erklärt; denn wenn der Mensch gewisse Wirkungen solchen unsichtbaren Wesen zuschreibt, so hebt er nur gelegenheitlich die Idee davon zum Bewußtseyn hervor, und es fragt sich immer wieder, woher diese Idee kömmt. Der Glaube an Engel hat gleichen Ursprung mit dem Glauben an Gott; die Idee von Engeln ist in der menschlichen Vernunft verschlossen; durch die Offenbarung wurde sie angeregt, und der Glaube daran theils durch ausserordentliche Wirkungen, theils auch durch wirkliche Erscheinungen der Engel entwickelt, und befestiget.

38.

Von den Engeln haben einige gesündiget, und sind der Seligkeit verlurstig geworden. Es ist zwar in den heiligen Schriften nicht gesagt, wann und wodurch sie gesündiget haben; aber so viel geht aus denselben deutlich hervor, daß sie ursprünglich alle gut waren. Christus sagt von dem Teufel, daß er nicht in der Wahrheit bestanden ist, (Joh. 8, 44) und Petrus führt es als ein Beispiel göttlicher Strafgerechtigkeit an, daß sie der Engel, die da fündigten, nicht schonte, (2 Pet. 2, 4). Gott hat also nicht böse Engel erschaffen, sondern sie sind durch eigene Schuld böse geworden. Wahrscheinlich hat auch diese Gattung moralischer Wesen ihre Probezeit gehabt, und während dieser mag ein

Theil derselben von Gott abgefallen seyn, wie dieses später auch bei den Menschen der Fall war. Damit stimmt auch überein, was der Apostel Judas in seinem Briefe sagt: „Auch die Engel, welche ihre Würde nicht bewahrten, sondern ihre Wohnung verließen, hat er zum Gerichte jenes großen Tages aufbehalten." — Jud. 6. Worin die Sünde der Engel auch immer bestanden seyn mag, so ist so viel gewiß, daß es böse Engel giebt; darüber haben wir unverwerfliche Zeugnisse. Als die Juden vorgaben, Christus treibe die Teufel durch Beelzebub, den Obersten der Teufel aus, so widersprach er es nicht, daß er Teufel austreibe, sondern machte denselben nur begreiflich, daß er die Teufel durch den Finger Gottes austreibe, obschon er hier Gelegenheit hatte, und gewissermaßen aufgefodert war, den Glauben an böse Engel oder Teufel als irrig zu zerstreuen. Dann sagt ja Christus nicht ohne Nachdruck: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen." *) — „Simon, Simon! sieh, der Satan hat euch gefodert, um euch, wie den Weitzen zu sichten." **) — Der Menschensohn wird zu denen auf der Linken sprechen: „Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist!" ***) Auf gleiche Weise zeugen auch die Apostel für das Daseyn böser Engel; man sehe, Ephes. 2, 2; 1 Joh. 3, 8; Jac. 2, 19.

Die christliche Lehre von dem Teufel ist himmelweit verschieden von dem Dualismus der Manichäer, und nichts weniger, als widersprechend; der Teufel ist kein absolutes böses Wesen, sondern ein Geschöpf, das ursprünglich gut war, und durch eigene Schuld böse geworden ist, der Teufel ist auch nicht nothwendig bös; sondern nur im Bösen verhärtet. Solche in der Bosheit verhärtete Wesen findet man ja schon unter den Menschen. Daß die bösen Engel bloß eingebildete Wesen, nämlich die abstracten Ursachen des

*) Luc. 10, 18.
**) Luc. 22, 31.
***) Matth. 25, 41.

physischen und moralischen Uebels sind, wie einige meynen, ist schon aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil die bösen Engel uns zugleich als unglückselig geschildert werden, was denn doch nur von wirklichen Wesen ausgesagt werden kann. Um auf den letzten Grund des Glaubens an den Teufel zu kommen, muß man auf die Stammeltern zurückgehen, diese hatten schon eine Kenntniß von solchen bösen Wesen; denn sie schrieben ja ihre Sünde einer Versuchung des Teufels zu; woher ihnen diese Erkenntniß gekommen ist, läßt sich leicht errathen. Die Hebräer haben die Lehre von dem Teufel von den Chaldäern erhalten, aber nicht von jenen, die sie in die Gefangenschaft geführt haben; denn wie könnte denn sonst schon in dem Buche Hiob, und in den Büchern der Könige von dem Teufel eine Rede seyn? sondern von Abraham, ihrem Stammvater, der von Geburt ein Chaldäer war. Mittelbar aber haben sowohl die Hebräer, als Chaldäer die Lehre von bösen Engeln durch die Stammeltern überkommen.

39.

Obschon die Engel einer höhern Ordnung angehören, so sind sie doch unserer Welt nicht so ganz fremd, daß sie nicht auch in diese eingreifen. Ein solcher Verkehr der Engel mit unserer Welt kann gar wohl statt finden; denn einerseits ist der Mensch mit der Geisterwelt verwandt, und darum auch für die Einwirkungen derselben empfänglich; andererseits besitzen die Engel höhere Kräfte, als die Menschen, und können folglich auf diese wirken. Die Einwirkung ist, wie die Engel selbst, entweder wohlthätig oder schädlich, die Einwirkung der guten Engel heißt Schutz; die der bösen Anfechtung.

In Beziehung auf den Schutz der guten Engel sagen die heiligen Schriften: „Er hat deinethalben seinen Engeln Befehle ertheilt, dich zu schützen auf allen deinen Wegen; sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du deinen Fuß

nicht an einen Stein anstossest.“ *) — Mehr noch, als dieses aber sprechen für den Schutz der guten Engel folgende Thatsachen. Ein Engel eröffnet Maria der Jungfrau, daß sie ausersehen sey, die Mutter des Messias zu werden; Engel verkündigen die Geburt des Messias, dienen ihm in der Wüste, und unterrichten die Jünger von seiner Auferstehung; ein Engel befreyt den Petrus aus dem Kerker, ein solcher erscheint dem Paulus im Meeressturm u. s. f. Sey es auch, daß die Erscheinungen von Engeln manchmal nur Schilderungen einer ausserordentlichen und unerwarteten Hilfe sind, entweder von Menschen oder auch von der Natur, so ist dieses doch nicht immer der Fall, am allerwenigsten im neuen Testamente; denn die Wirkungen, die hier den Engeln zugeschrieben werden, übersteigen die uns bekannten Kräfte der Natur und der Menschen, z. B. die Befreiung des Petrus. — Da, wo Engel wirklich thätig sind, geschieht es entweder um zu retten, wie bei Petrus, oder um den Menschen die Rathschlüße Gottes zu verkünden, wie bei Maria; beide Zwecke aber sind Gottes würdig. Die Fragen, wie man eine Engelerscheinung von einer Täuschung der Phantasie unterscheiden kann; wie ein übersinnliches Wesen auf unsere Sinnenorgane wirken kann; warum nicht jetzt noch Engel erscheinen u. d. g., sind nicht geeignet, die Beweise für den wirksamen Schutz der guten Engel zu entkräften; wir wissen von hundert Dingen das Wie nicht zu erklären, und zweifeln doch nicht an der Wahrheit derselben.

Ob jeder Mensch einen Engel zu seinem Schutze habe, ist zwar nicht ausgemacht; aber mehr, als wahrscheinlich, und auch unter den Christen ziemlich allgemein angenommen. Die Hebräer sind uns hierin vorangegangen; denn schon Jakob spricht von einem eigenen Engel, der ihn aus allen Nöthen errettet hat, Gen. 48, 16. Christus widersprach dem herrschenden Glauben nicht, sondern bestätigte ihn vielmehr, indem er versicherte, daß die Engel der Kleinen täglich das Angesicht

*) Ps. 90, 11.

seines himmlischen Vaters sehen. (Matth. 18, 10). Daß die Apostel an eigene, jedem Menschen beigegebene Schutzgeister geglaubt haben, geht unwidersprechlich hervor aus: Act. 12, 15.

40.

Durch den Abfall der bösen Engel wurde zwar ihre moralische Natur zerrüttet, aber keineswegs vernichtet, so daß denselben noch immer Kräfte genug blieben, um schaden zu können; es fragt sich also bloß, ob Gott denselben gestatte, ihre Kräfte zum Nachtheile der Menschen zu gebrauchen.

Nach den Aufschlüssen nun, welche uns die Offenbarung giebt, reitzen die bösen Engel den Menschen zur Sünde, und haben folglich einen, wenn auch noch so beschränkten Einfluß auf die Moralität. Die nächste Quelle des Bösen ist und bleibt freilich die menschliche Freiheit; diese wird indeß nur zu oft von Aussen zum Bösen angereitzt, und dieser äussere Reitz ist wenigstens eine entfernte Quelle des Bösen. Schon die Sünde der ersten Menschen wird einer Versuchung des Teufels zugeschrieben; ein böser Geist giebt dem König David ein, sein Volk zählen zu lassen. Christus spricht zu Petrus: „Der Satan hat euer begehrt, um euch, wie den Weitzen zu sichten.“ *) Ja Christus wurde selbst vom Teufel versucht; dieser Umstand läßt keinen Zweifel über den moralischen Einfluß des Teufels übrig, es wäre denn, daß man Christus selbst des Aberglaubens beschuldigen wollte; denn die Erzählung von der Versuchung kann nur von Christus selbst herrühren, weil nur dieser allein darum wußte. Die Apostel nehmen es als eine ausgemachte Sache an, daß der Teufel die Menschen versuche, und ermahnen darum zur Wachsamkeit und zum Widerstand; so Petrus: „Seyd nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe, und sucht, wen er verschlinge;

*) Luc. 22, 31.

widerstehet ihm fest im Glauben." *) — So Paulus 2 Cor. 2, 11; so Jacobus 4, 7. Es versteht sich von selbst, daß der Teufel Niemand zur Sünde zwingen kann; wenn er aber die Menschen versucht, so ist dieses nur ein Hinderniß der Tugend mehr, das aber eben so, wie die übrigen Hindernisse überwunden werden kann. —

41.

Die Macht der bösen Engel erstreckt sich selbst auf die Leiber der Menschen. Der Satan schlägt den Job mit einem bösartigen Aussatze; ein böser Geist beunruhiget den Saul; ein Dämon tödtet sieben Männer, an die Raguel seine Tochter Sara nacheinander verheirathet hatte. — Was man auch von diesen Erzählungen halten mag, so bleibt wenigstens so viel gewiß, daß der Glaube an einen physischen Einfluß der bösen Engel mehr oder weniger immer allgemein war; ob mit Grund, muß man aus andern unzweideutigen Zeugnissen entnehmen. Solche biethen die heiligen Schriften N. T. dar; da heißt es, daß Christus wiederholt Teufel ausgetrieben habe; wir verweisen hier nur auf Matth. 4, 24; 8, 28; 17, 18; Luc. 13, 11. Daß diese Erzählungen buchstäblich zu nehmen seyen, beweist schon die Ausführlichkeit derselben; es sind die kleinsten Umstände bemerkt, z. B. in Matth. 8, 28. Dann werden die Dämonischen, d. h. jene, deren Krankheit man dem Einfluß eines Dämon zuschrieb, eigens erwähnt, und nicht wie bei den übrigen Kranken gesagt, daß er sie geheilt, sondern daß er den Dämon ausgetrieben habe. Wären auch die Menschen vor Christus so einfältig gewesen, daß sie gewisse Krankheiten dem Einfluße böser Engel zuschrieben, so hätte dieser nicht unterlassen können, einen so schädlichen Wahn zu zerstören, oder doch wenigstens seine Jünger eines Bessern zu belehren; es wäre ja noch immer Ruhm genug für ihn gewesen, die Kranken geheilt zu haben; allein Christus, weit entfernt, seine Zeit-

*) 1 Pet. 5, 8.

genossen eines Andern zu belehren, schrieb selbst den krankhaften Zustand des Jünglings, Matth. 17, 14; des Weibes, Luc. 13, 11 dem Einfluß des Teufels zu.

Christus ließ es aber nicht dabei bewenden, daß er Teufel austrieb; er gab diese Gewalt auch seinen Aposteln, Matth. 10, 8; und sogar denen, die durch die Apostel zum Christenthum bekehrt werden würden. Marc. 16, 17. Um so weniger kann man daran zweifeln, daß Christus wirklich Teufel ausgetrieben hat; denn wenn es nie Dämonische gegeben, oder wenn Christus keine Gewalt über sie gehabt hat, so ist schwer zu begreifen, wie er eine solche Gewalt seinen Jüngern geben konnte, noch schwerer aber, wie diese davon Gebrauch machen konnten. Daß aber die Apostel und die ersten Christen überhaupt Teufel ausgetrieben haben, unterliegt keinem Zweifel; Beispiele davon findet man in der Apostelgeschichte angeführt; die Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte berufen sich darauf, und fodern die Heiden zu Zeugen auf; sie führen eine Menge hieher gehöriger Thatsachen an. So hielt Tertullian die Gewalt über Dämonische für eine so unausbleibliche Eigenschaft eines Christen, daß er die Römer auffoderte, jeden, der diese Gewalt nicht hat, ohne weiters zu tödten. —

Aber warum giebt es denn jetzt keine Dämonischen mehr? Wir stellen es in Abrede, daß es keine mehr giebt, wenn deren auch noch so wenige sind. Die Frage ist also nur die, warum es jetzt nicht mehr so viele Dämonische giebt, wie ehmals, und darauf antworten wir: Es gehört zu den Verdiensten Christi, daß er das Reich des Satans zerstört, d. h. seinen Einfluß beschränkt hat; man muß sich wohl hüten, von der christlichen Periode auf die vorchristliche zu schließen. Zu einer Zeit, da der größte Theil der Menschen eine teuflische Gesinnung hegte, konnte Gott wohl zulassen, daß der Teufel auch ihre Leiber in Besitz nahm, und Krankheiten über sie brachte. —

42.

Noch ein paar Worte über Zauberei. Man hat einmal ziemlich allgemein geglaubt, daß der Teufel seine Gewalt auch an böse Menschen übertragen, und mittelbar durch diese allerlei schädliche Wirkungen, z. B. Hagelwetter, Viehseuche u. s. f. hervorbringen könne; man nannte solche Menschen Zauberer oder, wenn es Weiber waren, Hexen. Es fragt sich nun, was von der Zauberei zu halten ist. Das Wahre an der Sache ist dieses: Es giebt schadenfrohe Menschen, die zum Unglück gewisse Geheimnisse besitzen, und dieselben benützen, um andern zu schaden; es geht also bei der vermeintlichen Zauberei ganz natürlich zu; nur ist die Ursache der verderblichen Wirkung nicht allgemein bekannt. Daß ein Mensch durch Hilfe des Teufels schädliche Wirkungen hervorbringen könne, läßt sich durch Nichts beweisen. Die ägyptischen Magier, die Hexe von Endor, der Zauberer Simon u. a., waren Taschenspieler oder Gaukler, wie dieses die heiligen Schriften auch nicht undeutlich zu verstehen geben. Es ist schon schlimm, daß der Teufel den Menschen schaden kann; wenn er auch noch mittels Zauberei wirken könnte, dann wäre es um die Glückseligkeit des Menschen in dieser Welt so gut, als geschehen; denn der schadenfrohen Menschen giebt es viele, und es wäre des Schadens kein Ende. Wir wissen zwar, daß Viele der Zauberei beschuldiget, und hingerichtet worden sind; aber es zweifelt heute kaum mehr jemand, daß sie als Opfer des Aberglaubens gefallen sind. —

Von der Weltregierung.

43.

Die Schöpfung steht nun schon Jahrtausende da, ohne eine wesentliche Veränderung erlitten zu haben; alle Gattungen von Geschöpfen sind noch vorhanden, und wenn eines derselben untergeht, so folgt ein anderes nach, beide Geschlechter entstehen und vergehen immer im gleichen Ver-

hältniß. Die Gestirne durchlaufen regelmäßig ihre Bahnen; auf die Nacht folgt der Tag, auf den Winter der Frühling, und auf diesen der Sommer u. s. f. Auch in der moralischen Welt herrscht, trotz der anscheinenden Anomalien eine bewunderungswürdige Ordnung; das Laster gewinnt nie allgemein die Oberhand; ja die Bösen wirken zum Guten mit, ohne es zu wissen oder zu wollen. Jeder Mensch kann in seiner eigenen Geschichte mehr oder weniger Beweise finden, daß es nicht immer von ihm abhieng, das zu werden, was er ist. Es fragt sich nun, ob die Erhaltung der Welt, und die Ordnung in derselben das Werk des blinden Zufalls oder einer eisernen Nothwendigkeit ist, oder ob Gott die Welt auch erhält und regiert. Bekanntlich ließen alle heidnische Philosophen in der Welt nur Zufall oder Schicksal walten; die Vernunft muß indeß die obige Frage dahingestellt seyn lassen, nur die Offenbarung kann darüber befriedigenden Aufschluß geben. Diese lehrt nun, daß Gott sein Werk nicht sich selbst überlassen habe, sondern daß er dasselbe auch erhalte und regiere. „Wie könnte etwas fortbestehen, wenn du nicht wolltest, oder erhalten werden, ohne daß du es zum Daseyn bestimmt hättest?“ *) „Du hast die Erde gegründet, und sie besteht fort; gemäß deiner Anordnung währt der Tag; denn alles dient dir.“ **) „Er hat sie (die Himmelskörper) hingestellt, und ihnen ein Gesetz vorgeschrieben, von dem sie nie abweichen werden.“ ***) — Den Beleg für die moralische Weltregierung liefert die Geschichte des Joseph; man muß erstaunen, in dieser Zeit schon einen solchen Begriff von Vorsehung zu finden, den man bei den aufgeklärten Griechen und Römern vergeblich sucht. „Erschrecket nicht, und sehet es für kein Unglück an, daß ihr mich in diese Gegenden verkauft habt, spricht Joseph zu seinen Brüdern; denn zu eurem Wohle hat mich Gott vor euch nach Aegypten

*) Weish. 11, 26.
**) Ps. 118, 90.
***) Ps. 148, 6.

gesendet . . . nicht durch euern Anschlag, sondern durch den Willen Gottes bin ich hieher gesendet worden." *) — Fürchtet euch nicht; können wir denn dem Willen Gottes widerstehen? Ihr habt mir zwar Uebels zugedacht; aber Gott hat dasselbe zum Guten gewendet, um mich, wie ihr sehet, zu erhöhen, und viele Völker zu retten." **) — Die historischen Bücher der Hebräer sind im Grund nichts, als die Annalen der Theokratie, und Daniel sagt im Allgemeinen von Gott, daß er die Zeiten und die Alter ändere; daß er Reiche vergebe, und neue gründe. ***) Christus schildert die Vorsehung mit den lebhaftesten Farben, wie man bei Matth. 6, 25 f. f. sehen kann.

Die Regierung Gottes umfaßt alles Erschaffene: „Er hat das Kleine und das Große gemacht, und sorgt gleichmäßig für alles." ****) Einer besondern Fürsorge haben sich indeß, wie es sich von selbst versteht, die vernünftigen Geschöpfe, und unter diesen wieder die Frommen zu erfreuen; darauf gründet sich die bekannte Eintheilung der Weltregierung in eine allgemeine, besondere und ganz besondere. In der Regel bedient sich zwar Gott bei der Weltregierung der natürlichen oder Zwischenursachen; doch wird ihm Niemand die Macht streitig machen wollen, auch unmittelbar einzugreifen, d. h. Wunder zu thun. Man kann also die Weltregierung noch überdieß in die ordentliche und ausserordentliche eintheilen.

Um an der Regierung Gottes nicht irre zu werden, muß man wohl merken, daß Gott anders die physische, anders die moralische Welt regiert; in jener erfolgt alles, entweder nach Naturnothwendigkeit oder Naturtrieben; in dieser alles mit Freiheit.

---

*) Genes. 45, 5.
**) Daselbst 50, 19.
***) Dan. 2, 21.
****) Weish. 6, 8.

44.

Von den Philosophen glaubten einige die Weltregierung deßwegen läugnen zu müssen, weil sie dieselbe nicht mit der menschlichen Freiheit zu vereinigen wußten; so Cicero. Um diese zu retten, unterwarfen sie die Welt dem blinden Zufall oder dem Schicksal. Allein die göttliche Weltregierung und die menschliche Freiheit können nebeneinander bestehen, ohne daß die eine die andere aufhebt; es kann hier nur von der moralischen Welt die Rede seyn. Gott regiert die moralische Welt, heißt nur so viel: Gott giebt den vernünftigen Geschöpfen Gesetze, die sie befolgen sollen, aber nicht befolgen müssen; er wirkt zur Vollstreckung dieser Gesetze mit, aber nicht durch physischen Zwang; sondern durch moralische Mittel, er respectirt auch im Sünder noch die Freiheit, ohne die eine moralische Welt nicht denkbar ist, und macht nur, daß der Mißbrauch derselben den Endzweck der Schöpfung nicht vereitle. Der, welcher die Quelle schuf, muß wohl auch jeden Ausfluß derselben kennen, vorhersehen, und so zu lenken wissen, daß der ausschweifendste Bach seinen Händen nicht entrinnen kann; in der Natur des Menschen aber wird dadurch nichts geändert, er ist und bleibt ein freies Geschöpf, obgleich Gott ihn auch in seiner Thorheit umfaßt, und diese zu seinem, und dem allgemeinen Besten lenkt.

In so fern aber der Weltregent nur das einzelne Böse zum Guten im Allgemeinen lenkt, steht die menschliche Freiheit auch der Weltregierung nicht entgegen, sondern ändert nur die Art der Regierung, und darauf kömmt es durchaus nicht an, ob Gott seinen Zweck so oder anders erreicht.

45.

Was ist nun aber von dem Gebeth zu halten? Man sollte meynen, das Gebeth sey ganz überflüßig, oder höchstens als Uebung des Vertrauens und als Erhebung des Herzens zu Gott zuläßig und von einigem Nutzen; denn wenn Gott die Welt nach einem weisen Plane regiert, so soll

der Mensch sein Schicksal in die Hand Gottes legen, und ruhig abwarten, was dieser beschließt; in keinem Falle kann das Gebeth den Rathschluß desselben ändern. Doch gerade darum, weil Gott die Welt nach einem weisen Plane regiert, kann er unser Gebeth auch erhören, und erhört es wirklich. Das Gebeth ist ein feyerliches Bekenntniß unserer Abhängigkeit von Gott, ein Act der Religion, der unbedingt gut ist. Würde nun Gott das Gebeth in keinem Falle erhören, so würde folgen, daß es einerlei ist, ob man das Gute thue oder unterlasse; dieses widerspricht aber der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes; also fodert es selbst die Weisheit, daß Gott unser Gebeth auch erhöre. Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Zweck des Gebethes nie seyn kann, Gott mit unsern Anliegen bekannt zu machen, oder ihn zur Abhilfe zu bewegen, als der Allwissende weiß er, was wir bedürfen, und als der Gütige ist er bereit, uns dasselbe zu geben, ehe wir ihn darum bitten.

46.

Nun haben wir noch folgenden Einwendungen zu begegnen: Wenn Gott die Welt regiert, warum läßt er denn das physische und moralische Uebel zu? dieses streitet gegen seine Heiligkeit, jenes gegen seine Güte; woher kömmt das ungleiche Loos der Guten und Bösen in dieser Welt, das mit seiner Gerechtigkeit im Widerspruche steht? Die Beantwortung dieser Einwürfe macht die eigentliche Theodicee aus.

Wenn von zwei Uebeln eines gewählt werden muß, dann ist es auch immer klug gethan, wenn man das kleinere wählt; das ist aber der Fall bei dem moralischen Uebel; wollte Gott dieses hindern, so müßte er dem Menschen die Freiheit nehmen, und dieses wäre ohne Vergleich ein größeres Uebel, als die Sünde, weil mit der Freiheit auch die Tugend aufgehoben würde; genug, daß der Weltregent in diesem Falle die Folgen des Bösen beschränkt. —

Die so genannten physischen Uebel kommen entweder von

den menschlichen Leidenschaften her, oder sie werden von Gott verhängt; kommen sie von den Leidenschaften her, so sind ja die Menschen selbst schuld daran; werden sie aber von Gott verhängt, so sind sie keine Uebel mehr; denn sie haben entweder den Zweck, die Tugendhaften zu prüfen, oder die Sünder zu bessern.

Unser Urtheil über den moralischen Werth oder Unwerth ist sehr trügerisch, weil wir nur das Aeussere sehen, und darum können wir nie mit Gewißheit sagen, daß ein Unglücklicher gut, und ein Glücklicher böse ist. Dann steht es ja nirgends geschrieben, daß die Rechnung mit diesem Leben schon geschlossen ist; und ist dieses nicht, so ist man auch nicht berechtiget, schon in dieser Welt das vollkommene Verhältniß zwischen Tugend und Glückseligkeit zu erwarten. Endlich kann man einen guten Menschen nie eigentlich unglücklich nennen, weil er in seinem Innern Ruhe genießt; so kann man aber auch den bösen nicht glücklich nennen. weil ihm die innere Ruhe, die erste Bedingung aller Glückseligkeit, mangelt. Die älteste Theodicee ist das Buch Hiob; der Verfasser zeigt darin, daß Unglück nicht immer ein Zeichen der Schuld, so wie das Glück kein Zeichen der Unschuld ist. —

II. Kapitel.

Die Lehre von Christus.

47.

Um einzusehen, wie diese Lehre mit der vorausgehenden zusammenhängt, müssen wir einen Blick auf den moralischen Zustand des Menschen werfen.

Der Mensch, wie er jetzt ist, hat einen überwiegenden Hang zum Bösen, heisse man dieses das Radikalböse, oder Sündhaftigkeit oder moralische Verdor=

benheit. Davon überzeugt schon jeden seine eigene Erfahrung; wir loben das Gute und bewundern es auch, thun aber gerade das Gegentheil; das Gute kostet uns viele Mühe, das Böse hingegen lernt sich von selbst, und beschäftiget uns das ganze Leben hindurch. —

Die Geschichte biethet unzählige Belege für die moralische Verdorbenheit oder Lasterhaftigkeit der Menschen dar. Schon der Erstgeborne des Adam war ein Brudermörder, und in dem Maße, als die Menschen sich vermehrten, nahm auch die Lasterhaftigkeit zu: „Die Erde war verdorben vor Gott, und mit Boßheit erfüllt.“ *) Die weltbekannte Ueberschwemmung, wodurch das ganze, damals lebende Menschengeschlecht mit Ausnahme einer einzigen Familie hingerafft wurde, war nach Genes. 6, 5. nur die Strafe der allgemeinen Sündhaftigkeit, weßwegen sie auch insgemein die Sündfluth heißt. Aber auch nach dieser schrecklichen Katastrophe nahmen die Laster wieder allmählig überhand; selbst die Nachkommen des Abraham blieben davon nicht frei, wie die Klagen ihrer Propheten beweisen. Zu diesen Thatsachen kommen noch die klaren Zeugnisse der heiligen Schriften, von denen wir folgende anführen: „Wer darf sagen: mein Herz ist rein; ich bin frei von Sünde?“ **) „Es ist kein gerechter Mensch auf Erde, der da Gutes thut und nicht sündiget.“ ***) „Wenn wir sagen, daß wir keine Sünde haben, so täuschen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nichts in uns.“ ****) Wahrlich, der Mensch in seinem gegenwärtigen Zustande ist eine wunderliche Erscheinung; von einer Seite sehr erhaben; von der andern sehr niedrig. — Es fragt sich nun, woher es denn komme, daß der Mensch, der doch zur Tugend bestimmt ist, sich immer mehr zum Bösen hinneige. Dieser Hang zum Bösen kann nicht herkommen von der schlechten Er-

*) Genes. 6, 11.
**) Sprichw. 20, 9.
***) Ecclstes 7, 21.
****) 1 Joh. 1, 9.

ziehung und dem bösen Beispiele; sonst müßen wenigstens alle guten Eltern auch gute Kinder haben; aber wer kann es widersprechen, daß auch wohl erzogene Kinder ausarten? Dann kann ja die Erziehung, wenn ihr das Beste gelingt, den Hang zum Bösen nur unterdrücken; aber nicht ausrotten. Daß das böse Beispiel so mächtig anzieht, ist selbst schon ein Beweis, daß die moralische Natur des Menschen zerrüttet ist, oder warum ziehen denn nicht auch die guten Beispiele mit gleicher Macht an? Eben so wenig kann jener Hang von einem zufälligen Mißbrauche der Freiheit herkommen; denn man darf einen solchen Mißbrauch nicht bei allen Menschen voraussetzen, und wenn man dieses auch dürfte, so müßte der Hang zum Bösen wenigstens dann aufhören, wenn der Mensch anfängt, seine Freiheit recht zu gebrauchen; dieses ist aber nicht der Fall. Zu dem zeigt sich ja jener Hang schon zu einer Zeit, da von dem Gebrauche der Freiheit noch keine Rede seyn kann, und äussert sich sonderbar genug, nämlich bei den kleinsten Kindern. —

Man muß also die Quelle der allgemeinen Sündhaftigkeit in dem Menschen selbst suchen, und da sind nur die zwei Fälle denkbar; entweder hat Gott den Menschen schon so geschaffen, wie er jetzt ist, oder die Stammeltern haben etwas verschuldet und ihre Nachkommen darein verwickelt. Das Erstere läßt sich nicht mit der Idee Gottes vereinigen; also bleibt nur das Zweite übrig. Die Vernunft hat darüber freilich nur Vermuthungen; aber die Urkunden der Offenbarung setzen es ausser Zweifel, daß die Stammeltern gesündiget und ihren physischen und moralischen Zustand verschlimmert haben.

48.

Worin bestand nun die Sünde der Stammeltern? Gott, sagen jene Urkunden, befahl ihnen, von der Frucht eines Baumes, den sie den Baum der Wissenschaft des Guten und Bösen nennt, nicht zu essen, da verführte die Schlage zuerst das Weib, daß sie davon aß, und diese verleitete dann

auch den Mann dazu; auf die Uebertretung des göttlichen Gebothes folgte Strafe. —

Diese Erzählung klingt etwas fabelhaft; denn wer wird im Ernste glauben, daß einmal eine Schlange geredet hat, daß in einem Baume eine besondere Wissenschaft gesteckt ist u. d. g. Es fragt sich also, was von dieser Erzählung zu halten ist; ob sie eine blosse Dichtung, oder etwas mehr ist. Diese Erzählung enthält unstreitig die tiefsinnigste Philosophie, und es ist unmöglich, den Ursprung des Bösen besser zu erklären. Aber gerade wegen dieser tiefsinnigen Philosophie, die jene Erzählung enthält, zweifelt man mit Recht, daß sie eine Dichtung ist; denn man darf der alten Welt, der die Erzählung angehört, nicht so viel Philosophie zutrauen. Dann muß es ja jedem Menschen darum zu thun seyn, den wahren Grund der allgemeinen Sündhaftigkeit zu erkennen; durch eine Dichtung aber kömmt man der Wahrheit um nichts näher; die obige Erzählung hätte also, wenn sie bloß erdichtet wäre, keinen vernünftigen Zweck. Wenn aber auch jemand sich einen Grund der allgemeinen Sündhaftigkeit hätte erträumen wollen, so würde eine solche Träumerei wenigstens nicht so allgemein angenommen worden seyn, wie dieses mit der obigen Erzählung geschehen ist. Nicht bloß Moses, sondern alle nachfolgende Schriftsteller setzen die historische Wahrheit jener Erzählung voraus, wie man aus dem Buche der Weisheit und des Ecclesiastikus sieht. Christus fand gegen diesen Glauben der Juden, der zu seiner Zeit allgemein war, nichts einzuwenden, sondern bestätigte ihn vielmehr, indem er einmal zu den Juden sagte: „Ihr seyd aus dem Teufel; der ist euer Vater, und ihr wollt handeln wie euer Vater, der da ein Mörder und ein Lügner von Anbeginn war.“ *) Dieses alles zusammengenommen berechtiget oder nöthiget uns vielmehr, diese Erzählung für Geschichte zu halten. Und wahrlich, so sonderbar sie auch klingt, so kömmt doch nichts in derselben

---

*) Joh. 8, 44.

vor, was mit dem Charakter einer Geschichte durchaus unvereinbar wäre. —

Obenan steht das Geboth, von der Frucht eines gewissen Baumes nicht zu essen. Gehen wir davon aus, daß die Bestimmung des ganzen Menschengeschlechtes auch die Bestimmung des einzelnen Menschen ist, und folglich die Stammeltern eben so gut, als die Nachkommen die Aufgabe hatten, moralisch gut zu handeln, so kann es nicht befremden, daß Gott den Menschen gleich anfänglich ein Geboth gegeben hat. Der Mensch brachte nur die Anlage zur Moralität aus der Hand des Schöpfers mit; die Moralität selbst mußte er sich erst erwerben. Dazu aber war ein Gesetz nothwendig, und dieses konnte nur ein positives seyn, weil ja die Vernunft erst angeregt werden mußte. Es bleibt also nur noch die Frage, warum Gott ein so kleinliches und fast lächerliches Gesetz gegeben habe. Wenn man aber der Sache reifer nachdenkt, so findet man bald, daß jedes andere Geboth hier am unrechten Orte gewesen wäre; die Menschen kannten ja das Böse noch nicht, noch hatten sie einen Hang dazu, wie ihre Nachkommen; es blieb also nichts anders übrig, als den an sich gleichgiltigen Sinnengenuß durch ein Gesetz zu beschränken. Indeß war dieses Gesetz ganz zweckmäßig; denn die Menschen erhielten dadurch so gut, als durch jedes andere, Gelegenheit, ihren Gehorsam zu zeigen. Nimmt man noch dazu, daß die verbothene Frucht schädlich war, dann hatte das Geboth einen doppelten Zweck, und war um so passender. So lange der Mensch das Geboth beobachtete, kannte er nur das Gute; in dem Augenblicke aber, da er dasselbe übertrat, und von der verbothenen Frucht aß, lernte er auch das Böse kennen; insofern nun der Baum die unschuldige Veranlassung wurde, daß der Mensch den Unterschied zwischen dem Guten und Bösen kennen lernte, heißt er nicht mit Unrecht der Baum der Wissenschaft des Guten und Bösen. —

Sodann wird erzählt, daß eine Schlange die Stammeltern verführt habe. Ließe sich erweisen, daß hier die Rede von dem uns bekannten Thiere ist, so könnte es keinen Augen-

blick zweifelhaft seyn, daß die ganze Erzählung zu den Fabeln gezählt werden müsse; denn nur in den Fabeln kommen redende Thiere vor. Dieses läßt sich aber durch nichts beweisen; vielmehr giebt der alte Schriftsteller selbst zu verstehen, daß die Schlange nur als Symbol des Verführers gebraucht ist, und daß dieser ein moralisches Wesen war; denn er legt der Schlange eine besondere Schlauheit bei, und läßt auch eine eigene Strafe über sie verhängen. Später wird als Verführer ausdrücklich der Teufel bezeichnet: „Durch den Neid des Teufels ist der Tod in die Welt hereingekommen.“ *) Ja Schlange und Teufel gelten in den heiligen Schriften als gleichbedeutend; man sehe Apocalipse 12, 9. Darüber war also nie ein Zweifel, daß die verführende Schlange ein moralisches Wesen war; nur die Benennung war anfänglich symbolisch, wie es von der damaligen Armuth der Sprache nicht anders zu erwarten ist. Demnach war die Sünde der Stammeltern, selbst die Verführung nicht ausgenommen, jener der Nachkommen ganz gleich. Aber sollte nicht schon das unglaublich seyn, daß der Teufel die ersten Menschen verführt hat? Nach der Lehre der Offenbarung nicht; denn diese schreibt dem Teufel einen positiven Einfluß auf die Moralität der Menschen zu, der nicht gesäumt haben wird, denselben auch bei den ersten Menschen geltend zu machen, und nur unter dieser Voraussetzung wird es einigermaßen begreiflich, wie sie in ihrem herrlichen Zustande sündigen konnten.

Durch die Sünde wurde der physische und moralische Zustand der Stammeltern merklich verschlimmert; ihre Vernunft wurde verfinstert, wie man schon daraus sieht, daß sie glaubten, sich vor Gott verbergen zu können; **) der Wille wurde seiner moralischen Kraft beraubt, und eine bis dahin unbekannte Scham stellte sich ein; denn „als sie sahen, daß sie nackt seyen, so reihten sie Feigenblätter aneinander, und machten sich davon Schürzen.“ ***) Sie unterlagen fortan der Nothwendigkeit

*) Weish. 2, 24.
**) Genes. 3, 8.
***) Daselbst 3, 7.

zu sterben, und erkannten bald, was es um das Sterben ist, da ihr Sohn Abel erschlagen wurde. Ueberdieß wurden beide aus dem Paradiese vertrieben, das wahrscheinlich durch eine vulkanische Wirkung zerstört, oder wenigstens unbewohnbar gemacht wurde; die natürliche Folge davon war, daß der Mann den weniger fruchtbaren Boden mühsam bauen, oder, wie die alte Urkunde sagt, sein Brod im Schweiße seines Angesichtes essen mußte. Freilich hätten die Menschen auch ohne dieß das Paradies früher oder später verlassen, und die Erde bebauen müssen; allein dieses wäre für sie kein Unglück mehr gewesen, weil sie bis dahin schon die Mittel gefunden haben würden, um den weniger fruchtbaren Boden fruchtbar zu machen. Mehr noch als der Mann, mußte das Weib die traurigen Wirkungen der Sünde erfahren; wegen der vorherrschenden Begierlichkeit gaben sich beide Theile öfters der Befriedigung des Geschlechtstriebes hin, als dieses geschehen seyn würde, wenn die Vernunft die Oberherrschaft geführt hätte; das Weib war also genöthiget, wiederholt die Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft und die Schmerzen der Geburt zu erdulden. Ueberhaupt zeigen sich die schlimmen Wirkungen der Sünde im Geschlechtstriebe am deutlichsten; der Mensch sieht ein, daß der Geschlechtstrieb nur den Zweck hat, seine Gattung fortzupflanzen; und daß das Weib zu gleicher Zeit nur einmal empfangen kann; daß es weniger darum zu thun ist, Kinder zu erzeugen, als zu erziehen; daß, wenn die Menschen ihren Unterhalt finden sollen, sie sich nicht unverhältnißmäßig vermehren dürfen. — Und doch kennt der Mensch gerade in der Befriedigung dieses Triebes keine Gränzen; er befriedigt denselben, ohne den Zweck desselben erreichen zu wollen, wie bei der Hurerei, oder auch erreichen zu können, wie bei der Schwangerschaft des Weibes; er befriediget denselben nicht selten auf eine ganz unnatürliche Weise; kurz, der Mensch steht in dieser Hinsicht weit unter dem unvernünftigen Thiere, das seine Gattung innerhalb der Schranken der Natur fortpflanzt. Das Unheil, das jene Ausschweifung in der Befriedigung des Geschlechtstriebes sowohl

über ganze Staaten, als einzelne Menschen schon gebracht hat, und noch bringt, ist nicht zu berechnen. —

Diese Verschlimmerung des physischen und moralischen Zustandes der Stammeltern war zugleich die Strafe ihrer Sünde; als solche kündigte ihnen Gott die eben genannten Uebel an. Waren diese schon an sich natürlich, so nahmen sie doch dadurch, daß sie mit der Sünde in Verbindung gebracht wurden, den Charakter von Strafen an. Wer wird es in Abrede stellen, daß Gott auch natürliche Uebel zu seinen Zwecken benützen könne? Bei Gelegenheit dieses Gerichtes lernten die Stammeltern Gott, den sie bereits als moralischen Gesetzgeber kannten, auch als Richter und Vollstrecker des Moralgesetzes kennen.

Die Strafe, welche der Schlange dictirt wird, ist symbolisch, wie diese selbst nur ein Symbol ist, und leidet keine weitere Erklärung.

49.

Von dieser Sünde der Stammeltern rührt die moralische Verdorbenheit her, die allgemein unter den Menschen herrscht; der durch die Sünde verschlimmerte Zustand der Stammeltern hat sich nämlich auch auf die Nachkommen verpflanzt. Der Hang zum Bösen, der dem Menschen anklebt wegen seiner Abstammung von Adam, heißt insgemein die Erbsünde; Sünde, weil sie von der Sünde kömmt, und zur Sünde führt; Erbsünde, weil sie ein Erbtheil von den Stammeltern ist.

Die Erbsünde ist also nicht die persönliche Sünde der Stammeltern, die uns etwa zugerechnet wird; auch nicht eine wirkliche Sünde, die wir nach dem Beispiel der Stammeltern begehen; sondern ein Gebrechen unserer moralischen Natur, dem zufolge wir mehr zum Bösen, als zum Guten geneigt, und unvermögend sind, diese verkehrte Neigung zu vertilgen.

Daß es eine Erbsünde in diesem Sinne giebt, beweisen ausser mehreren Stellen der heiligen Schriften folgende zwei:

„Sieh! in Missethaten ward ich empfangen, und in Sünden empfieng mich meine Mutter.“ *) „Wahrlich, wahrlich! ich sage dir: wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und heiligen Geiste, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was aus dem Fleische geboren ist, das ist Fleisch; was aber aus dem Geiste geboren ist, das ist Geist.“ **) Es sollte dieses aber, wenn auch die heiligen Schriften nichts davon sagten, einen jeden schon die Erfahrung bei denen, die unseres Herzens und Blutes sind, lehren. Wer darf sich rühmen, daß er der ursprüngliche Adam, das vollkommene Exemplar der menschlichen Natur ist?

Noch jetzt pflanzen sich physische und moralische Gebrechen von den Eltern auf die Kinder fort, wie die Erfahrung täglich lehrt, was aber noch geschieht, konnte wohl auch bei den Stammeltern geschehen. Freilich müssen auf diese Weise die Kinder für die Sünden ihrer Eltern büssen; aber es ist nun einmal so in dieser Welt; sehen wir ja noch täglich, daß Kinder darben, weil ihre Eltern Verschwender waren, oder einen siechen Körper mit sich herumschleppen, weil jene ein ausschweifendes Leben geführt haben. Uebrigens sprechen die heiligen Schriften keinem Menschen ein Vermögen in natürlichen Dingen ab; nur von dem Erkennen und Wollen des Göttlichen oder von der Gottgefälligkeit des Menschen ist die Rede. Man kann also trotz der Erbsünde ein guter Staatsmann, ein großer Feldherr oder Naturforscher seyn. —

Will man die Art, wie die Erbsünde sich fortgepflanzt, näher erklären, so kann man sagen, daß die Sünde ihren Sitz zunächst in dem Körper habe, und die Seele in diesem als in einem unreinen Gefäße verderbt werde; in dem Körper der Stammeltern gieng nämlich nach der Sünde eine Veränderung vor; nun zeugten sie Söhne und Töchter nach ihrem Bilde; es war also natürlich, daß sie ungeachtet der Busse, die nur die Seele, aber nicht den Leib umänderte, die

---

*) Ps. 50, 6.

**) Joh. 3, 5.

Fehlerhaftigkeit des Körpers auf diese ihre Nachkommen fortpflanzten.

Die Erbsünde ist allgemein; nur bei Jesus findet eine Ausnahme statt; der, weil er auf eine übernatürliche Weise empfangen wurde, wie wir weiter unten beweisen werden, auch von der Erbsünde frei blieb. Man spricht wohl auch von der unbefleckten Empfängniß Mariä, der Mutter Jesu; aber ohne hinreichenden Grund. Die heiligen Schriften melden nichts davon, daß auch Maria ohne die Erbsünde empfangen worden ist; die Kirchenväter lassen die Sache dahingestellt seyn, und der Kirchenrath von Trident hütete sich, darüber eine dogmatische Entscheidung von sich zu geben. Die Behauptung, daß Maria ohne die Erbsünde empfangen wurde, fand auch von jeher gerade von Seite der denkenden Christen Widerspruch, und findet ihn noch, obschon ein eigenes Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä eingeführt worden ist. —

50.

Um die Erbsünde ist es ein großes Uebel; sie steht mit der Bestimmung des Menschen im geraden Widerspruche, und macht, daß er die Wahrheit nicht sieht, und das Gute nicht thut; der Mensch ist sich dessen vollkommen bewußt, und es ist unstreitig ein großes Uebel, zu wissen, daß man nicht ist, was man seyn sollte. Ausser dem sind die Menschen wegen ihrer Abstammung von Adam sammt und sonders dem Tode verfallen: „Wie durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist, und durch die Sünde der Tod: so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle gesündiget haben.“ *) Die Erbsünde schließt auch noch von dem Himmelreich aus: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und heiligen Geiste, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“ **) Man darf jedoch

*) Röm. 5, 12.
**) Joh. 3, 5.

den Verlurst der Seligkeit nicht mit der Verdammniß verwechseln; wer in der Erbsünde stirbt, entbehrt nur ein Gut, das er nicht kennt, und eben darum auch nicht vermißt; hat aber keine positiven Strafen zu erdulden, wie die Verdammten; er befindet sich also in einem Zustande von natürlicher Glückseligkeit. Daß wegen der Erbsünde allein Niemand verdammt werde, ist der herrschende Glaube der katholischen Kirche.

Nimmt man an, wie dieses gerade *jetzt geschieht*, daß die ersten Menschen in demselben Zustande geschaffen worden sind, in dem wir gebohren werden; daß die vermeintliche Erbsünde nur die Folge der natürlichen Beschaffenheit ist, und daß also der Mensch in jedem Falle hätte sterben müssen, so geräth man in ein Labyrinth hinein, aus dem kein Ausweg mehr zu finden ist. Vorausgesetzt, daß der Hang zum Bösen nicht von einem zufälligen Mißbrauche der Freiheit herkomme, sondern in der moralischen Natur des Menschen selbst wurzle, findet sich die Vernunft in die Alternative versetzt, entweder Gott anzuklagen, weil er Tugend fodert, ohne dem Menschen die nöthige Kraft gegeben zu haben; oder die Tugend selbst für ein Hirngespinnst zu halten; sie kann aber weder das Eine noch das Andere thun, ohne sich selbst zu verläugnen, oder Unvernunft zu werden.

Wenn man auch zugeben will, daß der Mensch vermöge der natürlichen Beschaffenheit seines Körpers sterben muß, so bleibt doch noch immer die Frage, warum denn auf eine Weise, daß jeder Mensch vom König bis zum Bettler den Tod für das größte Uebel hält, und demselben so lang als möglich zu entgehen sucht? Die natürliche Beschränktheit des Menschen ist zwar eine Unvollkommenheit, aber eine Unvollkommenheit ist noch kein Uebel; vermöge seiner Beschränktheit soll der Mensch höchstens nach Verlauf der ihm zugemessenen Lebenszeit ohne Schmerz in eine andere Welt hinübergerückt werden; die gewaltsame und schmerzliche Auflösung aber weiß die Vernunft weder mit der Güte, noch mit der Gerechtigkeit Gottes zu vereinigen. Das Thier muß

freilich auch sterben; allein es hat davon keine Ahnung, und ist darum auch nicht unglücklich; der Mensch hingegen hat nicht nur eine Ahnung von dem Tode, sondern erkennt auch, daß es um denselben etwas höchst Peinliches ist, und fühlt sich eben darum unglücklich. — Daraus ersieht man, daß die Lehre von der Erbsünde von größerer Wichtigkeit ist, als so Manche glauben. Uebrigens macht die Erbsünde die Tugend nicht unmöglich; sondern erschwert sie nur, was dem Menschen noch kein Recht giebt, an derselben zu verzweifeln, und sich der Sünde hinzugeben. Der Mensch soll sich selbst kennen lernen, und Mittel gegen die angeborne Sündhaftigkeit anwenden; dann hat er von der Erbsünde keinen Nachtheil zu befürchten, und fährt ungleich besser, als bei dem stolzen Wahne, daß der Mensch von Natur aus gut, und durch zufällige Ursachen böse wird. —

Jetzt springt der Zusammenhang der Lehre von Christus, die wir nun vortragen wollen, und dem vorausgehenden von selbst in die Augen. Um nämlich die durch die Sünde der Stammeltern zerrüttete moralische Ordnung wieder herzustellen, sendete Gott seinen Eingebornen Sohn Jesus Christus, und gerade dieses war ein neuer und unwidersprechlicher Beweis davon, daß er die Welt regiere. Jesus Christus erschien zu einer Zeit, da wegen des gänzlichen Verfalles der Sittlichkeit die Hilfe am nothwendigsten, und sowohl der politische, als literarische Zustand der Welt der Einführung der neuen Religionsanstalt günstig war. Gott war indeß bis zur Ankunft Christi nicht müßig; sondern bereitete die Welt darauf vor. Zu dem Ende sonderte er das hebräische Volk ab, gab demselben eine eigene Verfassung, erweckte in demselben Propheten u. s. f. Dabei verwahrloste Gott die übrigen Völker nicht; denn jedes Volk hat irgend einen ausgezeichneten Lehrer oder Gesetzgeber gehabt, durch dessen Ansehen sein innerer Sinn entwickelt, Gottesverehrung und gesellschaftliche Ordnung eingeführt wurden. Diese Weisen und Gesetzgeber waren natürliche Seher, und für die übrigen Völker eben das, was die Propheten den Hebräern

waren, wie der hl. Augustin schon bemerkt hat. Wir handeln erst von der Person Christi; dann von der Wiederherstellung der moralischen Ordnung durch ihn.

I. Abschnitt.

Von der Person Jesu Christi.

51.

Christus ist ein Weiser, wie Sokrates; er ist ein unmittelbar göttlicher Gesandter, wie Moses, aber er ist noch mehr, als Sokrates und Moses — er ist der Mensch gewordene Sohn Gottes. Daß Christus der Sohn Gottes und eine göttliche Person ist, dürfen wir als erwiesen annehmen; daß er ein wahrer Mensch war, giebt man ohnehin gerne zu; die Zeit ist vorüber, da man aus Achtung für die Person Christi seine Menschheit läugnen zu müssen glaubte. Es ist jetzt nur mehr die Frage, ob Christus mehr, als des Zimmermanns Joseph Sohn war. Es bleibt uns also bloß zu beweisen, daß Christus Gott und Mensch in Einer Person oder Gott=Mensch ist.

Derselbe Christus, der sich oft des Menschen Sohn, ja einen Menschen geradehin nennt; derselbe Christus nennt sich ein andersmal den Sohn Gottes, der vom Himmel herabgekommen ist, der ist, ehe Abraham war, der den Vater kennt, und Eines mit ihm ist; kurz, Christus der Mensch, legt sich in derselben Person Dinge bei, die nur Gott zukommen. Was kann man anders daraus schließen, als daß in ihm die Gottheit mit der Menschheit vereiniget war, und folglich diese nie abgesondert wirkte. Die Apostel waren einmal der festen Ueberzeugung, daß Christus Gott=Mensch ist; Petrus sagt: „Du bist Christus der Sohn des lebendigen

Gottes« *); Johannes: „Das Wort ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit als des Eingebornen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit« **); Paulus: „So sollt ihr gesinnt seyn, wie Jesus Christus gesinnt war, der obschon er in der Gestalt Gottes, und Gott gleich war, sich selbst entäußerte, die Gestalt eines Knechtes annahm, und den Menschen gleich ward.« ***) — Als nun die Apostel in alle Welt ausgiengen, und christliche Gemeinden gründeten, da verkündeten sie auch die Lehre, daß Christus Gott-Mensch ist. Zum Beweise, daß man im zweiten Jahrhundert von der Person Christi gerade so dachte, wie der Katholik im neunzehnten Jahrhundert denkt, setze ich ein Bruchstück aus Melito von Sardes her: „Es ist, sagt dieser Bischof, nicht nöthig für die, welche Vernunft haben, aus dem, was Christus nach der Taufe gethan hat, die Wirklichkeit seiner Seele und seines Leibes, und einer menschlichen Natur, der unsrigen gleich, darzuthun. Das, was Christus nach der Taufe gethan hat, besonders seine Wunder, bewiesen der Welt hauptsächlich seine verborgene Gottheit; denn da er Gott und zugleich ein vollkommener Mensch war, so hat er uns seine beiden Naturen zu erkennen gegeben; — die göttliche, durch die Wunder, die er während der drei Jahre nach seiner Taufe verrichtet hat; die menschliche aber während der dreißig vorhergehenden Jahre, da das geringfügige Fleisch die Merkmale der Gottheit verhüllte, obgleich er ewiger Gott war.« — Man muß also wenigstens so viel zugeben, daß die Lehre von Christus, dem Gott-Menschen, christlich ist; ob sie auch philosophisch ist, muß wieder eigens untersucht werden.

Christus ist Gott-Mensch, heißt mit andern Worten: Die zweite Person in der Gottheit oder der Sohn Gottes

---

*) Matth. 16, 16.
**) Joh. 1, 14.
***) Philipp. 2, 6.

hat die menschliche Natur in sich dergestalt vereiniget, daß er fortan eine göttlich = menschliche Person war, und als solche wirkte. Gegen eine solche Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen ist mit Grund nichts einzuwenden; sie ist ganz analog der Vereinigung der Seele mit dem Leibe im Menschen; nur mit dem Unterschied, daß die menschliche Natur in Christus nicht wieder auf die göttliche zurückwirkt, wie der Leib auf die Seele. Die Gottheit wurde also nicht zur Menschheit herabgezogen, noch auch die Menschheit zur Gottheit gesteigert; beide wirkten miteinander, jede nach ihrer Art. Es bleibt also nur noch die Frage, was denn eine so ausserordentliche Begebenheit, wie die Menschwerdung des Sohnes Gottes, für einen Zweck haben mag. Es lassen sich mehrere Zwecke angeben, von denen keiner der göttlichen Weisheit unwürdig ist; einmal ist die Menschwerdung des Sohnes Gottes die Stütze unseres Glaubens; denn der Sohn hat den Vater gesehen, und verdient also Glauben, wenn er uns von demselben erzählt, Joh. 1, 18; sie zeigt uns Gott in der Nähe; denn wer den Sohn sieht, sieht auch den Vater, Joh. 14, 9; sie läßt uns von Gott alles hoffen, Röm. 8, 31; sie erfüllt mit Liebe gegen den, der uns zuerst geliebt hat, 1 Joh. 4, 19. —

52.

Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß die Geschichte Christi mit dem, was wir eben von seiner Person gesagt haben, im vollkommenen Einklang seyn muß; wäre diese in irgend einem Stücke einer göttlichen Person unwürdig, so zweifelte man mit Recht auch an der Wahrheit dessen, was er von der Würde seiner Person gesagt hat. Also jetzt von der Geschichte Christi. Christus verweist selbst auf dieselbe, und will, daß man ihm nicht so fast um seiner Worte, als um seiner Thaten willen glaube. Und wahrlich; gerade durch die Geschichte wird die Würde des Gott = Menschen, die nicht in die Sinne fällt, anschaulich gemacht. Man theilt

die Geschichte Christi ein in die äussere und innere; jene umfaßt seine Schicksale; diese seinen Charakter. —

Wenn wir sagen, daß der Sohn Gottes geboren worden ist, so ist dieß nur von dem Menschen zu verstehen, mit dem sich der Sohn Gottes vereiniget hat; denn der Sohn Gottes kann nicht geboren werden, weil er keinen Anfang hat. Christus hat indeß auch als Mensch etwas vor den übrigen Menschen voraus; er wurde zwar von einem Weibe empfangen und geboren; aber durch übernatürliche Kraft ohne Zuthun eines Mannes. Matthäus erzählt den Hergang so: „Da Maria, die Mutter Jesu Christi, mit Joseph verlobt war, fand es sich, daß sie, ehe sie zusammenkamen, von dem heiligen Geiste empfangen hatte. Weil aber ihr Mann Joseph gerecht war, und sie nicht verschreyt machen wollte, so gedachte er sie heimlich zu verlassen. Während er nun mit diesem Gedanken umgieng, sieh! da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traume, und sprach: Joseph, Sohn Davids! fürchte dich nicht, Maria deine Gemahlin zu dir zu nehmen; denn was sie empfangen ist von dem heiligen Geiste.“ *) — Dasselbe berichtet auch Lukas 1, 26. Beide sagen einstimmig, daß Joseph nicht der Vater Jesu Christi ist; Matthäus giebt dieses auf folgende Art zu verstehen: Jakob zeugte den Joseph, den Mann Mariens, von welcher Jesus, der Christus heißt geboren ist“ **); Lukas durch den Beisatz: „Jesus hatte ohngefähr das dreißigste Jahr angetreten, und war, wie man dafür hielt, der Sohn Josephs.“ ***) — Woher die Evangelisten die Nachricht von der übernatürlichen Empfängniß Christi haben, ist leicht zu errathen; Maria, die wohl wissen mußte, wie es bei der Empfängniß zugegangen ist, wird nicht unterlassen haben, später den Aposteln Nachricht zu geben. Man will zwar in der neuesten Zeit entdeckt haben, daß das Ganze von der wunderbaren Empfängniß

*) Matth. 1, 18.

**) Daselbst 1, 16.

***) Luc. 3, 23.

Christi weiter nichts, als eine Sage (Mythus) sey, dergleichen man bei allen alten Völkern findet. Allein man weiß *nicht*, woher denn die Sage entstanden, noch viel weniger, wie sie in die heiligen Schriften gekommen ist. Die Apostel wollen nicht als Leute angesehen seyn, die bei ihren Nachrichten über die Person Christi klug ersonnenen Fabeln gefolgt sind (2 Pet. 1, 16), und Lukas giebt sogar die Quellen an, aus denen er seine Nachrichten geschöpft hat, (Luc. 1, 1 f. f.) Man müßte also annehmen, daß späterhin jemand die eine und andere Sage in die Schriften der Apostel verwebt habe; allein dieses steht im Widerspruche mit dem, was wir oben von der Integrität der heiligen Schriften gesagt haben; nach dem Tode der Apostel war nichts mehr in ihre Schriften hineinzubringen, ohne daß der Betrug sogleich entdeckt würde. Auch darf man von den andern Völkern nicht auf die Apostel schließen; die sogenannten Mythen sind weder nach der Glaubwürdigkeit, noch nach Inhalt und Zweck mit den Evangelien zu vergleichen. Das Volk hielt zwar Christus für den Sohn Josephs, und Maria nennt diesen auch Vater; aber weder aus dem Einem, noch aus dem Andern folgt, daß Joseph der Vater Christi ist; das Volk urtheilte nach dem Scheine; denn die übernatürliche Empfängniß Christi war ausser Maria nur Wenigen bekannt; Maria sagt, daß sie keinen Mann kenne, und Joseph will sie verlassen, als er ihre Schwangerschaft bemerkte; es konnte ihr also nicht in den Sinn kommen, diesen Vater im strengen Sinne zu nennen. Und gewiß ist es des Sohnes Gottes würdiger, auch als Mensch durch ein Wunder gezeugt zu seyn, als das Gegentheil. Um einen Alltagsmenschen zu erzeugen, reichen freilich die natürlichen Kräfte hin; aber Christus ist ja keine Alltagserscheinung.

Christus wurde bekanntlich zu Bethlehem in einem Stalle geboren, und dem Anscheine nach hätte seine Geburt aller Welt unbekannt bleiben müssen. Allein ein Engel verkündigte sie zunächst den Hirten, die in jener Gegend die Nachtwache bei ihren Heerden hielten; zu diesem Engel gesellte sich hierauf eine Menge himmlischer Heerschaaren, welche Gott

lobten und sprachen: „Ehre sey Gott in der Höhe, und auf Erden Friede den Menschen, die eines guten Willens sind.“ (Luc. 2, 8 f. f.) Die obige Bemerkung gilt auch hier; die Verfasser der Evangelien wollten nicht dichten; einem Spätern aber, der allenfalls durch erdichtete Umstände das Leben Christi ausschmücken wollte, waren die Mittel benommen, seine Dichtung in die Evangelien zu bringen. Die Hirten kamen zu Joseph und Maria, und erzählten, was ihnen von dem Kinde gesagt worden war; so wurde die Engelerscheinung erst diesen, und später den Aposteln bekannt. Die Geburt Christi wurde auch noch andern Personen, wenn schon gerade nicht durch Erscheinungen von Engeln, doch auf eine nicht minder wunderbare Weise bekannt gemacht; dem Greise Simeon und der frommen Wittwe Anna durch Eingebung; den Magiern durch eine besondere Erscheinung am Himmel: „Wo ist der neugeborne König, fragten sie bei ihrer Ankunft in Jerusalem; wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen, und sind gekommen, ihn anzubethen.“ (Matth. 2, 2.) Diese Magier waren ohne Zweifel Proselyten, die mit den heiligen Schriften der Juden bekannt waren, und also auch von dem kommenden Messias und der Zeit seiner Ankunft etwas wußten. Eine ungewöhnliche Erscheinung war also hinreichend, in ihnen den Gedanken anzuregen, daß jener große König wirklich erschienen ist. Herodes wollte Christus aus dem Wege räumen, und um seinen Zweck desto gewisser zu erreichen, befahl er alle Knaben in und um Bethlehem, die mit Christus in gleichem Alter oder darunter waren, zu tödten. Aber Christus wurde wunderbar gerettet; ein Engel des Herrn erschien dem Joseph im Traume, und sagte: „Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter, und flieh nach Aegypten, und bleibe dort, bis ich es dir sage.“ — (Matth. 2, 13.) Menschliche Vorsicht hat dabei wahrlich nichts gethan; denn sonst müßte Christus allein getödtet; alle anderen Kinder aber müßten am Leben erhalten worden seyn. Nach dem Tode des Herodes kehrte Joseph mit dem Kinde und der Mutter aus Aegypten zurück, und ließ sich in Nazareth

nieder. Von da an bis zum zwölften Jahre meldet die Geschichte nichts Ausserordentliches von Christus. In diesem Jahre aber gieng er mit seinen Eltern nach Jerusalem, und legte dort im Tempel eine solche Weisheit an den Tag, daß Alles darüber in Erstaunen gerieth, und fragte, woher denn dieser Zimmermannssohn eine solche Weisheit habe. Merkwürdig ist auch, daß Christus hier Gott seinen Vater nennt, und sein Befremden darüber zu erkennen giebt, daß Maria und Joseph ihn gesucht haben: „Warum habt ihr mich denn gesucht, sagte er; wußtet ihr nicht, daß ich mich mit dem beschäftigen muß, was meinen Vater angeht?" *) Woher hätten aber Joseph und Maria wissen können, daß Gott der Vater Christi ist, wenn nicht aus den Erscheinungen bei der Empfängniß und Geburt des Letzteren? Macht man also diese zu Mythen, so ist die Antwort Christi durchaus unpassend.

Christus ließ sich auch von Johannes taufen, um, wie er sagte, alle Gerechtigkeit zu erfüllen, und da that sich der Himmel auf, der heilige Geist stieg gleich einer Taube auf ihn herab, und eine Stimme vom Himmel erscholl: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen, (Luc. 3, 21 f. f.) Daß dieser Auftritt höchst Gotteswürdig ist, bedarf wohl keines Beweises; die Juden wußten zwar, daß der Messias entweder schon da seyn, oder doch nächstens kommen müsse; aber daß Jesus von Nazareth dieser Messias ist, wußten ausser Joseph und Maria vielleicht nur Wenige; selbst der Täufer kannte ihn nicht von Person. Es war also darum zu thun, daß Jesus öffentlich als Messias erklärt wurde, und dieses geschah auf die oben benannte Weise. Es fragt sich also nur noch, ob jener Auftritt wirklich statt gefunden hat, und ob es dabei natürlich zugegangen ist. Wenn die Apostel es auch mit der Wahrheit nicht so genau genommen hätten, so würden sie wenigstens nicht auf eine Dichtung dieser Art verfallen seyn, weil es ihnen nicht entgehen konnte,

---

*) Luc. 2, 49.

daß sie dadurch ihrer Sache mehr schaden, als nützen würden. Zu der Zeit, als das erste Evangelium verfaßt wurde, lebten sicherlich noch mehrere Menschen, die am Jordan waren zur Zeit, da Christus sich taufen ließ. Diese würden nicht unterlassen haben, die Apostel Lügen zu strafen, wenn nichts von dem geschehen wäre, was sie als geschehen bei der Taufe Christi erzählen; ein Späterer konnte ohnehin seine Einfälle nicht mehr in die Evangelien einschieben. Wir dürfen also nicht daran zweifeln, daß die Taufe Christi von ausserordentlichen Umständen begleitet war. Diese Umstände waren indeß nicht blosse Naturerscheinungen; dieses nehmen wir daraus ab, daß die Jünger des Johannes, die in der Folge Jünger Christi wurden, jene Umstände für wichtig genug hielten, um mit den übrigen Denkwürdigkeiten Christi aufgezeichnet zu werden; diese Männer wußten gewiß eben so gut, als wir, eine Naturerscheinung; z. B. ein Gewitter von einer Wundererscheinung zu unterscheiden.

Nun fieng Christus an, zu lehren, und mit der Gott eigenen Machtvollkommenheit zu wirken; um sich Glauben zu verschaffen, heilte er Kranke aller Art, durch ein blosses Wort oder durch einen einfachen Willensact; er erweckte Todte zum Leben; sättigte mehrere Tausende mit wenigen Broden; verwandelte Wasser in Wein, geboth den Winden und Wellen u. s. f. Eines Tages nahm er drei seiner Jünger und bestieg mit ihnen einen Berg. Da wurde er verklärt, d. h. ein Glanz, gleich jenem der Sonne verbreitete sich über sein Angesicht, und seine Kleider wurden weiß, wie Schnee; dieselbe Stimme, die sich am Jordan vernehmen ließ, erscholl auch hier wieder; auch erschienen Moses und Elias. — Petrus, der einer von jenen drei Jüngern war, gedenkt dieses Ereignisses noch später mit allen Umständen, (2 Pet. 1, 16) man kann also, ohne dem Apostel zu widersprechen, oder seinen Brief für erdichtet zu erklären, die vorstehende Erzählung nicht für eine Dichtung oder Sage halten. — Was hat man aber davon zu halten? War es vielleicht die untergehende Sonne oder ein Blitzstrahl, der den

ungewöhnlichen Glanz über Christus verbreitete? Nein; denn in diesem Falle hätte sich der Glanz auch auf die drei Jünger verbreitet, und hätte eben darum bei Christus nicht mehr auffallen können. Es war also ein übernatürliches Licht, das von der inwohnenden Gottheit kam, und die äussere Gestalt Christi verklärte. Daher das Entzücken der Jünger, welches auf einen so hohen Grad stieg, daß Petrus nicht mehr wußte, was er sagte. Erst als sie die ungewöhnliche Stimme hörten, fiengen sie an, sich zu fürchten. Daß *auch eine* Erscheinung statt gefunden hat, geht daraus hervor, daß die Jünger anfänglich neben Christus noch zwei menschliche Gestalten erblickten, und sogar für jede eine Hütte bauen wollten; dann aber, als sie sich von ihrer Furcht erholt hatten, und sich umsahen, nur Christus allein fanden. Daß jene Gestalten Moses und Elias waren, konnten die Jünger freilich nicht wissen, wohl aber mußte dieses Christus wissen, der ja vor Abraham; also auch vor Moses und Elias ist, und war daher auch im Stande, ihre Namen zu nennen. Es bleibt uns also noch zu beweisen, daß eine solche Verherrlichung Christi auch am rechten Orte war. Es heißt, daß Moses und Elias mit Christus von dem Ausgange redeten, den es mit ihm in Jerusalem nehmen würde. Damit ist auch schon der Zweck der Verklärung angedeutet; sie *galt* den drei Jüngern, die, wenn sie bald ihren Meister *leiden* und sterben sehen würden, sich an seine Herrlichkeit erinnern, und einsehen sollten, daß sein Leiden und sein Tod freiwillig ist, und der Würde seiner Person nichts benimmt; mit Einem Worte, die Jünger sollten auf das Leiden und den Tod Christi vorbereitet und vorläufig in dem Glauben an ihn bestärkt werden. Darum nahm auch Christus gerade jene Jünger mit sich auf den Berg, die in der Folge Säulen seiner Kirche wurden. —

Als Christus von seinen Feinden wirklich getödtet wurde, so gieng er nach drei Tagen wieder lebendig aus dem Grabe hervor, wie man es von dem Gott = Menschen mit Recht erwartet. Durch die Auferstehung hat Christus nicht bloß

seine göttliche Sendung, sondern auch seine Gottheit erwiesen; denn nur der kann von den Todten auferstehen, der das Leben in sich hat, und dieser ist Gott allein. Während die Seele von dem Leibe geschieden war, wie dieses im Tode geschieht, fuhr Christus zur Vorhölle, dem Aufenthalte der bis dahin verstorbenen Gerechten hinab. Es folgt dieses zwar schon aus den Worten: „Wahrlich, ich sage dir: heute wirst du mit mir im Paradiese seyn.“ *) Wahrscheinlich aber sind die Jünger noch besonders belehrt worden, als Christus wieder erstanden war, und ihnen den Sinn der messianischen Weissagungen aufschloß, zu welchen auch folgende gehört: „Ich sah den Herrn immer vor mir; er ist mir ja zur Rechten, daß ich nicht wanke. Darüber freut sich mein Herz, und meine Zunge frohlocket; selbst mein Leichnam wird in Hoffnung ruhen; denn du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen, noch zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe.“ **) Und wo hätte auch unterdessen die Seele Christi füglicher seyn können, als bei den Seelen der verstorbenen Gerechten, wo diese sich auch immer aufhalten mögen? Endlich gieng Christus wieder in den Himmel zurück; eine Wolke nahm ihn vor den Augen seiner Jünger weg. Wie schön hängt alles zusammen; der auferstandene Christus konnte nicht wieder sterben; es blieb also nichts übrig, als daß er mit seinem bereits verklärten Leibe in den Himmel fuhr. — So dichtet man nicht. Wir begnügen uns, hier bloß die Uebereinstimmung des Lebens Christi mit der Würde seiner Person zu zeigen; die historische Wahrheit der Auferstehung und Himmelfahrt Christi haben wir schon anderswo erwiesen.

Es ist kein Widerspruch, daß die Apostel von Christus auch rein menschliche Dinge erzählen, z. B. daß er geboren wurde, an Weisheit zunahm, menschliche Bedürfnisse und Affecte u. d. g. hatte. Es wäre allerdings widersprechend, Gott menschliche Eigenschaften, Bedürfnisse und Affecte bei-

*) Luc. 23, 43.
**) Ps. 15, 9 f. f.

zulegen; allein dergleichen Dinge werden von Christus nur angeführt, in so fern er auch ein wahrer Mensch ist, und dieses ist kein Widerspruch; denn wenn es Gottes überhaupt nicht unwürdig ist, menschliche Natur anzunehmen, so kann es seiner nicht unwürdig seyn, geboren zu werden, zu wachsen, zu essen u. d. g., weil diese Dinge mit der menschlichen Natur unzertrennlich verbunden sind. Anders verhält es sich mit den moralischen Schwächen der menschlichen Natur; diese sind mit der Würde eines Gott-Menschen unvereinbar, und finden sich auch bei Christus nicht, wie wir sogleich beweisen wollen.

53.

Auch die innere Geschichte oder der moralische Charakter Christi ist mit der Würde einer göttlich menschlichen Person in vollkommenem Einklange. Christus war ohne Sünde, und war sich dessen so vollkommen bewußt, daß er es darauf ankommen ließ, ihn einer Sünde zu beschuldigen: (Joh. 8, 46.) Seine Jünger geben ihm das Zeugniß, daß er nie eine Sünde begangen hat, (1 Pet. 2, 22); daß er die Sünde nicht kannte (2 Cor. 5, 21); daß er zwar versucht worden ist, wie wir, jedoch ohne Sünde. (Heb. 4, 15.) Selbst der Jünger, der ihn verrathen hat, gestand zuletzt, an einem Unschuldigen zum Verräther geworden zu seyn, (Matth. 27, 4); und der heidnische Richter erklärte feyerlich, daß er keine Schuld an ihm finde. (Matth. 27, 24.)

Andererseits war das Leben Christi ein fortwährender Gehorsam gegen Gott. Schon in seinem zwölften Jahre erklärte er, daß es ihm um das zu thun ist, was seinen Vater angeht; bei einer andern Gelegenheit sprach er: „Meine Speise ist, daß ich den Willen dessen thue, der mich gesandt hat, und sein Werk vollende.“ *) So war er gehorsam bis zum Tode, (Phil. 2, 9.) Dabei war er sanftmüthig und demüthig, (Matth. 11, 29); wohlwollend (Apostelgesch. 10, 38); großmüthig (Luc. 23, 34); der edelste Menschenfreund (Joh. 15, 13.) — Der mora-

*) Joh. 4, 34.

lische Charakter Christi ist über jede Einwendung erhaben, groß und bewunderungswürdig. Christus hat nicht gesündiget und konnte nicht einmal sündigen; indeß war diese Unmöglichkeit zu sündigen nur bedingt und nachfolgend, d. i. der Sohn Gottes hat jene Menschennatur nur angenommen, weil es schon zum voraus gewiß war, daß sie nicht sündigen werde. Christus handelte also in allen Stücken mit völliger Freiheit, wie er dieses auch selbst sagt, Joh. 10, 17, und hat darum auch sein Verdienst, das um so größer ist, je edler sein Charakter ist. Um die Sündenlosigkeit Christi richtig zu schätzen, darf man die äussern Versuchungen nicht mit den innern vermengen; von der Begierlichkeit konnte Christus freilich nicht versucht werden, weil er frei von der Erbsünde war; aber allen anderen Versuchungen war er so gut, als jeder andere Mensch ausgesetzt. Er müßte kein wahrer Mensch gewesen seyn, wenn er z. B. nicht das Drückende seiner Armuth, die Beschwerden seines Amtes, die Verläumdungen und Verfolgungen seiner Gegner gefühlt hätte; diese Gefühle mußte er beherrschen, und dieses war eben keine so leichte Sache. —

Christus wurde auch von dem Teufel versucht. Die erste Versuchung gieng dahin, daß Christus durch ein Wunder Steine in Brod verwandeln sollte; Veranlassung dazu gab der Umstand, daß Christus mehrere Tage gefastet und nun Hunger hatte. Ein anderesmal wurde er versucht, die Zinne des Tempels zu Jerusalem zu besteigen und sich von da herabzustürzen, um, wenn er unbeschädigt bliebe, Aufsehen und Verwunderung zu erregen. Zuletzt suchte ihn der Teufel durch die Aussicht irdischer Macht und Herrlichkeit von der eigentlichen Bestimmung des Messias abzuziehen. Versuchungen des Teufels gehören zu den äussern, denen auch Christus als Mensch ausgesetzt war, und die mit der Heiligkeit in keinem Widerspruche stehen, wie wir schon gesagt haben. Man braucht gerade nicht anzunehmen, daß der Teufel dabei leibhaftig erschien; vielmehr scheint es, daß sich die ganze Versuchung auf innere Anschauungen beschränkt

habe; denn man kann doch nicht wohl glauben, daß Christus wirklich auf die Zinne des Tempels gestellt, und dann gleich wieder auf einen hohen Berg, von dem man mehrere Länder übersehen konnte, geführt worden ist. Diese Erklärung kann nur derjenige gewagt finden, der noch nie über den Unterschied zwischen teuflischer und rein menschlicher Versuchung nachgedacht hat; nur diese ist schlechterdings unvereinbar mit der Heiligkeit, weil sie aus dem bösen Herzen entspringt; jene aber ist an sich nichts Böses, und nur dann mit der Heiligkeit im Widerspruche, wenn der Mensch an den Eingebungen des Teufels Gefallen findet, und denselben folgt. Davon aber war Christus weit entfernt; vielmehr wies er die Versuchungen standhaft zurück, und gab gerade dadurch einen Beweis seiner Heiligkeit. Wollte dann Christus, der alleinige Zeuge der Versuchung darüber etwas aussagen, so konnte dieses nicht wohl anders, als so geschehen, daß er die Vorspiegelungen des Teufels in Worte einkleidete, und ihn so redend einführte. —

Die Geschichte Christi entspricht also ganz dem, was er von seiner Person aussagt, und wir müssen ihn um so mehr für den Mensch gewordenen Sohn Gottes halten, als ausserdem seine ganze Geschichte ein Räthsel ist; Vieles in derselben paßt nur auf eine gottmenschliche Person; das Uebrige ist dessen wenigstens nicht unwürdig. —

54.

Ist Christus wirklich Gott-Mensch, d. h. sind die Gottheit und Menschheit in ihm so innig verbunden, daß beide immer gemeinschaftlich handeln, so folgt von selbst, daß derselbe nur Eine Person ist; würde man aus Christus zwei Personen machen, so wäre eben darum keine mehr Gott-Mensch. Die heiligen Schriften stellen Christus immer nur, als Eine Person dar: „Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen — Jesus Christus.“ *)

*) 1 Tim. 2, 5.

Eben so folgerecht schließt man, daß in der Einen Person Christi, des Gott-Menschen zwei Naturen sind; denn wenn entweder die menschliche Natur von der göttlichen verschlungen; oder die göttliche mit der menschlichen verschmolzen worden wäre, so könnte Christus wieder nicht Gott-Mensch seyn; er wäre entweder Gott allein oder Mensch allein; hierauf bezieht sich Philip. 2, 5. Mit der göttlichen Natur ist ein göttlicher, mit der menschlichen Natur ein menschlicher Wille unzertrennlich verbunden, und man kann diesen doppelten Willen Christus nicht absprechen, ohne die eine oder die andere der beiden Naturen aufzuheben. Man sollte freilich erwarten, daß die Christen bei der einfachen Lehre, Christus ist Gott-Mensch stehen geblieben sind, ohne über Person, Natur, Wille zu grübeln; indeß haben Menschen, die mehr Verstand, als Frömmigkeit besaßen, so Manches auf die Bahn gebracht, was sich mit der Lehre: Christus ist Gott-Mensch — nicht wohl vereinigen läßt; der Eine wollte den Sohn Gottes und den Menschen für zwei Personen gehalten wissen; der Andere verschmolz die beiden Naturen in Christus in Eine u. s. f. Wollte nun die Kirche nicht, daß die Einheit des christlichen Glaubens gestört werde, so blieb ihr nichts übrig, als mit der ihr eigenthümlichen Auctorität zu erklären, daß Christus nur Eine Person ist, aber zwei Naturen hat u. s. f. Dadurch aber hat sie keine neuen Glaubensartikel gemacht, sondern nur die alte Lehre genauer bestimmt. —

II. Abschnitt.

Von der Wiederherstellung der moralischen Ordnung.

55.

Der Zweck der Menschwerdung des Sohnes Gottes ist kein anderer, als die Wiederherstellung der moralischen Ordnung; diese giebt Christus selbst als Zweck an: „Des Men-

schensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verlohren war.« *) Es bleibt uns also jetzt noch zu untersuchen, was denn Christus gethan hat, um diesen Zweck zu erreichen. Die Wirkungen der Sünde zeigten sich vorzüglich in der moralischen Natur des Menschen; die Vernunft wurde verfinstert, der Wille gelähmt, die frohe Aussicht auf Glückseligkeit geraubt; kurz, die moralische Ordnung wurde gestört; und diese Wirkungen der Sünde vererbten sich von den Stammeltern auf ihre Nachkommen, wie wir an seinem Orte schon gesagt haben. In diesem Zustande des sittlichen Verfalles bedurfte der Mensch der Belehrung, der Besserung und der Beruhigung. Um nun diesem dreifachen Bedürfnisse abzuhelfen, und den Menschen, so viel als möglich dem ursprünglichen Zustande wieder nahe zu bringen, übernahm Christus das Amt eines Lehrers, eines Reformators, und eines Erlösers. Von diesem Verhältniße Christi zur moralischen Welt wollen wir ausführlich handeln. —

56.

Christus sagt: „So lange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt. **) Ich bin dazu geboren, und dazu in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugniß gebe. ***) Hiemit eignet sich Christus doch offenbar das Amt eines Lehrers zu. Man giebt auch allgemein zu, daß Christus ein höchst weiser Lehrer war, und selbst diejenigen, die ihm die Gottheit absprechen, lassen ihm als Lehrer Gerechtigkeit widerfahren. Es handelt sich also bloß darum, ob Christus vor andern Lehrern, z. B. vor Sokrates, Confuzius u. s. f. etwas voraushabe. Wir zeigen nun, daß Christus einen großen Vorzug vor andern Lehrern hat, und gerade derjenige ist, den die Menschheit von jeher gesucht hat. Christus hat erstens eine ganz originele Lehre vorgetragen; hat sie mit unfehl-

*) Luc. 19, 10.
**) Joh. 9, 5.
***) Joh. 18, 37.

barer Auctorität vorgetragen, und hat sie allgemein gemacht. Dadurch unterscheidet sich Christus von allen andern Lehrern, die nebst dem Wahren immer auch mehr oder weniger Falsches vorgetragen, und durch ihre Belehrung höchstens einigen wenigen Menschen oder einem einzelnen Volke genützt haben. Das Eigenthümliche der Lehre Christi besteht darin, daß er die früheren Offenbarungen von den theoretischen und practischen Irrthümern, die sich im Laufe der Zeit angesetzt hatten, reinigte; die Lehre von Gott und seinen Vollkommenheiten, von der Vorsehung u. a. in das hellste Licht setzte, und dem Sünder den Weg zeigte, auf dem er zur Wiedervereinigung mit Gott und zur Glückseligkeit gelangen kann. Dieses Letztere ist von großer Wichtigkeit; denn wenn der Sünder sich nicht der Verzweifelung überlassen soll, so muß er wissen, daß er noch nicht verlohren ist, und da kömmt ihm das Wort Christi entgegen: „So hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen Eingebornen Sohn dahingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlohren gehe, sondern das ewige Leben habe.“ *) In der christlichen Sittenlehre steht die Pflicht der Busse obenan, ganz angemessen dem gegenwärtigen Zustande des Menschen, der von Natur aus böse ist, und erst durch Christus gut gemacht werden soll. Die Lehren der Weisen, und selbst die des Moses erscheinen im Vergleiche mit dem Evangelium als schwache Anfangsgründe, (Gal. 4, 9.) Die göttliche Auctorität mit der Christus seine Lehre vortrug, giebt derselben eine Gewißheit und eine Wirksamkeit, die eine andere Lehre nicht hat, und nicht haben kann, weil jeder andere Lehrer die Vermuthung gegen sich hat, daß er irre; darin liegt der Grund, warum die besten Lehren, wenn sie bloß von Menschen herrühren, keinen sonderlichen Eindruck machen. Und welche Idee, die Lehre so einzurichten, daß sie für jeden Stand, für jedes Klima, für jede Regierungsform paßt! Es ist keinem Weisen der Vorzeit in den Sinn gekommen, die Wahrheit zu einem Gemeingut

---

*) Joh. 3, 16.

zu machen; dieses war dem vorbehalten, der mehr, als ein Weiser war. —

57.

Christus war auch Reformator, wie es nie ein Mensch war, noch seyn kann, darauf deuten die Worte: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. — Ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu rufen, sondern die Sünder.“ *) Christus hat nicht nur dieses vor andern Reformatoren voraus, daß er die beste Sittenlehre vortrug, sondern daß er sich selbst als Muster darstellte, und, was noch mehr ist, den zur genauen Erfüllung seiner Gebothe nöthigen Beistand versprach. Es ist überflüßig, die Vorzüge der christlichen Sittenlehre hier aufzuzählen; es ist über die Vortrefflichkeit derselben nur Eine Stimme, und selbst diejenigen, die sich mit der Glaubenslehre nicht befreunden können, wollen die Sittenlehre beibehalten wissen. Die beste Sittenlehre bleibt indeß ohne Wirkung, wenn sie nicht durch das Beispiel des Lehrers unterstützt wird; die Worte bringen eine augenblickliche Rührung hervor; die Beispiele aber reissen hin. Christus lehrte wirklich auch durch sein Beispiel: „Lernet von mir, da ich sanftmüthig und von Herzen demüthig bin.“ **) „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr thuet, wie ich euch gethan habe.“ ***) Diesem Umstande ist es wenigstens mitunter zuzuschreiben, daß Christus eine so durchgängige Reformation in der moralischen Welt bewirkt hat. Was aber der christlichen Sittenlehre einen entschiedenen Vorzug vor jeder andern giebt, ist, daß mit derselben der höhere Beistand gegeben wird, wodurch die Erfüllung der Sittenlehren nicht bloß möglich, sondern sogar angenehm gemacht wird. Christus hat diesen Beistand verheissen: „Nehmet mein Joch auf euch; mein Joch ist süß und meine Bürde

*) Matth. 9, 12 f. f.

**) Matth. 11, 29.

***) Joh. 13. 15.

ist leicht.“ Von diesem höhern Beistande, insgemein Gnade genannt, wird weiter unten ausführlich die Rede seyn; hier bemerken wir nur so viel, daß die besten Vorschriften unnütz sind, wenn sie nicht befolgt werden, oder wenn es wohl gar an der nothwendigen Kraft gebricht. —

58.

Wenn der Mensch sich bessert, so ist darum seine frühere Schuld nicht getilgt; denn das Geschehene kann selbst Gott nicht ungeschehen machen; ohne die Gewißheit aber, daß die Schuld und Strafe nachgelassen werden, kann sich der Mensch nicht der frohen Hoffnung auf Glückseligkeit überlassen; sein Gemüth wird durch die Furcht vor der Strafe beunruhiget, das Streben nach Tugend gelähmt. Da gab nun Christus auch noch sein Leben hin, und erwarb den Menschen auch Vergebung der bereits begangenen Sünden; so stand nun der Glückseligkeit des Menschen nichts mehr im Wege. Wir wollen vor allem beweisen, daß es der Zweck des Todes Christi war, den Menschen Vergebung der Sünden zu erwerben; ob eine stellvertretende Genugthuung möglich ist, wollen wir hintenher untersuchen. Der Tod Christi war kein zufälliges Ereigniß; denn er sagte denselben vorher: „Jetzt fieng Christus an, seinen Jüngern zu zeigen, daß er nach Jerusalem gehen, von den Schriftgelehrten und hohen Priestern vieles leiden, und getödtet werden müsse ...“*) Er sagte sogar die Art des Todes vorher: „Wie Moses in der Wüste die Schlange erhöht hat, so muß auch des Menschensohn erhöht werden.“**) Dieses deutet auf einen bestimmten Zweck hin. Nach den heiligen Schriften nun ist Christus hauptsächlich darum eines so gewaltsamen Todes gestorben, damit die Menschen durch seinen Tod Vergebung der Sünden erlangen, und selig werden möchten. Christus selbst sagt von dem Zwecke seines Todes: „Des Menschensohn ist gekommen, sein

*) Matth. 16, 21.
**) Joh. 3, 14.

Leben als Lösegeld für viele hinzugeben.« *) »Ich gebe mein Leben für meine Schafe.« **) »Dieses ist mein Leib, der für euch wird dargegeben; dieses mein Blut, das für euch und für viele wird vergossen werden.« ***) Nach seiner Auferstehung sagte er neuerdings zu seinen Jüngern, die sich noch immer nicht in seinen Tod finden konnten: »So steht es geschrieben, und so mußte Christus leiden, und von den Todten wieder auferstehen am dritten Tage. Und nun muß in seinem Namen Busse und Vergebung der Sünden allen Völkern verkündiget werden, von Jerusalem angefangen.« †) Die Apostel schreiben wenigstens von dem Augenblicke an, da ihnen Christus den Sinn aufschloß, daß sie die Schrift verstanden, dem Tode desselben die Vergebung der Sünden zu. So sagt Petrus: »Er trug unsere Sünden an seinem Leibe, damit wir, abgestorben den Sünden, der Gerechtigkeit leben. Durch seine Wunden seyd ihr geheilt worden.« ††) Paulus: »Gelobt sey Gott, der uns vorherbestimmt hat, uns durch Jesus Christus als seine Kinder anzunehmen, in welchem wir Erlösung haben durch sein Blut, nämlich Vergebung der Sünden.« †††) Johannes: »Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, reiniget uns von aller Sünde.« ††††) Man vergleiche Apostelgesch. 5, 31; 10, 43. — Man mag immerhin auch sagen, Christus sey gestorben, um seine Lehre zu bestätigen, den neuen Bund einzuweihen u. d. g., nur darf man dabei nicht stehen bleiben; denn der vornehmste Zweck des Todes Christi ist die Vergebung der Sünden, wie man aus dem eben Gesagten ersieht. —

Jetzt fragt es sich, wie denn diese Zweie — der Tod Christi und die Vergebung der Sünden zusammenhängen?

---

*) Matth. 20, 28.

**) Joh. 10, 15.

***) Matth. 26, 26 f. f.

†) Luc. 24, 45.

††) 1 Pet. 2, 24.

†††) Ephes. 1, 3 f. f.

††††) 1 Joh. 1, 7.

Viele können keinen Zusammenhang finden, und nennen darum die christliche Versöhnungslehre spottweise die Bluttheorie. Dieser Spott wäre indeß nur dann am rechten Orte, wenn wir die Vergebung der Sünden dem physischen Tode Christi zuschrieben, oder im Ernste behaupteten, daß Gott nicht anders, als durch Blut zu versöhnen war. Allein so etwas ist wenigstens einem denkenden Christen nie in den Sinn gekommen; dieser schreibt die Vergebung der Sünden einzig nur dem moralischen Verdienste des Todes Christi zu. Man kann sich die Sache ohngefähr so denken: Gott, der moralische Weltregent, hat die Vergebung der Sünden an eine gewisse Bedingung geknüpft; diese waren das Leiden und der Tod Christi, des Gott-Menschen; diese Bedingniß hat Christus erfüllt, und nun waren den Menschen Sünde und Strafe nachgelassen. Aber, wird man fragen, konnte denn Gott, der Gütige, die Sünden nicht ohne alle Bedingung nachlassen? Hierauf antworten wir mit dem heiligen Augustin: „Thoren sind es, die da sagen, die Weisheit Gottes konnte den Menschen nicht erlösen, wenn er nicht menschliche Natur annahm; diesen muß man sagen: allerdings konnte er es; aber wenn er es anders gemacht hätte, so würde es eurer Thorheit eben so wenig gefallen." *) Ja, Gott konnte die Sünden ohne alle Bedingung nachlassen; aber es fragt sich ja nicht darum, was Gott thun kann, sondern was den Menschen nützlich ist. Nun ist aber eine so bedingte Nachlassung unstreitig heilsamer, als eine unbedingte. Man darf nicht vergessen, daß Gott, der Gütige, zugleich der moralische Weltregent ist, der die Sünde strafen, und die Auctorität des Gesetzes aufrecht halten muß. Als solcher nun ließ er den sündigen Menschen Barmherzigkeit angedeihen, ohne seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit etwas zu vergeben; er foderte nämlich Genugthuung, und trug diese auf Christus über, oder ließ sich vielmehr den Tod Christi als solche gefallen. Der Tod Christi zeigt also einerseits die Heiligkeit und Gerechtigkeit;

*) De agone Sexti c. 11.

andererseits die Güte und Weisheit Gottes; die Heiligkeit und Gerechtigkeit müssen den Menschen mit einer heilsamen Furcht; die Güte und Weisheit mit Liebe und Verwunderung erfüllen. Christus hat unschuldig gelitten; aber eben darum, weil sein Leiden unverschuldet war, kann man es keine Strafe nennen; das Leiden war von Seite Christi eine großmüthige Aufopferung, die ihm zum größten Ruhme gereicht. Faßt man die stellvertrettende Genugthuung Christi von dieser Seite auf, so fallen alle Widersprüche weg, die man darin finden will. — Gott hat sich zwar selbst genug gethan; aber es war dieses kein müßiges Schauspiel; noch viel weniger entstand dadurch eine gewisse Abhängigkeit in Gott, welches Gott nicht um seinet-, sondern um des Menschen willen that. Durch die stellvertrettende Genugthuung Christi wird auch nicht die Proportion zwischen Moralität und Glückseligkeit aufgehoben; Gerechtigkeit ist gut; aber wenn durch Milde und Schonung ein größeres Gut erreicht werden kann, dann gebiethet die Klugheit, von der strengen Foderung der Gerechtigkeit etwas nachzulassen; denn von zwei guten Dingen muß man das bessere wählen. Es ist zwar Sache des Menschen, sich zu bessern; allein da die persönliche Busse immer unvollkommen bleibt, und das Geschehene durch die strengste Busse nicht ungeschehen gemacht wird, so fehlt noch viel, daß der Mensch durch seine Busse Gott gefällig ist. Es bleibt also immerhin Gott überlassen, wie er diesen Mangel ersetzen will, und wenn er ihm fremdes Verdienst zu Gut kommen läßt, so schreibt man die Nachlassung der alten Schuld mit Recht diesem Verdienste nicht der persönlichen Busse zu.

Wenn nun die Sünden nachgelassen werden, so geht es so zu: Gott spricht den Menschen um der Verdienste Christi willen, frei von der Schuld der Sünde; ist einmal die Schuld nachgelassen, dann fällt die Strafe von selbst weg, weil sie ja nur die Folge der Schuld ist. Dabei geht in dem Willen Gottes keine Aenderung vor; sondern das Ur-

theil, das den Sünder frei spricht, ist schon in dem ewigen Rathschluß Gottes von dem Endzweck der Welt enthalten. —

59.

Um des innigen Zusammenhanges willen, in dem die Sündenvergebung mit dem Tode Christi steht, heißt Christus auch der Erlöser, der Mittler, der hohe Priester, der Bürge. Die Sünde wird nämlich in den heiligen Schriften bald als eine Knechtschaft, bald als eine Feindschaft zwischen Gott und dem Menschen, bald als eine Verunreinigung, bald als eine Schuld dargestellt. In so fern nun Christus sein Leben als Lösegeld gegeben hat, um uns aus der Knechtschaft zu befreien, ist er der Erlöser im eigentlichen Sinne; Mittler, weil er die Menschen mit Gott, und Gott mit den Menschen versöhnt; Priester, weil er sich selbst als Sühnopfer für die Sünden der Menschen hingegeben; Bürge endlich, weil er unsere Schuld bei Gott abgetragen hat. Die Apostel bedienen sich dieser Vorstellungen ohne Unterschied; hier nur einige Proben: „Es ist Ein Gott, und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst zum Lösegeld für alle hingegeben hat.“ *) „Wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Golde oder Silber von euerm eitlen, von den Vätern hergebrachten Wandel erlöset seyd; sondern mit dem theuern Blute Christi, dieses unbefleckten und tadellosen Lammes ...“**) „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, reiniget uns von aller Sünde.“ ***) —

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß Christus nicht bloß Lehrer und Muster, sondern auch der Erlöser von der Schuld und Strafe der begangenen Sünden ist, und die Vergebung derselben nicht bloß angekündiget, sondern wirklich erworben hat. Es wäre freilich zu wünschen,

*) 1 Tim. 2, 6.
**) 1 Pet. 1, 18.
***) 1 Joh. 1, 7.

daß man es bei der einfachen Lehre: Christus hat uns durch sein Leiden und seinen Tod von den Sünden erlöst — hätte bewenden lassen; und weniger für die Gelehrsamkeit, als die Frömmigkeit besorgt gewesen wäre; aber da man nun einmal auch wissen wollte, wie die Sündenvergebung mit dem Leiden und dem Tode Christi zusammenhängt, und sich die Sache gar verschieden dachte, so wurde auch eine Erklärung des Wie nothwendig, um wenigstens zu zeigen, daß die christliche Versöhnungslehre keinen Widerspruch in sich habe.

Ist nun die Vernunft erleuchtet, der Wille gestärkt, und das Gemüth wegen des Vergangenen beruhiget, so ist der Mensch wieder in jenen Stand der Vollkommenheit zurückgesetzt, in dem er ursprünglich von Gott erschaffen wurde, und nichts hindert ihn mehr, seine Bestimmung zu erreichen. Mit Recht sagen wir also, daß Christus die moralische Ordnung, die durch die Sünde gestört worden war, wieder hergestellt hat.

60.

Christus hat dieses mit andern Reformatoren gemein, daß er Gesetze gab; er hat aber vor andern Reformatoren dieses voraus, daß seine Gesetze der moralischen Natur des Menschen ganz angemessen sind, und daß er zur Erfüllung derselben mitwirkt. Wir wollen nun sowohl die von Christus vorgeschriebene Gesetze, als die Art, wie er zur Erfüllung derselben mitwirkt, näher kennen lernen. Christus hat nur wenige, aber umfassende Gesetze gegeben; sie lassen sich auf vier zurückführen, nämlich: Glaube, Liebe, Hoffnung und gute Werke.

Das Gesetz des Glaubens ist in folgenden Worten enthalten: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium allen Kreaturen; wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ *) Hier kann nur der Glaube an die von Christus

*) Marc. 16, 15 f. f.

geoffenbarten Wahrheiten, oder Dogmenglaube gemeynt seyn. Dieses Gesetz des Glaubens verbindet natürlich nur jene, die Gelegenheit haben, das Evangelium zu vernehmen, oder, wie man gewöhnlich sagt, die berufen werden. Der Beruf aber ist mannigfaltig; äusserlich, wenn das Evangelium öffentlich geprediget wird, innerlich, wenn Gott dabei auch auf den Verstand wirkt, daß die Menschen die Predigt verstehen, wie dieses der Fall bei der Purpurhändlerin Lydia war; natürlich, wenn christliche Eltern ihre Kinder im Christenthume unterrichten, und erziehen; übernatürlich, wenn Gott eigene Glaubensbothen auswählt, und sie mit göttlicher Auctorität bekleidet, wie dieses bei den ersten Glaubenspredigern geschah.

Der Glaube hat eben so gut seinen moralischen Werth, als die Tugend; denn er ist ein Act der Demuth, wodurch der Mensch von beschränkter Vernunft die Allwissenheit Gottes anerkennt und ehret. Nur daran könnte man vielleicht zweifeln, ob der Glaube gebothen werden könne. Um vernünftigerweise glauben zu können, muß man erst die Gründe einsehen; sieht nun der Mensch diese ein, so bedarf es keines Gesetzes; sieht er sie nicht ein, so darf man ihm nicht zumuthen, zu glauben. Dieses ist ganz richtig; es folgt indeß nur so viel daraus, daß der Glaube nicht unmittelbar gebothen werden kann. Niemand wird in Abrede stellen, daß derjenige seine Pflicht schlecht erfüllte, der bloß darum nicht prüfen wollte, damit er nicht durch die erkannte Wahrheit in seinem gewohnten Treiben gestört werde. In so fern nun jeder Mensch die Pflicht hat, die Wahrheit zu suchen, und wenn er sie gefunden hat, ohne Rücksicht auf seine Neigungen anzunehmen, kann der Glaube allerdings gebothen werden, und ist von Christus wirklich gebothen worden.

Von den christlichen Wahrheiten muß man einige ausdrücklich glauben: dahin gehört das Daseyn Gottes, und sein Verhältniß zur Welt: „Ohne Glauben kann man Gott unmöglich gefallen; denn wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er ist, und daß er Belohner derer ist, die ihn

suchen«;*) dann die Lehre von Christus: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast — Jesus Christus erkennen **); ferners die Lehre von drei Personen in dem Einen göttlichen Wesen: „Gehet hin, lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes« ***); endlich die wichtigsten Hauptstücke der christlichen Sittenlehre, und die übernatürlichen Tugendmittel. Alles Uebrige ist Gegenstand des Glaubens im Allgemeinen.

Es ist nicht genug, daß man innerlich ein Christ ist, man muß seinen Glauben auch äusserlich bekennen, selbst wenn dabei das Leben in Gefahr kömmt: „Fürchtet euch vor denen nicht, die nur den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können; fürchtet vielmehr den, der Leib und Seele in der Hölle verderben kann.« ****) Der innere Glaube gehört zur innern; das äussere Bekenntniß zur äusseren moralischen Ordnung: „Wenn man von Herzen glaubt, so wird man gerecht; und wenn man mit dem Munde bekennt, so wird man selig.« †) Der Christ darf sich also seines Glaubens nicht schämen, noch ihn verhehlen: „Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen wird auch der Menschensohn sich schämen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit, und in der Herrlichkeit seines Vaters und der heiligen Engel. ††) Der Christ darf seinen Glauben in keinem Falle verläugnen: „Wer mich vor den Menschen verläugnet, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel verläugnen.« †††) Der Christ darf keiner falschen Religion selbst nicht dem Scheine nach huldigen: „Wer mich vor den Menschen bekennt, den will ich auch vor meinem Vater im Himmel bekennen.« ††††)

*) Heb. 11, 6.
**) Joh. 17, 3.
***) Matth. 28, 19.
****) Matth. 10, 28.
†) Röm. 10, 10.
††) Luc. 9, 26.
†††) Matth. 10, 33.
††††) Matth. 10, 32.

Doch bleibt es dem Christen unbenommen, die Flucht zu ergreifen, wenn er sich nicht Stärke genug zutraut, die Marter zu überstehen. Christus giebt selbst diesen Rath: „Verfolgt man euch in dieser Stadt, so fliehet in eine andere“ — und mehrere Christen haben diesen Rath befolgt; so Paulus, Cyprian, Athanasius u. a.

Der Glaube kömmt durch das Hören; dieses aber setzt die Predigt voraus, wie Paulus, Röm. 10, 17 ausdrücklich sagt. Das Verdammungsurtheil trifft also nur solche Menschen, die nicht glauben, obschon sie das Evangelium vernommen haben, oder wenigstens Gelegenheit gehabt haben, es zu vernehmen; nicht aber jene, die nie etne Kunde von dem Evangelium erhalten haben. Dieses wird bestätiget durch folgende Worte Christi: „Wenn ich nicht gekommen wäre, und zu ihnen geredet hätte, so hätten sie keine Sünde; so aber haben sie keine Entschuldigung für ihre Sünde. Wir können zwar nicht sagen, was aus jenen Leuten wird; dürfen sie aber auch nicht verdammen. —

61.

Das Gesetz der Liebe hat Christus nicht zuerst promulgirt, sondern nur auf ein Neues sanctionirt: „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüthe. Dieses ist das größte und erste Geboth.“ *) Zur Liebe aber erhebt sich der Mensch nicht plötzlich; sondern er muß erst verschiedene Stufen durchgehen. Die unterste Stufe und, so zu sagen, der erste Schritt zur Liebe ist die Sinnesänderung oder die Busse. Diese hat Christus vor allem gefodert: „Thuet Busse; denn das Himmelreich ist nahe gekommen.“ **) Hat sich der Mensch von dem Bösen abgewendet, so ist er zwar auf dem Wege zur Tugend; aber noch nicht tugendhaft; er muß das Gesetz beobachten, und mit

*) Matth. 22, 36.
**) Matth. 4, 17.

männlicher Kraft gegen die Reitze des Bösen kämpfen; dieses ist Tugend, sowohl das griechische Wort ἀρετη, als das lateinische virtus bezeichnen eine männliche Kraft. Die Liebe unterscheidet sich von der Tugend nur durch die Triebfeder, ist nämlich die Triebfeder alles Handelns die Freude an Gott, dem heiligen Gesetzgeber und dem gütigen Regenten, so wird die Tugend Liebe. Von dieser Liebe sagt Paulus unter andern: „Der Endzweck des Gebethes ist Liebe aus reinem Herzen, und gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben.“ *) „Nun bleiben diese drei: Glaube, Hoffnung, Liebe; das größte aber davon ist die Liebe.“ **) Johannes schreibt: „Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe.“ ***) Die Liebe steht also hoch über die philosophische Tugend, und ist das Höchste, was der Mensch anstreben kann.

62.

Das Gesetz der Hoffnung scheint ganz überflüßig zu seyn; denn der Mensch hofft nur zu gerne, wenn nur etwas zu hoffen ist. Es scheint indeß nur so; der Mensch hofft freilich, ohne daß es nöthig ist, ihn dazu durch ein Gesetz zu verpflichten; aber es kömmt darauf an, ob er seine Hoffnung auf die zeitlichen oder ewigen Güter setzt. Geschieht das Erstere, so ist es um die Tugend und die wahre Glückseligkeit des Menschen geschehen. Will also dieser seine Bestimmung erreichen, so muß er seine Hoffnung auf die ewigen Güter setzen, und gerade das Gesetz der Hoffnung ist es, das seinem Glückseligkeitstrieb die rechte Richtung giebt, und ihn stets darin erhält. In diesem Sinne kann die Hoffnung gar wohl gebothen werden, und ist von Christus wirklich gebothen worden, wie aus folgenden Stellen erhellt: „Wer immer sein Haus, oder Brüder oder Schwestern, oder Vater oder

*) 1 Tim. 1, 5.
**) 1 Cor. 13, 13.
***) 1 Joh. 4, 8.

Mutter, oder Kinder oder Aecker um meines Namens willen verläßt, der wird Hundertfältiges dafür erhalten, und das ewige Leben erben.« *) »Sammelt euch keine Schätze auf Erden, wo sie Rost und Motte fressen, und Diebe ausgraben und stehlen, sondern sammelt euch Schätze für den Himmel, wo sie weder Rost noch Motte verzehren, und Diebe nicht ausgraben und stehlen.« **) »Freuet euch und frohlocket; denn groß ist euer Lohn im Himmel.« ***)

Ob der Mensch jemals dahin kömmt, daß er gleichgiltig gegen die Glückseligkeit, nur allein in Gott ruht, daran zweifelt man billig. Wir wissen zwar, daß Moses und Paulus auf ihre eigene Glückseligkeit Verzicht leisten wollten, wenn andere dadurch gerrettet würden; indeß weiß jederman, daß man es mit dem, was im höchsten Affecte gesprochen wird, nicht strenge nehmen darf; beide wollten nur ausdrücken, wie lebhaft sie das Heil anderer wünschen. Wie wenig Paulus gesonnen war, für seine Person auf die Glückseligkeit zu verzichten, beweist eine andere Stelle: »Ich habe den edlen Kampf gekämpft; die Laufbahn vollendet, den Glauben bewahrt. Nun wartet meiner die Krone der Gerechtigkeit, die mir der Herr, der gerechte Richter, geben wird an jenem Tage.« ****) Der Mensch kann dem Trieb nach Glückseligkeit eben so wenig, als dem Trieb nach Tugend entsagen; tröstet er sich also nicht mit der ewigen Glückseligkeit, so wird er Trost in irdischen Dingen suchen, und unvermerkt zu einem feinen Epikuräismus herabsinken. Wir haben mehr, als Ein Beispiel, daß Menschen, die sich auf diese Weise Gott geschenkt haben, unter dem Deckmantel der christlichen Vollkommenheit die größten Schandthaten verübten. Darum ist die Pflicht der Hoffnung allgemein, und verbindet auch den Gerechten.

---

*) Matth. 19, 29.
**) Matth. 6, 19 f. f.
***) Matth. 5, 12.
****) 2 Tim. 4, 7.

62.

Christus hat nicht auf Gerathewohl gerade so viele und gerade diese Gesetze gegeben; sie sind auf die moralische Natur des Menschen berechnet, und vollkommen hinreichend, allen Bedürfnissen derselben abzuhelfen. Der Glaube gewährt der Vernunft alles, was sie von Gott und göttlichen Dingen zu wissen braucht; die Liebe genügt vollkommen dem Begehrungsvermögen; durch die Hoffnung wird das Verlangen nach Glückseligkeit vorläufig gestillt.

Wo Glaube, Liebe, Hoffnung die herrschende Gesinnung ausmachen, da folgen die guten Werke von selbst: „Jeder gute Baum bringt auch gute Früchte.“ *) Indeß verlangt Christus auch noch ausdrücklich gute Werke von den Seinigen: „Jeder Baum, der keine gute Früchte bringt, wird ausgehauen, und in das Feuer geworfen.“ **) Der Sohn des Menschen wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln kommen, und dann einem jeden nach seinen Werken vergelten.“ ***) Die Apostel dringen allenthalben auf ein thätiges Christenthum: „Der Glaube ohne Werke ist todt, und von jenem der Teufel nicht verschieden.“ †) „Gott wird einem jeden vergelten nach seinen Werken.“ ††) „Gebet euch Mühe, euern Beruf und euere Wahl durch gute Werke zu sichern.“ †††)

Demnach sollte man freilich meynen, daß nie ein Streit über die Nothwendigkeit der guten Werke hätte entstehen können; und doch hat es eine Zeit gegeben, da man die guten Werke nicht bloß für überflüßig hielt, sondern als baaren Unrath erklärte. — So kann die Leidenschaft verblenden!

---

*) Matth. 7, 17.

**) Matth. 7, 17.

***) Matth. 16, 27.

†) Jac. 2, 17 f. f.

††) Röm. 2, 6.

†††) 2 Pet. 1, 10.

Man führt die guten Werke gewöhnlich auf drei zurück — Bethen, Fasten und Almosen geben. Nimmt man diese Drei in ihrer weitesten Bedeutung, so erhält man auch so ziemlich den Inbegriff aller guten Werke; unter Gebeth versteht man dann jede Beschäftigung mit Gott und göttlichen Dingen; unter Fasten alle Arten von Entbehrungen; unter Almosen alle sowohl geistliche, als leibliche Werke der Barmherzigkeit. Zur Vollstreckung dieser Gesetze wirkt Christus selbst mit; auf welche Weise, wollen wir jetzt zeigen.

64.

Christus macht, daß wir das Wahre sehen, und das Gute thun, wie wir schon gesagt haben. Diese Erleuchtung des Verstandes und Rührung des Herzens heißt nun Gnade, und diese ist es, die uns die Gesetze Christi erfüllen hilft. Im strengen Sinne ist zwar alles Gnade; daß wir z. B. sind, daß wir vernunftbegabte Menschen sind; daß wir gerade in diesem Lande und in dieser Zeit geboren sind u. s. f.; wir haben nichts dazu gethan; es ist unverdientes Geschenk Gottes. Indeß versteht man unter Gnade gewöhnlich jene übernatürliche Erleuchtung und Rührung durch Christus, und nennt sie, um sie von jener natürlichen zu unterscheiden, die übernatürliche Gnade. Die übernatürliche Gnade kann äusserlich oder innerlich seyn, je nachdem die Erleuchtung und Rührung von Aussen in den Menschen kommen, oder innerlich von Gott unmittelbar bewirkt werden. Die übernatürliche innere Gnade heißt wieder actual, wenn sie den Grund zu vorübergehenden guten Handlungen enthält; habitual, wenn sie den ganzen Menschen beherrscht. Die Hindernisse des Wahren und Guten gehen von der Unwissenheit und Begierlichkeit aus; die Gnade also, wodurch jene Hindernisse besiegt werden sollen, kann ihrem Wesen nach nicht weniger seyn, als eine Erleuchtung des Verstandes und Rührung des Herzens. Es fragt sich nun, ob die übernatürliche Gnade durchgängig nothwendig ist, um etwas Wah-

res zu erkennen und etwas Gutes zu thun, oder ob diese Nothwendigkeit ihre Gränzen hat.

65.

Christus sagt; „Niemand kann zu mir kommen, wenn es ihm nicht von meinem Vater gegeben wird“ *); er *schreibt* es einer Offenbarung seines himmlischen Vaters zu, daß Petrus in ihm den Sohn des lebendigen Gottes *erkannte* **); es heißt, daß Gott der Lydia, die durch die Predigt des *Paulus* bekehrt wurde, das Herz geöffnet habe. ***) Die übernatürliche Gnade ist demnach nothwendig, um ein Christ werden zu können. Daraus erklärt es sich, wie von hundert Menschen, welche die Predigt des Evangeliums vernehmen, die einen glauben, die andern nicht glauben. Ferners sagt Christus zu seinen Jüngern: „Ich bin der Weinstock, ihr seyd die Reben. Wer in mir bleibt, und in dem ich bleibe, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnet ihr nichts thun. Wer nicht in mir bleibt, der wird wie eine Rebe weggeworfen, und verdorrt.“ ****) Soll also der Christ seinem Glauben gemäß, d. h. heilig leben, so bedarf er gleichfalls der übernatürlichen Gnade; wäre die Heiligkeit nicht wenigstens zum Theil die Wirkung der Gnade, so ließe sich wahrlich nicht begreifen wie ein Mensch viele Kenntnisse besitzen, und doch im *hohen* Grade unsittlich seyn kann. Nach Paulus muß die übernatürliche Gnade die Christen auch noch befestigen *bis* an das Ende, 1 Cor. 1, 8; dasselbe lehrt Petrus, 1 Pet. 5, 10. Die Nothwendigkeit der übernatürlichen Gnade beschränkt sich also bloß auf den christlichen Glauben, auf die christliche Gerechtigkeit, und auf die Beharrlichkeit in beiden; mit Einem Worte, auf die übernatürliche Heilsordnung. In den Verhältnissen dieser Zeit reicht die Vernunft hin, den Menschen

*) Joh. 6, 66.
**) Matth. 16, 17.
***) Apostg. 16, 14.
****) Joh. 15, 4.

zu führen mit dem Lichte, das der Hauch Gottes in ihm angezündet hat, und dieser kann ohne übernatürliche Gnade ein guter Staatsmann, ein großer Feldherr, ein geschickter Arzt seyn; er kann selbst Gottes Daseyn erkennen, und moralisch handeln. Die heilige Schrift lehrt dieses eben so bestimmt, als die Nothwendigkeit der Gnade in göttlichen Dingen. Die Heiden, sagt Paulus in seinem Briefe an die Römer, sind strafbar, weil sie, obschon sich selbst überlassen, doch Gott erkennen und recht handeln konnten. Wirklich liefert die Geschichte jener Völker, die keine Offenbarung haben Beispiele von Heldenmuth. Patriotismus, Eltern-, Kinder- und Freundesliebe, die uns jetzt fast unglaublich vorkommen.

Wenn man einmal die Nothwendigkeit der Gnade zu sehr ausgedehnt hat, so schränkt man sie in unsern Tagen gewiß zu sehr ein. Ein guter Theil der jetzigen Christen läugnet sogar die Möglichkeit einer übernatürlichen Gnadenwirkung; und läßt höchstens die Vernunft und Freiheit, allenfalls auch noch die Anläße zum Guten als Gnade gelten. Diese Menschen sind indeß selbst ein sprechender Beweis von der Nothwendigkeit der Gnade; denn eben darum, weil sie sich selbst überlassen sind, tappen sie im Finstern, und thun auch nur Werke der Finsterniß. Daß wir gerade nicht einsehen, wie die Gnade wirkt, ist noch kein Grund, die Nothwendigkeit derselben zu läugnen; fühlen wir ja alle die wohlthätigen Wirkungen der Wärme, und sind von der Nothwendigkeit derselben überzeugt, ohne zu begreifen, woher sie kommt und wie sie entsteht. Nehmen wir keine Gnadenhilfe an, so ist die Sache noch unbegreiflicher, weil wir nicht erklären können, wie aus einem verdorbenen Menschen ein guter werden, und im Kampfe der Sinnlichkeit den Sieg erhalten kann. Angenommen nun, daß die übernatürliche Gnade wenigstens in einer gewissen Beziehung nothwendig ist, fragt sich, welchen Menschen sie zu Theil wird, ob allen oder nur gewissen Auserwählten, und nach welchem Maßstabe sie ertheilt wird.

66.

Wenn der Mensch ohne die Gnade Gott nicht wohlgefällig, noch auch selig werden kann, so läßt sich von seiner Güte schon zum voraus erwarten, daß er sie allen Menschen geben werde, und so ist es auch. Er giebt die Gnade den Gerechten, damit sie die göttlichen Gebothe erfüllen können; dieses bedarf keines Beweises; denn das selbst ist schon der Beweis, daß die Menschen gerecht sind. Er giebt Gnade den Ungläubigen; gerade dazu ist ja Christus in die Welt gekommen, daß er als das wahrhaftige Licht erleuchte jeden Menschen, der in diese Welt kömmt. Joh. 1, 9. Er giebt die Gnade den Sündern, daß sie sich bekehren. Nicht die Gesunden, sondern die Kranken bedürfen des Arztes, und Christus ist nicht gekommen, die Gerechten, sondern die Sünder zu rufen. Matth. 9, 12.

Der Maßstab bei der Vertheilung der Gnade ist nicht das Verdienst des Menschen; denn nach der heiligen Schrift ist gerade dieses das wesentliche Merkmal der Gnade, daß sie ohne vorausgehendes Verdienst ertheilt wird: „Wird sie um der Werke willen ertheilt, sagt Paulus, so hört ja die Gnade auf, Gnade zu seyn.“ *) „Gott erbarmt sich, wessen er will, und wen er will, verhärtet er.“ **) Daraus folgt indeß nicht, daß es einerlei ist, ob der Mensch seine natürliche Kräfte braucht oder nicht; denn ist schon das Verdienst des Menschen nicht der Grund der Vertheilung, so ist es wenigstens die Bedingniß, und man darf annehmen, daß, wenn der Mensch das Seinige thut, ihm Gott die Gnade nicht versage. —

67.

Die Gnade bringt in jedem Falle eine Wirkung hervor; diese ist aber bald größer, bald kleiner. Ist nun die Wirkung

*) Röm. 11, 6.
**) Röm. 11, 33.

der Gnade nicht so groß, als sie seyn könnte, und nach der Absicht Gottes seyn sollte, so heißt die Gnade genügend. Es ist nur zu wahr, daß die Gnade da, wo sie ist, nicht immer auch die entsprechende Wirkung hervorbringt; Christus wollte oft die Juden versammeln, wie eine Henne ihre Jungen unter ihre Flügel versammelt, wie er selbst sagt; aber sie wollten nicht, (Matth. 23, 37); Stephanus wirft dieses den Juden ebenfalls vor: „Ihr Halsstarrige und Unbeschnittene an Herzen und Ohren; ihr widerstrebet immerfort dem heiligen Geiste, wie euere Väter, so ihr.“*) Man kann den Beweis, daß es eine genügende Gnade giebt, auch so führen: Der Christ ist zur Beobachtung der Gebothe verbunden; er muß also auch die dazu nöthige Gnade haben; denn jemand für schuldig halten, weil er nicht gethan hat, was er nicht thun konnte, ist Wahnsinn; nun aber geschieht es nicht selten, daß auch die Christen sündigen; also kann die Wirkung der Gnade geschwächt werden, und wird durch zufällige Umstände wirklich geschwächt; wenn nämlich der Mensch seinen Willen zum Bösen hinneigt, und hinneigen will, so verläßt ihn Gott, und dann wird er verstockt. So friert es im Winter, weil die Richtung der Erde gegen die Sonne deren allbelebende Wirkung geschwächt; aber die Sonne ist es nicht, welche die Erde härtet, und das Wasser starren macht. Die genügende Gnade ist demnach kein Unding; denn es soll damit nur gesagt seyn, daß die Gnade immer wirksam ist, und in allen Fällen genügen würde, wenn ihre Wirksamkeit nicht durch zufällige Umstände geschwächt würde. —

68.

Wenn die Gnade alle Hindernisse der Tugend besiegt, so heißt sie wirksam, und das sollte sie nach der Absicht Gottes jedesmal seyn. Daß es aber eine solche wirksame Gnade giebt, dafür haben wir klare Zeugnisse der heiligen Schriften, dergleichen sind: „Ich will das Herz von Stein

*) Apstlg. 7, 51.

hinwegnehmen, und euch ein Herz von Fleisch geben; ich will euch meinen Geist einhauchen, und machen, daß ihr in meinen Gebothen wandelt.« *) Wie Wasserleitungen, so ist das Herz des Königs in der Hand des Herrn; er lenkt es, wohin er will.« **) Auch Christus sagt: »Ich bin der Weinstock; ihr seyd die Reben. Wer in mir bleibt, und in dem ich bleibe, der bringt viel Frucht.« ***) Nach Paulus ist es Gott, der in uns sowohl das Wollen, als das Vollbringen bewirkt. ****)

Die Wirksamkeit der Gnade schließt indeß die menschliche Freiheit nicht aus, und die Handlungen des Christen blieben bei aller Gnadenhilfe noch immer sein Verdienst. Dieselben heiligen Schriften, welche die Gnade so sehr hervorheben, enthalten auch Ermahnungen zur Busse, zum Fortschreiten im Guten; dadurch erinnern sie den Menschen an seine Freiheit; denn wenn der Mensch gleich einem Todten ganz unthätig wäre, und die Gnade alles wirkte, so wären jene Ermahnungen ganz am unrechten Orte.

Wie die Wirksamkeit der Gnade und die Freiheit des Menschen nebeneinander bestehen können, das ist eine andere Frage. Man kann sich dieses ohngefähr so erklären: Gleichwie schwache Augen durch die Kunst des Arztes in den Stand gesetzt werden, zu sehen, was sie vorher nicht sahen, aber dennoch das Sehen, das die Arznei bewirkt hat, Sache der Augen bleibt, so wird durch die Gnade der Blödigkeit des menschlichen Geistes abgeholfen; es ist aber doch immer der Geist, der erkennt und will; die Gnade macht also nur, daß er recht erkennt und will.

69.

Wenn die wirksame Gnade aus einem Ungläubigen einen Christen, aus einem Sünder einen Gerechten oder aus einem

*) Ezech. 36, 26 f. f.
**) Sprichw. 21, 1.
***) Joh. 15, 5.
****) Philipp. 2, 13.

Gerechten einen noch Gerechtern gemacht hat, und vorherrschend ist, so heißt sie habituale oder heiligmachende Gnade. Sie unterscheidet sich von der actualen Gnade auch noch dadurch, daß sie eine blosse Potenz seyn kann, und wirklich ist, z. B. bei den getauften Kindern, welche moralischer Handlungen noch nicht fähig sind. Auf diese habituale Gnade beziehen sich folgende Aussprüche der heiligen Schriften: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und Herberg bei ihm nehmen.“ *) „Die Liebe Gottes ist in unsern Herzen ausgegossen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist.“ **) „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seyd, und der Geist Gottes in euch wohnet?“ ***) Nach diesen Aussprüchen ist also die heiligmachende Gnade nicht eine bloß äussere und vorübergehende Gunstbezeugung von Seite Gottes, sondern ein andauernder Zustand der Seele.

70.

Die Versetzung des Menschen aus dem Stande der Sünde in den Stand der Gerechtigkeit durch die heiligmachende Gnade heißt Rechtfertigung. Dabei wird nicht etwa die Strafe aufgehoben, wie dieses bei den weltlichen Gerichtshöfen bisweilen geschieht, die einen Verbrecher frei sprechen, weil sie ihm nicht in das Herz sehen können; Gott aber, der das Herz kennt, kann den Sünder nicht von der Strafe freisprechen, ohne ihn schon vorher von der Schuld freigesprochen zu haben. Zur Rechtfertigung im christlichen Sinne gehört also zunächst die Vergebung der Sünden; die heiligen Schriften deuten dieses an durch die Formeln: die Sünden tilgen, wegnehmen, in den Abgrund des Meeres versenken u. s. f. Ueberdieß bringt die Rechtfertigung noch eine eigenthümliche

---

*) Joh. 14, 23.
**) Röm. 5, 5.
***) 1 Cor. 3, 16.

Veränderung im Innern des Menschen, eine Erneuerung hervor; beide sind in den heiligen Schriften immer miteinander verbunden, wie man aus diesen Gegensätzen sieht, das Herz von Stein wegnehmen, und dafür ein Herz von Fleisch geben; die Missethat tilgen, und ein neues Herz erschaffen; den alten Menschen aus- und den neuen anziehen u. s. f.

Die Kinder werden ohne weitere Vorbereitung bloß durch die Taufe gerechtfertiget; bei den Erwachsenen aber nimmt die Gnade beiläufig diesen Gang: Der Mensch, durch die göttliche Gnade erweckt und gestützt, glaubt, was Gott geoffenbart, und verheissen hat, zumal, was die Verzeihung der Sünde um Christi willen betrifft. Weil er aber einsieht, daß er ein Sünder ist, so wird er von einer heilsamen Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit ergriffen, und hingewendet zur Barmherzigkeit Gottes und den Verdiensten Christi, schöpft er Hoffnung, und fängt an, Gott als die Quelle aller Gerechtigkeit zu lieben. Darum erweckt er Haß und Abscheu gegen die Sünde, und faßt den Entschluß, die zur Tilgung der Sünde geeigneten Mittel anzuwenden, und ein neues Leben anzufangen. (Concil. Trid. sess. 6, cap. 6.)

Die Rechtfertigung ist Gnade im strengen Sinne: „Alle haben gesündiget, und ermangeln des Ruhmes vor Gott, und werden ohne Verdienst gerechtfertiget durch seine Gnade.“ *) — Ob aber dieser, oder jener Mensch unter der Zahl der Gerechten ist, bleibt immer ungewiß: „Ob ich mir gleich nichts bewußt bin, sagt der große Paulus, so bin ich darum doch nicht gerechtfertiget. Der mich richtet, das ist der Herr.“ **) Wenn aber der Mensch wirklich gerechtfertiget ist, so kann er die heiligmachende Gnade wieder verliehren, und verliehrt sie wirklich durch jede schwere Sünde: „Wendet sich der Gerechte von seiner Gerechtigkeit ab, und thut Böses, so ist er des Todes.“ ***) Jedoch kann man jene Gnade, wenn sie

*) Röm. 3, 23.
**) 1 Cor. 4, 4.
***) Ezech. 18, 16.

verloren ist wieder erlangen; der Beweis dafür ist die Einsetzung des Bußsacramentes. Die heiligmachende Gnade kann auch vermehrt werden: „Es sind ihr viele Sünden vergeben, weil sie so sehr liebt. Wem aber weniger vergeben wird, der liebt auch weniger.“ *) Darin stimmen also die Katholiken mit den Protestanten überein, daß die Rechtfertigung Gnade ist; daß also der Sünder nicht um der Besserung willen gerechtfertiget wird, oder daß Gott ihm nicht verzeihen muß, wenn er sich gebessert hat; nur dieses behaupten die Katholiken, daß der Sünder, so lange er sich nicht bessert, gar nicht gerechtfertiget werden kann, und dieses bleibt noch immer wahr, wenn schon die Rechtfertigung blosse Gnade ist. —

71.

Die Handlungen des gerechten Christen werden von Gott auch belohnt, und in so fern kann man sie auch Verdienste heissen. Man darf eine verdienstliche Handlung nicht mit einer guten Handlung verwechseln; zwar muß eine Handlung, die verdienstlich werden soll, vorerst gut seyn; aber eine gute Handlung ist nicht nothwendig eine verdienstliche. Der Mensch hat nämlich, wenn er auch noch so gut ist, keinen Anspruch auf eine Belohnung; denn er thut nur, was er ohnehin zu thun schuldig ist. Luc. 17, 10. Wenn also von einem Verdienste des Menschen die Rede ist, so ist dieses so zu verstehen, daß Gott den Handlungen des Gerechten eine Belohnung verheissen, und sich, wie der heilige Augustin sagt, selbst zum Schuldner gemacht hat; diese Verheissung und der Stand der heiligmachenden Gnade sind die zwei Merkmale, durch welche sich eine verdienstliche Handlung von einer guten unterscheidet. Nun die Beweise, daß Gott die Gerechten belohnt: „Freuet euch und frohlocket, denn groß ist euer Lohn im Himmel.“ **) Wer einem der Geringsten aus diesen auch nur einen frischen Trunk Wasser giebt, darum,

---

*) Luc. 7, 47.

**) Matth. 5, 12.

weil er mein Jünger ist — wahrlich ich sage euch: er wird seinen Lohn nicht verliehren.« *) Die Belohnung aber ist nicht bloß die ewige Glückseligkeit, sondern auch Zuwachs an Gnade noch in diesem Leben. Jetzt bleibt uns nur noch zu zeigen, auf welchem Wege Gott die Gnade ertheilt; dieses führt uns auf die Sakramente.

72.

Die Gnade ist ihrer Natur nach übersinnlich; der Mensch aber ein Sinnenwesen. Damit nun dieser der empfangenen Gnade gewiß seyn kann, so hat Christus die Ertheilung derselben von gewissen sichtbaren Zeichen abhängig gemacht; man heißt sie Sakramente, d. h. Geheimnisse, weil zwischen der Gnade und den Zeichen kein nothwendiger Zusammenhang statt findet. Wäre der Mensch ein blosser Geist, so bedürfte er freilich der sinnlichen Zeichen nicht; da er aber nun einmal aus Geist und Körper zusammengesetzt ist, so fand Christus für zweckmäßig, ihm das Uebersinnliche im Sinnlichen zu geben.

Die christlichen Sakramente sind von andern religiösen Ceremonien wesentlich verschieden; denn sie deuten die Gnade nicht bloß an, wie die Ceremonien im alten Bunde; sondern ertheilen sie wirklich; darum heissen sie vorzugsweise practische Sakramente. Man darf jedoch nicht glauben, daß die übernatürliche Gnade von dem sinnlichen Zeichen als solchem herkomme; dieses wäre freilich heidnischer Aberglaube; aber damit hat der Glaube des Christen nichts gemein; denn dieser erwartet die Gnade einzig von Gott. Wenn also zu erweisen ist, daß Christus Sakramente eingesetzt hat, und daß mit denselben übernatürliche Gnade verbunden ist, so ist gegen dieselben nichts mit Grund einzuwenden.

Christus hat nun erweislich sieben solcher Sakramente eingesetzt, die Taufe, die Firmung, das Abendmahl, die Busse, die Oelung, die Priesterweihe und die Ehe; sie umfassen

*) Matth. 10, 42.

gerade jene Momente des menschlichen Lebens in denen höherer Beistand vorzüglich nothwendig ist — den Ein = und Austritt aus diesem Leben; den Zeitpunkt der Mündigkeit: den Fall, da die erste Gnade verlohren gegangen, und das geistige Leben erstorben ist; endlich die zwei wichtigsten Stände, den Priester- und Ehestand. Unter diesen Sakramenten ist ein bewunderungswürdiger Zusammenhang, der selbst einem Göthe nicht entgangen ist; er sagt von der Siebenzahl der Sakramente: „In sittlichen und religiösen Dingen, wie in physischen und bürgerlichen, mag der Mensch nicht gern etwas aus dem Stegreif thun; eine Folge, woraus Gewohnheit entspringt, ist ihm nöthig; das, was er lieben und leisten soll, kann er sich nicht einzeln, nicht abgerissen denken, und um etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden seyn. Fehlt es dem protestantischen Cultus im Ganzen an Fülle, so untersuche man das Einzelne, und man wird finden, der Protestant hat zu wenig Sakramente; ja er hat nur Eines, bei dem er sich thätig erweist, das Abendmahl; denn die Taufe sieht er nur an andern vollbringen, und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sakramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer ausserordentlichen göttlichen Gunst und Gnade. In dem Abendmahle sollen die irdischen Lippen ein göttliches Wesen verkörpert empfangen, und unter der Form irdischer Nahrung einer himmlischen theilhaftig werden. Dieser Sinn ist in allen christlichen Kirchen eben derselbe, es werde nun das Sakrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimniß, mit mehr oder weniger Accomodation an das, was verständlich ist, genossen; immer bleibt es eine heilige, große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen setzt, was der Mensch weder erlangen, noch entbehren kann. Ein solches Sakrament dürfte aber nicht allein stehen; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sakramentalische Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt seyn, die innere Religion des Herzens und die der äussern Kirche als vollkommen Eines

anzusehen, als das große allgemeine Sakrament, das sich wieder in so viele andere zergliedert, und diesen Theilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mittheilt. Hier reicht ein jugendliches Paar sich einander die Hände, nicht zum vorübergehenden Gruß oder zum Tanz; der Priester spricht seinen Segen darüber aus, und das Band ist unauflöslich. Es währt nicht lange, so bringen diese Gatten ein Ebenbild an die Schwelle des Altares; es wird mit heiligen Wasser gereiniget, und der Kirche dergestalt einverleibt, daß es diese Wohlthat nur durch den ungeheuersten Abfall verscherzen kann. Das Kind übt sich im Leben an den irdischen Dingen selbst heran, in himmlischen muß es unterrichtet werden. Zeigt sich bei der Prüfung, daß dieses vollständig geschehen ist, so wird es nun als wirklicher Bürger, als wahrhafter und freiwilliger Bekenner in den Schoos der Kirche aufgenommen, nicht ohne äussere Zeichen der Wichtigkeit dieser Handlung. Nun ist er erst entschieden ein Christ; nun kennt er erst die Vortheile jedoch auch die Pflichten. Aber inzwischen ist ihm als Mensch manches Wunderliche begegnet, durch Lehren und Strafen ist ihm aufgegangen, wie bedenklich es mit seinem Innern aussieht, und immerfort wird noch von Lehren und Uebertrettungen die Rede seyn; aber die Strafe soll nicht mehr statt finden. Hier ist ihm nun in der unendlichen Verworrenheit, in die er sich bei dem Widerstreit natürlicher und religiöser Foderungen verwickeln muß, ein herrliches Auskunftsmittel gegeben, seine Thaten und Unthaten, seine Gebrechen und Zweifel einem würdigen, eigens dazu bestellten Manne zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen, zu stärken, durch gleichfalls symbolische Strafen zu züchtigen, und ihn zuletzt durch ein völliges Auslöschen seiner Schuld zu beseligen, und ihm rein und abgewaschen die Tafel seiner Menschheit wieder zu übergeben weiß. So durch mehrere sakramentalische Handlungen, welche sich wieder, bei genauerer Ansicht, in sakramentalische kleinere verzweigen, vorbereitet, und rein beruhiget kniet er hin, die Hostie zu empfangen, und daß ja das Geheimniß dieses hohen Aktes noch gesteigert werde, sieht er den Kelch nur in der

Ferne; es ist kein gemeines Essen und Trinken, was befriediget; es ist eine Himmelsspeise, die nach himmlischen Trank durstig macht.

Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan sey; selbst der Mann glaube es nicht; denn wohl in irdischen Verhältnissen gewöhnen wir uns zuletzt auf uns selber zu sehen, und auch da wollen nicht immer Kenntnisse, Verstand und Charakter hinreichen; in himmlichen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höchste Gefühl in uns, das sich oft selbst nicht einmal recht zu Hause findet, wird noch überdieß von so viel Aeussern bedrängt, daß unser eigenes Vermögen wohl schwerlich alles darreicht, was zu Rath, Trost und Hilfe nöthig wäre. Dazu aber verordnet findet sich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und stets harrt ein einsichtiger, frommer Mann, um Irrende zurecht zu weisen, und Gequälte zu erledigen.

Und was nun durch das ganze Leben so erprobt worden, soll an der Pforte des Todes alle seine Heilkräfte zehnfach thätig erweisen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten, zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfällige jene symbolischen, deutsamen Versicherungen mit Inbrunst an, und ihm wird da, wo jede irdische Garantie verschwindet, durch eine himmlische für alle Ewigkeit ein seliges Daseyn zugesichert. Er fühlt sich entschieden überzeugt, daß weder ein feindseliges Element, noch ein mißwollender Geist ihn hindern könne, sich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältnissen zur Gottheit an den unermeßlichen Seligkeiten Theil zu nehmen, die von ihr ausfließen.

Zum Schlusse werden sodann, damit der ganze Mensch geheiliget sey, auch die Füsse gesalbt und gesegnet. Sie sollen selbst bei möglicher Genesung einen Widerwillen empfinden, diesen irdischen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. Ihnen soll eine wundersame Schnellkraft mitgetheilt werden, wodurch sie den Erdschollen, der sie bisher anzog, unter sich abstossen. Und so ist durch einen glänzenden Zirkel gleich heiliger Handlungen, deren Schönheit von uns nur

kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, sie mögen zufällig noch so weit auseinander gerückt liegen, in einem stetigen Kreise verbunden.

Aber alle diese geistigen Wunder entsprießen nicht, wie andere Früchte dem natürlichen Boden; da können sie weder gesäet, noch gepflanzt, noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß man sie herüberflehen, welches nicht jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das Höchste dieser Symbole, aus alter, frommer Ueberlieferung. Wir hören, daß ein Mensch vor dem andern von Oben begünstiget, gesegnet und geheiliget werde. Damit aber dieß ja nicht als Naturgabe erscheine, so muß diese große, mit einer schweren Pflicht verbundene Gunst von einem Berechtigten auf den andern übergetragen, und das größte Gut, was ein Mensch erlangen kann, ohne daß er jedoch dessen Besitz von sich selbst, weder erringen noch ergreifen kann, durch geistige Erbschaft auf Erden erhalten und verewiget werden. Ja in der Weihe des Priesters ist alles zusammengefaßt, was nöthig ist, um jene heiligen Handlungen wirklich zu begehen, wodurch die Menge begünstiget wird, ohne daß sie eine andere Thätigkeit dabei nöthig hätte, als die des Glaubens, und des unbedingten Zutrauens. Und so tritt der Priester in der Reihe seiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreise seiner Mitgesalbten, den höchsten Segnenden darstellend, um so herrlicher auf, als es nicht er ist, den wir verehren, sondern sein Amt, nicht sein Wink, vor dem wir die Knie beugen, sondern der Seegen, den er ertheilt, und der um desto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen scheint, weil ihn das irdische Werkzeug nicht einmal durch sündhaftes, ja lasterhaftes Wesen schwächen oder gar entkräften kann.

Wie ist nicht dieser geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert!„ *)

---

*) Dichtung und Wahrheit — II Theil, S. 118.

Um den Beweis führen zu können, daß Christus gerade sieben Sakramente eingesetzt hat, müssen wir vor allem den Begriff von einem christlichen Sakrament aufstellen. Ein Sakrament N. B. ist ein sichtbares Zeichen, von Christus eingesetzt, mittels welchem dem Menschen übernatürliche Gnade ertheilt wird. In diesem Begriffe sind drei Merkmale enthalten, nämlich ein sinnliches Zeichen, eine unsichtbare Gnade und Einsetzung durch Christus. Können wir nun zeigen, daß diese drei Merkmale in der Taufe, der Firmung, dem Abendmahle, der Busse, der Oelung, der Priesterweihe und der Ehe, und ausser diesen nicht mehr zusammentreffen, so ist auch schon erwiesen, daß sieben Sakramente und nicht mehr und nicht weniger sind. Wir beginnen von der Taufe.

73.

Die Taufe war schon vor Christus bekannt und üblich; Johannes taufte: die Juden tauften ihre Proselyten; selbst die Heiden hatten eine Art Taufe in ihren Mysterien. Die Taufe Christi unterscheidet sich von diesen dadurch, daß sie nicht eine blosse symbolische Handlung, sondern ein wahres Sakrament ist. Das Abwaschen mit Wasser im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes macht das sinnliche Zeichen aus. Die Gnade besteht erstlich in der Reinigung von Sünden, sowohl der Erb- als wirklichen Sünde: „Thut Busse, und es lasse sich ein jeder von euch taufen im Namen Jesu Christi zur Vergebung euerer Sünden.“ *) „Stehe auf und lasse dich taufen, und wasche dich von deinen Sünden rein, indem du seinen Namen anrufest.“ **) Dieses ist aber noch nicht alles; der Getaufte wird auch dem Geiste nach umgestaltet, und, so zu sagen, wieder geboren: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch; wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und heiligen Geiste, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was aus dem Fleische

*) Apostg. 2, 38.
**) Apostg. 22, 16.

geboren ist, das ist Fleisch; was aber aus dem Geiste geboren ist, das ist Geist.« *) Darum heißt die Taufe auch das Bad der Wiedergeburt, und der Erneuerung des heiligen Geistes. (Tit. 3, 4.) Die Einsetzung ist in den Worten enthalten: »Gehet hin, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.« **) — Somit hat die Taufe alle Merkmale eines Sakramentes.

Man darf nicht denken, daß Christus, weil er unter morgenländische Völkern lebte, die Taufe bloß für diese angeordnet habe; er hat dieselbe allen Menschen ohne Rücksicht auf Zeit und Ort gebothen; denn so vielen Menschen das Evangelium verkündiget wird, so viele sollen auch nach dem Ausspruche Christi getauft werden; nun aber befiehlt Christus, das Evangelium aller Kreatur zu verkünden; also wollte er auch, daß sich alle Kreatur taufen lasse. Ferner macht Christus von der Taufe die Seligkeit abhängig: »Wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden« ***); selig sollen aber alle Menschen werden; denn dazu ist Christus in die Welt gekommen; also ist auch die Taufe für alle gleich nothwendig. Zweifelt man daran, ob der Befehl Christi, sich taufen zu lassen, bloß die Erwachsenen, oder auch die Kinder, und solche, die schon von christlichen Eltern geboren sind, angehe, so muß man sehen, wie man es damit in der ersten Kirche gehalten hat. Christus mußte voraussehen, daß bald die Zeit kommen werde, da Kinder von schon Getauften kommen würden, und konnte, da seine Lehre bis an das Ende der Welt dauern sollte, nicht unterlassen, den Aposteln deßhalb eigene Vorschriften zu geben; von dem also, was diese in Hinsicht auf die Kinder beobachtet haben, schließt man mit Recht auf die Anordnung Christi. Nun aber ist es eine allbekannte Sache, daß man von jeher die Kinder getauft

*) Joh. 3, 5.

**) Matth. 28, 18.

***) Mark. 16, 16.

hat, und dieses ist der beste Beweis, daß der Befehl Christi auch den Kindern, und solchen, die von christlichen Eltern geboren sind, gelte. Sieht man dann auf den Zweck der Taufe, so erhält man einen neuen Grund für die Kindertaufe; es werden nämlich durch die Taufe nicht bloß die wirklichen Sünden, sondern auch die Erbsünde nachgelassen; diese klebt auch den Kindern an; auch sind sie, wenn schon nicht der actualen, doch der habitualen Gnade fähig — Gründe genug, auch Kinder zu taufen.

Wir haben bereits gehört, daß Niemand in das Himmelreich eingehen kann, es sey denn, daß er wiedergeboren ist aus Wasser und heiligen Geist; die Taufe ist also das ordentliche Mittel zur Seligkeit, und darum nothwendig. Man war auch davon in der Kirche so sehr überzeugt, daß nach dem Zeugniß des Apostel Paulus einige sich statt der Todten taufen ließen. (1 Cor. 15, 29.) Jedoch ist die Taufe nicht das einzige Mittel zur Seligkeit; die vollkommene Liebe Gottes, wenn sie entweder ausdrücklich, oder doch dunkel das Verlangen nach der ordentlichen Taufe in sich schließt, vermag dieselbe zu ersetzen; die Liebe rechtfertiget nämlich schon an sich, und hat die Verheissung der Seligkeit, wie man aus folgenden Worten Christi ersieht: „Wer meine Gebote hat, und sie hält, der ist's, der mich liebt. Wer aber mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt, und auch ich werde ihn lieben, und mich ihm offenbaren." *) Man nennt dieses die Begierdtaufe. Eben dieses gilt auch von dem Martyrtod, oder der sogenannten Bluttaufe; denn Christus sagt: „Wer sein Leben zu erhalten sucht, wird es verliehren; und wer sein Leben um meinetwillen verliehrt, wird es finden." **) Es folgt dieses aber schon aus dem Vorhergehenden; denn Niemand hat eine größere Liebe zu Christus, als der sein Leben für ihn dahingiebt. Uebrigens kann man die Taufe nur einmal empfangen: „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe." ***) Davon

*) Joh. 14, 21.
**) Matth. 10, 39.
***) Ephes. 4, 5.

läßt sich kein anderer Grund angeben, als daß der Mensch durch die Taufe einen Charakter erhält, der durch keine Zeit verwischt werden kann. Es verhält sich damit ohngefähr, wie mit dem Zeichen, das man dem Römer aufdrückte, wenn er unter die Fahne gestellt wurde; wenn er auch die Fahne verließ, und zu dem Feinde übergieng, so blieb ihm jenes Zeichen, und machte ihn als Ueberläufer kennbar. So wird auch dem Christen die Weihe der Taufe bleiben, wenn er auch von dem Glauben abfällt; freilich zu seiner Verdammniß. —

74.

Um zu beweisen, daß die Firmung ein Sakrament ist, müssen wir ein wenig weiter ausholen. Christus hat seinen Aposteln den heiligen Geist verheissen. „Als er sie versammelt hatte, befahl er ihnen, nicht von Jerusalem zu weichen, sondern die Verheissung des Vaters zu erwarten, die ihr, sprach er, aus meinem Munde vernommen habt. Denn Johannes hat mit Wasser getauft; ihr aber werdet nach wenigen Tagen mit heiligen Geiste getauft werden.“ *) Diese Verheissung gieng, wie bekannt ist, am Pfingsttag in Erfüllung. Christus hat aber nicht bloß den Aposteln, sondern allen, die an ihn glauben würden, den heiligen Geist verheissen: „Wer an mich glaubt, aus dessen Leib werden (wie die Schrift sagt) Ströme des lebendigen Wassers fließen.“ **) Daß aber diese bildliche Rede Christi von dem heiligen Geiste zu verstehen ist, ersehen wir aus der nachfolgenden Rede des Johannes: „Dieses sagte er aber von dem Geiste, den diejenigen empfangen sollten, die an ihn glauben; denn noch war der Geist nicht mitgetheilt, weil Jesus noch nicht verherrlichet war.“ ***) Wirklich empfiengen auch alle jene, die glaubten, und getauft waren, den heiligen Geist, nachdem ihnen die Apostel die Hände aufgelegt hatten; hier nur Ein

*) Apstg. 1, 4 f. f.

**) Joh. 7, 38.

***) Daselbst v. 39.

Beispiel: „Da die Apostel zu Jerusalem hörten, daß Samaria das Wort Gottes angenommen, sandten sie Petrus und Johannes zu ihnen. Als diese dahin kamen, so betheten sie für dieselben, daß sie den heiligen Geist empfiengen. (Denn noch war er auf keinen derselben herabgekommen; sondern nur getauft waren sie im Namen des Herrn Jesu.) Nun aber legten sie ihnen die Hände auf, und sie empfiengen den heiligen Geist.“ *) Daß man aber unter heiligem Geiste nicht etwa bloß die äussern Gnadengaben, z. B. die Gabe der Sprachen; sondern die innere oder heiligmachende Gnade zu verstehen habe, geht daraus hervor, daß der heilige Geist anderswo Kraft von Oben, (Luc. 24, 49); lebendiges Wasser u. d. g. heißt; und ihm die Liebe zugeschrieben wird: „Die Liebe Gottes ist in unsere Herzen ausgegossen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist.“ **) Zwar redeten diejenigen, die den heiligen Geist empfiengen, anfänglich immer auch fremde Sprachen; dadurch gab indeß der heilige Geist seine Gegenwart nach Aussen kund. Jetzt wäre noch zu erweisen, daß Christus die Händeauflegung, oder wie man sie gewöhnlich nennt, die Firmung angeordnet habe; obschon nun dieses in den heiligen Schriften gerade nicht ausdrücklich gesagt ist, so versteht es sich schon von selbst, weil nur Christus mit dem äussern Zeichen übernatürliche Gnade verbinden kann. Es finden sich also in der Firmung alle Merkmale eines Sakramentes, weßwegen man sie auch dafür erkennen muß. Es ist dieses früher allgemein geschehen, und noch jetzt stimmen zwei große Kirchen, obschon sie übrigens getrennt sind, darin überein, daß die Firmung ein Sakrament ist. Luther war der Erste, der sie aus der Zahl der Sakramente ausgestrichen hat.

Das Sakrament der Firmung ist dazu eingesetzt, daß der Christ, wenn er mündig geworden ist, seinen Glauben selbstständig und freimüthig bekenne; dieses zeigt schon der

---

*) Apstg. 8, 14 f f.

**) Röm. 5, 5.

Name Firmung, d. i. Sakrament der Stärkung. Zwar wird der Christ jetzt nicht mehr mit Feuer und Schwert verfolgt; aber darum ist ihm Gnade nicht weniger nothwendig; denn nicht die Verfolgung hat aufgehört; sondern nur die Waffen hat man geändert; man stellt das Christenthum als Aberglauben, als ein neues Heidenthum dar, und giebt die Bekenner desselben dem Spotte und der Verachtung preis; dieses ist der Fall gerade jetzt mehr, als vielleicht jemals, und es gehört eine Art Heroismus dazu, sich noch öffentlich zum Christenthum zu bekennen. Das Sakrament der Firmung ist also jetzt eben so wenig überflüßig, als ehemals, da die blutigen Verfolgungen wütheten. Die Firmung kann nur Einmal, wie die Taufe aus einem ähnlichen Grunde empfangen werden.

75.

Daß Christus das Abendmahl eingesetzt hat, darin stimmen alle Christen überein. Die Einsetzung desselben ist auch klar in den heiligen Schriften ausgesprochen, so daß darüber kein Zweifel seyn kann; drei Evangelisten erzählen die Sache, von denen einer bei der Einsetzung zugegen war. Auch ein sinnliches Zeichen ist vorhanden; dieses ist Brod und Wein. Es bleibt uns also noch zu zeigen, daß mit diesem Zeichen eine übernatürliche Gnade verbunden ist. Die *Worte Christi*: *Das ist mein Leib; dieses ist mein Blut* — werden verschieden ausgelegt. Nach Zwingli sind Brod und Wein nichts weiter, als Symbole des Leibes und Blutes Christi; Calvin stimmt hierin dem Zwingli bei, daß der Leib und das Blut Christi im Abendmahle nicht wirklich zugegen seyen, und giebt nur so viel zu, daß sie geistiger Weise, nämlich mittels des Glaubens genossen werden; Luther will die Worte Christi von einer wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes verstanden wissen, ohne daß jedoch an dem Wesen des Brodes und Weines eine Veränderung vorgeht; wir Katholiken aber legen die Worte Christi dahin aus, daß der Leib und das Blut Christi im Abendmahle nicht nur wirklich zu-

gegen seyen, sondern daß das Wesen des Brodes und Weines selbst in den Leib und Blut Christi verwandelt werde. Es fragt sich also jetzt, wie die Worte Christi zu verstehen seyen. Ist die Auslegung der Katholiken die richtige, so bedarf es keines weiteren Beweises mehr, daß das Abendmahl ein Sakrament ist; denn es wird durch dasselbe auch Gnade, nämlich der Leib und das Blut Christi gegeben.

Brod und Wein sind nicht blosse Symbole; denn Christus hat ja nicht gesagt: Dieses Brod bedeutet meinen Leib — Wenn auch das Wörtchen ist manchmal für bedeutet gebraucht wird, so geschieht dieses höchstens in Parabeln; nun aber hat Christus zuletzt deutlich, und nicht im Bilde gesprochen. (Joh. 16, 29.) Da, wo es sich um eine Institution handelte, die bis zum Ende der Zeiten dauern sollte, wäre auch eine bildliche Sprache am unrechten Orte gewesen. Ueberhaupt sieht man nicht ein, wie Christus auf den einfachen Genuß von Brod und Wein ein Gewicht legen, noch weniger aber, wie Paulus sagen konnte, daß derjenige, welcher unwürdig ißt und trinkt, sich das Gericht hineinesse und trinke, weil er den Leib des Herrn nicht von einer gemeinen Speise unterscheidet.

Man kömmt der Wahrheit um nichts näher, wenn man mit Kalvin annimmt, daß der Leib und das Blut Christi geistiger Weise genossen werden. Christus sagt zu den Juden: „Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut wahrhaftig ein Trank. Wer mein Fleisch ißt, und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in ihm. Wer mein Fleisch ißt, und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben u. s. f.“ *) Um in Wahrheit dieses sagen zu können, mußte Christus im Abendmahle wirklich sein Fleisch zu essen, und sein Blut zu trinken geben; denn nur in diesem Falle kann sein Fleisch eine Speise, und sein Blut ein Trank heißen. Die Juden, zu denen Christus redete, waren auch der Meinung, daß er ihnen sein Fleisch zu essen, und sein Blut zu trinken geben wolle;

*) Joh. 6, 55 f. f.

denn sie fragten erstaunt: Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben? Und als Christus es wiederholt sagte, daß man, um das Leben zu haben, sein Fleisch essen, und sein Blut trinken müsse, so sprachen sie: Das ist ein hartes Wort; wer kann es hören? Und viele von seinen Jüngern zogen sich zurück. — Hätten aber die Juden die Worte Christi bloß mißverstanden, so hätte dieser nicht unterlassen können, sie eines andern zu belehren; er that es aber nicht; sondern fragte selbst die Zwölfe, ob nicht auch sie weggehen wollten. Nun ja, sagt man, Christus hat die Juden wirklich eines andern belehrt, und zwar mit diesen Worten: „Der Geist ist es, der da lebendig macht. Das Fleisch nützt nichts. Die Worte, die ich zu euch geredet habe, sind Geist und Leben.“ Allein diese Worte können, wenn man anders nicht Christus mit sich selbst in Widerspruch setzen will, nur den Sinn haben, daß man sein Fleisch nicht in der Gestalt des Fleisches essen, und sein Blut nicht in der Gestalt des Blutes trinken soll. Er hatte ja schon vorher erklärt, daß das Brod, das er geben werde, sein Fleisch sey, also auch, daß er sein Fleisch unter der Gestalt des Brodes geben werde. Hätte Christus die Juden wirklich belehrt, daß sie seine frühere Rede mißverstanden haben, würden wohl sich so viele von ihm entfernt haben?

Ob man aber auch die Worte, Joh. 6, 55 f. f. mit Recht auf das Abendmahl bezieht? Viele verneinen dieses geradezu, und behaupten, unter Fleisch und Blut habe Christus nur seine Lehre verstanden, und essen und trinken heisse eben so viel, als die Lehre Christi sich zu Nutze machen, oder, wie man sagt, sie in Fleisch und Blut verwandeln. Betrachtet man jedoch jene Worte im Zusammenhange, so kann man ihre Beziehung auf das Abendmahl unmöglich verkennen. Die Juden hatten von Christus verlangt, daß er ihnen, wie einst Moses, Brod vom Himmel geben sollte. Was war nun natürlicher, als daß er ihnen ein solches zu geben versprach, und vorläufig andeutete, daß dieses Brod sein Fleisch seyn werde, das er für das Leben der Welt geben werde? Bezieht

man die Worte Christi auf die Lehre, so ergiebt sich folgender Sinn, oder vielmehr Unsinn: Die Juden verlangen Brod vom Himmel, um daran zu erkennen, daß Jesus der Messias sey; Jesus aber weist sie auf seine Lehre hin, um deren Wahrheit und Göttlichkeit es sich eben handelt. Wollte Christus nichts weiter sagen, als dieses, daß man sich seine Lehre zu Nutzen machen sollte, warum spricht er denn von dem Brode als von einer Sache, die erst noch gegeben werden soll? warum verbindet er mit dem Essen auch noch das Trinken? Wie wohl hängt dagegen alles zusammen, wenn man die Worte, Joh. 6, 55 f. f. auf das Abendmahl bezieht! Christus williget in das Verlangen der Juden, ihnen Brod vom Himmel zu geben; und bereitete zugleich die Gemüther vor auf den Augenblick, da er wirklich sein Fleisch unter der Gestalt des Brodes und sein Blut unter der Gestalt des Weines geben würde; der Einsetzung des Abendmahles gieng, wie billig, eine Ankündigung voraus, und so läßt es sich erklären, wie die Apostel sich sogleich in die Einsetzungsworte finden konnten, und das Abendmahl fortan allenthalben einführten. Aber auch abgesehen von den Verheissungsworten, die uns Johannes aufbehalten hat, läßt sich die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahle schon aus den Einsetzungsworten allein beweisen; denn vorausgesetzt, daß Christus eigentlich gesprochen hat, kann man nichts anderes denken, als daß Brod und Wein der Leib und das Blut Christi, und dieser folglich im Abendmahle wirklich gegenwärtig ist.

Nun haben wir noch zu zeigen, daß das Wesen des Brodes und des Weines in den Leib und das Blut Christi verwandelt werde, und Christus im Abendmahle w e s e n t l i c h gegenwärtig sey. Man kann sich die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahle entweder so denken, daß das Wesen des Brodes und Weines bleibt, und der Leib und das Blut Christi hinzukommen, und mit jenem zugleich bestehen; oder so, daß das Wesen des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi verwandelt wird; auf welche von diesen beiden Arten man sich dieselbe zu denken hat, muß man aus

den Worten Christi abnehmen. Nun sagt Christus, daß sein Fleisch wahrhaftig eine Speise, und sein Blut wahrhaftig ein Trank sey, daraus schließen wir mit Recht, daß das Wesen des Brodes und Weines in das Fleisch und Blut Christi verwandelt werde; denn ausserdem wäre nicht das Fleisch desselben eine Speise, sondern das Brod; nicht das Blut ein Trank, sondern der Wein. Dasselbe muß man aus den Einsetzungsworten schließen; Christus sagt: „Dieses ist mein Leib, der für euch wird dargegeben werden; dieses ist mein Blut, das für euch wird vergossen werden“ — damit können nicht Brod und Wein gemeint seyn; denn nicht das Brod wurde am Kreuze hingegeben, noch auch der Wein am Kreuze vergossen; man kann also nicht anders denken, als daß das Wesen des Brodes und Weines in das Fleisch und Blut Christi verwandelt worden ist, und noch immer verwandelt wird. Man darf auch nicht übersehen, daß Christus sagt: Das ist mein Leib — nicht: Unter diesem (Brod) ist mein Leib u. s. f.; hätte er neben seinem Leib und seinem Blute noch Brod und Wein geben wollen, so würde er gewiß auch den rechten Ausdruck gewählt haben. Und wenn man einmal eine wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahle annehmen muß, so ist es sogar vernünftiger, an eine Transsubstantiation, als eine Consubstantiation zu glauben. —

Wenn aber auch die Worte Christi, wie sie uns in den heiligen Schriften überliefert sind, eine mehrfache Auslegung zulassen, was wir nicht weiter untersuchen wollen, so muß man das lebendige Wort Gottes, oder die kirchliche Ueberlieferung zu Hilfe nehmen. So lange diese den heiligen Schriften zur Seite gieng, war nie ein Streit über den Sinn dieser letztern entstanden. Erst nachdem man sich dieses einzigen Mittels, die heiligen Schriften aufzuhellen, da wo sie dunkel sind, und zu ergänzen, da wo sie mangelhaft sind, beraubt hat, legt man die Worte: Dieß ist mein Leib u. s. f. so verschieden aus. Nach der ältesten Ueberlieferung aber ist Christus im Abendmahle wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig. Schon im ersten Jahrhundert zählte man jene unter

die Ketzer, die nicht bekennen wollten, daß das Abendmahl das Fleisch unseres Herrn Jesu Christi ist, eben dasselbe, das für unsere Sünden gelitten hat, wie Ignatius in einem seiner Briefe bezeugt. Man hat uns belehrt, sagt Justinus, daß jene Speise — das Abendmahl — sey das Fleisch und Blut des Mensch gewordenen Jesus.« Ueber die wesentliche Gegenwart Christi im Abendmahle kann man sich unmöglich deutlicher aussprechen, als dieses in den folgenden Zeugnissen geschieht: „Vielleicht sagst du: ich sehe etwas anderes, als du mir vorsagst, daß ich nämlich den Leib Christi empfange. — Ist etwa das Wort Christi nicht vermögend, das Wesen der Dinge zu ändern? kann das Wort Christi, das aus nichts machen konnte, was nicht war, nicht auch das, was ist, in das verwandeln, was es nicht war?« *) „Was Brod zu seyn scheint, ist es nicht, obschon es dem Geschmack so vorkömmt; sondern der Leib Christi; und was Wein zu seyn scheint, ist es nicht, obschon es dem Geschmacke so vorkömmt; sondern das Blut Christi.« **) So lange über den Sinn der Worte Christi kein Streit entstanden war, ließ man es auch bei den einfachen Worten der heiligen Schriften; erst nachdem man anfieng, die Worte der heiligen Schriften verschieden zu deuten, und verschiedene Irrlehren auf die Bahn gebracht wurden, dachte die Kirche auf ein Wort, das die katholische Lehre kurz, und doch vollkommen bezeichnete, und so kam das Wort Transsubstantiation in die christliche Glaubenslehre; indeß darf man von dem Worte nicht auf die Sache schließen, nur jenes ist neu; diese ist alt, wie man aus den angeführten Zeugnissen ersieht. Wir haben es jetzt nur noch mit der Philosophie zu thun.

Ein natürlicher Körper, sagt der Philosoph, kann nicht zu gleicher Zeit an mehreren Orten gegenwärtig seyn. Dieser Einwurf könnte nur dann mit Grund gemacht werden, wenn es wahr wäre, daß das Wesen eines Körpers in seiner

*) Ambros. lib. de initiandis c. 9.
**) Cyrillus Hierosolimitanus catech̄es. 22, n. 2.

Ausdehnung bestehe; davon läßt sich aber das Gegentheil beweisen. Das Wesen eines Dinges bleibt, die Ausdehnung mag seyn, wie sie will, und kann eben darum nicht einerlei mit demselben seyn; man unterscheidet auch allgemein den Raum von dem, was sich darin befindet. Es kann also wenigstens der geistige Christus zu gleicher Zeit an mehreren Orten gegenwärtig seyn, nicht durch Vervielfältigung seines Wesens, sondern durch die intensive Kraft seiner verklärten Natur; von einem natürlichen Körper kann da ohnehin keine Rede seyn. Dieser Einwurf fällt also weg, sobald man nicht zu oberflächlich philosophirt.

Die Philosophie wendet ferners ein: Die Sinne nehmen auch nach der Consecration noch Brod und Wein wahr; also geht in dem Wesen derselben keine Verwandlung vor. — Bei dieser Einwendung wird stillschweigend vorausgesetzt, daß die zufälligen Merkmale eines Dinges (Accidentien) an sich nichts als Modifikationen des Wesens seyen; allein die Accidentien sind etwas Reales von dem Wesen der Dinge ganz Verschiedenes; sie können verändert oder gar hinweggenommen werden, ohne daß deßwegen das Wesen verändert wird; es geht in diesem Falle zwar eine wirkliche Veränderung vor, aber die reale Veränderung ist nicht auch eine wesentliche. So bleibt eine Kugel immer noch eine Kugel, wenn man zu ihrer Masse hinzu- oder hinwegthut, die Schwerkraft vermehrt oder vermindert. Dinge aber, die von einander verschieden sind, können auch von einander getrennt werden, und dieses geschieht im Abendmahle. Gott nimmt vermöge seiner Allmacht das Wesen des Brodes und Weines, ihren zufälligen Eigenschaften unbeschadet, hinweg, und setzt dafür den Leib und das Blut Christi. Aehnliche Substitutionen finden schon in der Natur statt; diese verwandelt in wenigen Stunden Brod und Wein in Fleisch und Blut; sollte Gott nicht wenigstens durch ein Wunder ein Gleiches thun können?

Daß die Gestalten des Brodes und Weines in Fäulniß übergehen u. d. g. beweist nichts gegen die wesentliche Gegenwart Christi im Abendmahle; denn diese und ähnliche Ver-

änderungen gehen nur an den zufälligen Eigenschaften des Brodes und Weines vor, und sind also gar wohl möglich, wenn auch durch die Allmacht Gottes das Wesen des Brodes und Weines weggenommen oder vielmehr in den Leib und das Blut Christi verwandelt ist. Das Abendmahl hat freilich auch die Eigenschaft, daß es sättiget; allein wissen wir denn, was eigentlich sättiget? So viel ist gewiß, daß das Wesen des Brodes nach der Sättigung bleibt, wie zuvor; in jedem Falle kann jene Eigenschaft durch die Allmacht Gottes ersetzt werden. Aus eben dem Grunde, weil im Abendmahle die äusseren Gestalten von dem Wesen getrennt, und für sich bestehen, kann man auch nicht sagen, daß Christus etwas Rundes, Zerbrechliches sey, daß ihm etwas Unanständiges begegne u. s. f.

Es vereinigen sich also im Abendmahle alle Merkmale eines Sakramentes, und je unbegreiflicher die Sache ist, desto weniger kann man glauben, daß Christus sie gelehrt hätte, wenn daran nichts wäre. Was den Zweck betrifft, so hat Christus das Abendmahl zwar zum Andenken an sein Leiden und seinen Tod eingesetzt; dieses ist jedoch nicht der einzige Zweck der Einsetzung; der Christ empfängt mit dem Leib und Blut Christi zugleich das ewige Leben: „Wahrlich, wahrlich! ich sage euch: wenn ihr nicht esset das Fleisch des Menschensohnes, und nicht trinkt sein Blut, so habt ihr das Leben nicht in euch. Wer mein Fleisch ißt, und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken." *) Daraus würde schon von selbst folgen, daß das Abendmahl nothwendig ist, wenn es Christus auch nicht ausdrücklich gesagt hätte.

76.

Christus ist unter jeder der beiden Gestalten ganz gegenwärtig; dieses läßt sich schon daraus abnehmen, daß ja die übernatürliche Gnade nicht an den äusseren Gestalten des

*) Joh. 6, 54 f. f.

Brodes und Weines klebt; in der That schreibt Christus auch die Wirkung des Abendmahles der Brodesgestalt allein zu: „Wie mich der lebendige Vater gesandt hat, und ich durch den Vater lebe, so wird auch der, welcher mich ißt, durch mich leben.“ *) Das Sakrament ist also nicht mangelhaft, wenn es auch nur unter Einer Gestalt genossen wird. So viel ist gewiß, daß es um die Communion unter Einer Gestalt etwas Uraltes ist; einer solchen erwähnt schon die Apostelgeschichte 2, 42; aus der Kirchengeschichte wissen wir, daß man das Abendmahl nach Hause genommen, es den Kranken gebracht, und den Kindern gegeben hat, wobei man nur Eine Gestalt empfieng. Es kann also nur davon die Rede seyn, ob Gründe da sind, das Abendmahl auch unter Einer Gestalt auszutheilen; daß aber solche vorhanden sind, ist schon oft genug gezeigt worden.

Die Verwandlung wird bewirkt durch die Worte Christi: Das ist mein Leib u. s. f. und verhält sich also zu diesen, wie die Wirkung zur Ursache; Christus sagt auch nicht: dieses wird mein Leib seyn. Will man also nicht die Wirkung von der Ursache trennen, oder eine Wirkung ohne Ursache annehmen, so muß man auch glauben, daß Christus im Abendmahle gegenwärtig ist, sobald jene Worte über Brod und Wein gesprochen sind; warum er erst dann gegenwärtig seyn soll, wenn Brod und Wein genossen werden, davon läßt sich kein Grund einsehen.

Ist aber Christus unmittelbar nach der Consecration im Abendmahle gegenwärtig, so versteht es sich von selbst, daß man ihn unter den Gestalten des Brodes und Weines anbethen dürfe; ja sogar anbethen müsse; denn Christus gebührt göttliche Verehrung, sowohl in, als ausser dem Sakramente. Es war dieses auch immer Sitte bei den Christen, wie die Zeugnisse aus dem christlichen Alterthum beweisen; von den vielen nur Eines: Chrysostomus läßt in einer Homilie Christus so zu einem Christen sprechen: „Diesen meinen Leib haben die

*) Joh. 6, 58.

Magier in der Krippe verehrt, und mit Schauder angebethet; du siehst ihn nicht bloß in der Krippe; sondern auf dem Altar — wir sollten ihm also eine viel größere Ehrfurcht erweisen.« *) Aus eben diesem Grunde kann es auch nicht gegen die Absicht Christi seyn, das Abendmahl aufzubewahren. So viel wir wissen, hat man dieses in der Kirche von jeher gethan; denn wenn man das Abendmahl nach Hause oder auf Reisen nahm, so geschah es nur in der Absicht, um sich seiner Zeit desselben zu bedienen; man bewahrte es also längere oder kürzere Zeit auf. Es läßt sich aber beweisen, daß man das Abendmahl auch ausserdem an einem besondern Orte aufbewahrt hat. —

77.

Mit dem Abendmahle hat Christus zugleich ein Opfer verbunden. Christus stellte nämlich im Abendmahle vorläufig dar, was bald am Kreuze geschehen sollte; der Tod Christi war aber unstreitig ein Opfer; dieses läugnen selbst diejenigen nicht, die kein anderes Opfer erkennen; also war das Abendmahl zugleich ein Opfer; da, wie dort wurden der Leib und das Blut Christi für Gott, den höchsten Herrn bestimmt, um von ihm Vergebung der Sünden zu erhalten, worin das Wesen eines jeden Opfers besteht; daß der Leib und das Blut Christi im Abendmahle unter den Gestalten des Brodes und Weines da waren, ändert nichts an der Sache, und es ist zwischen dem Kreuztod und dem Abendmahle kein anderer Unterschied, als daß dieses ein unblutiges, jener aber ein blutiges Opfer war. Das unblutige Opfer hat Christus nicht bloß gefeiert, sondern auch eingesetzt; denn er sagte zu seinen Jüngern: „Das thut zu meinem Andenken. —

Dieser Beweis ist aus der Natur der Sache hergenommen, und erhält noch ein bedeutendes Gewicht durch gewisse messianische Weissagungen. Es war nämlich vorhergesagt, und den Juden nicht unbekannt, daß der Messias die mosaischen Opfer abschaffen, und dafür ein Speiseopfer einführen würde,

---

*) Homil. 24 über 1 Cor.

das Gott allenthalben dargebracht werden sollte. Die hieher gehörigen Weissagungen sind folgende: „Der Herr hat geschworen, und es wird ihn nicht gereuen: Du bist Priester ewig nach der Ordnung des Melchisedech.“ *) „Ich habe kein Wohlgefallen an euch, spricht der Herr der Herrschaaren, und werde keine Gabe mehr von euerer Hand annehmen. Denn vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergange ist mein Name groß unter den Völkern, und aller Orten opfert man, und bringt meinem Namen eine reine Opfergabe...“ **) Die Gründe, warum wir diese Weissagungen zu den messianischen zählen, haben wir schon weiter oben dargelegt. Es bleibt uns also bloß zu untersuchen, von welcher Art das Opfer des Messias diesen Weissagungen gemäß seyn muß. Melchisedech gieng dem Abraham entgegen, als dieser nach seinem Siege über die verbündeten Könige zurückkehrte, und nahm Brod und Wein hervor; daß er damit Gott ein Dankopfer für den Sieg gebracht hat, geht aus der Bemerkung hervor, daß er ein Priester des Allerhöchsten war; denn um die Knechte des Abraham mit Brod und Wein erquicken zu können, mußte er gerade kein Priester seyn. Ist also der Messias ein Priester nach der Ordnung des Melchisedech, so muß er ein Opfer von Brod und Wein bringen. Ein Speiseopfer hatten freilich auch die Juden; dieses kann aber in der Weissagung des Malachias nicht gemeint seyn, weil ja dort die Opfer der Juden überhaupt verworfen werden; zu dem wurden ja die Speiseopfer der Juden nur in Jerusalem dargebracht. Aus eben diesem Grund kann man die Weissagung des Propheten nicht von dem blutigen Opfer des Messias verstehen; auch dieses wurde nur in Jerusalem vollbracht. Das Wort Opfer im uneigentlichen Sinne zu nehmen, etwa als die Gebethe der frommen Heiden, dazu ist kein Grund da; auch ist es nicht wahrscheinlich, daß Gott an dem Gebethe der frommen Heiden ein größeres Wohlgefallen je haben sollte, als an jenem

---

*) Ps. 109, 4.
**) Malach. 1, 10.

der frommen Juden. Die Weissagung ist eine messianische, wie wir schon gesagt haben, und läuft mit der obigen auf Eines hinaus, nämlich daß der Messias auch ein reines, d. h. aus Früchten der Erde bestehendes Opfer einführen werde. Wir, die in Jesus den Messias erkennen, müssen also schon aus dem Grunde das Abendmahl zugleich für ein Opfer halten, weil ein solches unblutiges Opfer von den Propheten vorhergesagt worden ist, und Jesus, der Messias, so viel wir wissen, kein anderes gefeiert hat, wodurch jene Weissagungen vollkommener erfüllt worden wären.

Wenn es indeß zweifelhaft wäre, ob Christus mit der Handlung des Abendmahles ein Opfer verbinden wollte, so müßte man natürlich die Ueberlieferung der Apostel und ihrer nächsten Schüler zu Hilfe nehmen, weil man voraussetzen darf, daß die Apostel die Absicht Christi vollkommen kannten, und auch ihre nächsten Schüler davon unterrichteten. Aus Apostelgeschichte 13, 2 läßt sich wenigstens so viel abnehmen, daß man das Abendmahl als eine gottesdienstliche Handlung betrachtet, und gemeinschaftlich verrichtet hat. Daß man dasselbe auch als ein Opfer betrachtet hat, kann aus andern Zeugnissen erwiesen werden; ein solches ist der Brief des heiligen Clemens von Rom, aus dem wir Folgendes anführen: „Wir müssen alles mit Ordnung thun, was uns der Herr zu thun befohlen hat. Er hat aber befohlen, daß man zur bestimmten Zeit Opfer entrichten, und Gottesdienst halten soll; er befahl nicht, daß dieses auf Gerathewohl und ohne Ordnung geschehen soll; sondern zu bestimmten Zeiten; er hat auch selbst bestimmt, wo und von wem er jene Dinge verrichtet haben will; damit alles rein und heilig vor sich gehe, und ihm wohlgefällig sey; diejenigen also, die zu den bestimmten Zeiten ihre Opfer entrichten, thun gut daran; denn jene, die sich nach den Gesetzen des Herrn richten, gehen nicht irre.“ — Clemens fährt fort: „Wir würden keine kleine Sünde auf uns laden, wenn wir diejenigen entfernen wollten, welche die Gaben des Episkopates untadelhaft und in Heiligkeit darbringen.“ Dadurch giebt er hinlänglich zu ver-

stehen, daß er nicht von den Gaben der Laien, sondern von den eigentlichen Opfern der Bischöfe und Priester rede. Irenäus spricht in seinem IV. Buche advers. haeres. c. 17 von dem Abendmahle und setzt dann bei: „Christus lehrte ein neues Opfer des neuen Bundes, welches die Kirche von den Aposteln überkommen hat, und es in der ganzen Welt darbringt.“ Justinus setzt das Opfer der Christen den jüdischen entgegen, und bemerkt dabei ausdrücklich, daß jenes in dem Brode und in dem Kelche bestehe, wie sie bei dem Abendmahle gereicht werden. — Es ist nicht nothwendig noch mehrere Zeugnisse anzuführen; denn selbst Protestanten läugnen nicht mehr, daß man von den Zeiten der Apostel an das Abendmahl für das Opfer des neuen Bundes gehalten habe; nur meynen sie, daß es eigentlich nur eine Gedächtnißfeier war, was man Opfer nannte; hierin aber hätten sie nur dann Recht, wenn Brod und Wein nur blosse Symbole wären; allein da Christus im Abendmahle wirklich und wesentlich zugegen ist, so sieht man leicht ein, daß das Abendmahl nicht eine symbolische Darstellung des blutigen Opfers am Kreuze, oder eine blosse Gedächtnißfeyer des Todes Christi, sondern ein wahres Opfer ist.

Ein solches unblutiges Opfer thut aber dem blutigen oder dem Kreuztode Christi keinen Eintrag, viel weniger ist dasselbe zwecklos, wie einige meynen. Christus *starb nur* Einmal; aber das Andenken an seinen Tod *sollte immer* erhalten, und das moralische Verdienst desselben allen Menschen ohne Rücksicht auf Zeit und Ort zugewendet werden. Dazu hat nun Christus das unblutige Opfer eingesetzt, oder vielmehr befohlen, daß das blutige Opfer beständig unblutiger Weise dargestellt werden sollte. Eben darum aber, weil das unblutige Opfer im Grunde das blutige selbst, und von diesem nur der Art nach verschieden ist, kann es demselben keinen Eintrag thun. Freilich konnte Gott die Sünden auch ohne die unblutigen Opfer nachlassen; aber nachdem es ihm nun einmal gefallen hat, mit dem blutigen Opfer auch ein unblutiges, immer dauerndes zu verbinden, und erst durch

dieses den Menschen die Früchte des Ersteren zuzuwenden, so dürfte die Vernunft auch dagegen nichts mit Grund einzuwenden haben; man darf auch hier nicht darauf sehen, was Gott thun kann; sondern was für uns Menschen besser ist. —

Wenn man Gott ein Opfer darbringt, so will man dadurch zu erkennen geben, daß Gott der höchste Herr ist, und daß man ihn als solchen erkenne. Der Mensch erkennt nun die Oberherrschaft Gottes an, entweder wenn er denselben anbethet, oder ihm für empfangene Wohlthaten dankt, oder ihn um neue bittet oder endlich die begangenen Sünden abbittet. Die Opfer sind also dem Zwecke nach entweder Anbethungs-, oder Dank-, oder Bitt-, oder Sühnopfer. Es ist jedoch nicht nothwendig, daß jedes Opfer alle diese Zwecke hat; es genügt auch Einer. So wie man für andere bethen kann, so kann man auch für andere das Opfer des neuen Bundes darbringen, und zwar nicht bloß für Lebendige, sondern auch für Todte. Die Kirche hat dieses auch von jeher gethan. Nach dem Zeugniß des Tertullian opferten die Christen für das Wohl des Kaisers, und brachten jährlich ein Opfer für die Verstorbenen. Cyrillus von Alexandria sagt: „Endlich bethen wir für alle, die von uns gestorben sind, weil wir glauben, daß jene Seelen eine große Erleichterung empfinden, für welche das Gebeth jenes heiligen und furchtbaren Opfers auf dem Altare dargebracht wird.“ *)

Das unblutige Opfer des neuen Bundes heißt jetzt das Meßopfer, oder schlechthin die Messe von dem lateinischen Worte missa, d. h. Entlassung, ein Wort, womit man einst den öffentlichen Büssern zu verstehen gab, daß sie sich entfernen sollten; diese durften nämlich an dem eigentlichen Opfer nicht Theil nehmen. Als nun die öffentliche Busse aufgehört hatte, setzte man jenes Wort an das Ende der heiligen Handlung. Weil nun früher unmittelbar nach jenem Worte das Opfer folgte, wurde es für gleichbedeutend mit diesem genommen. Anfänglich war die Messe immer feyerlich, d. h.

*) Cateches. mystag. V.

alle anwesenden Christen empfiengen mit dem Priester das Abendmahl. Allmählig aber kamen die *Privatmessen* auf; damit gieng es so zu: der Eifer der Christen erkaltete; sie giengen immer seltener zum Abendmahl, und so kam es dahin, daß der Priester sehr oft dasselbe allein empfieng. Die Privatmessen nahmen ihren Anfang bald nachher, als die Verfolgungen aufgehört hatten; schon im vierten Jahrhundert klagen die Bischöfe, daß sie vergeblich am Altar stehen, und sich Niemand findet, der Theil am Abendmahle nimmt, und zu Anfang des sechsten Jahrhunderts finden wir schon eine kirchliche Verordnung, daß die Christen wenigstens dreimal im Jahre das Abendmahl empfangen sollten. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß die feyerliche Messe die erste, und eine Zeit lang auch die einzige war; indeß folgt daraus ganz und gar nicht, daß die Privatmessen unzulässig sind; es geschieht ja bei denselben alles, was Christus befohlen hat — Brod und Wein werden in den Leib und das Blut desselben verwandelt, und zu seinem Andenken genossen. Die größere oder kleinere Zahl der Theilnehmer ändert an der Sache nichts; die Handlung hat absoluten Werth, und gewiß auch als Privatmesse ihre kraftvolle Wirkung. Da nun einmal die Christen nicht mehr gemeinschaftlich mit dem Priester das Abendmahl empfangen, so müßte man das Meßopfer ganz unterlassen, und dieses wäre noch schlimmer, als daß dasselbe nicht mehr feyerlich ist. Man fährt ja auch fort zu predigen, wenn schon an der Predigt fast Niemand, als alte Mütterchen Theil nehmen. —

Die wesentlichen Theile des Meßopfers sind die *Opferung*, die *Wandlung* und *Communion*; was ausserdem bei demselben geschieht, ist ausserwesentlich, und nur allmählig hinzugekommen, z. B. das Stafelgebeth, das Gloria u. s. f.; es dient einerseits, die Messe feyerlicher zu machen, andererseits, zu erbauen; nur muß man vorläufig das christliche Volk über den Sinn und die Bedeutung dieser Ceremonien unterrichten. Die jetzige Kleidung des Priesters war ursprünglich freilich anders, und von der gewöhnlichen wenig verschieden; in ihrer gegenwärtigen Form mag sie wenigstens als Amts-

kleidung dienen; oder warum soll denn gerade der Priester in seinem Alltagsrock zum Altare treten, da jeder andere Stand eine eigene Amtskleidung hat?

Die Messe wird bekanntlich in lateinischer Sprache gefeiert. Einige meynen zwar, daß man sie in der Landessprache halten sollte, und versprechen sich davon, ich weiß nicht, was für Wirkungen. Allein der Gewinn wäre nicht groß; denn kein Priester kann so vernehmlich lesen, daß alle Anwesende ihn verstehen, besonders wenn die Kirche groß und die Gemeinde zahlreich ist. Aber auch ohne dieß würde sie das Einförmige bald langeweilen, und was könnten dann die schönsten Gebethe nützen, wenn man dabei nichts mehr denkt? Dagegen könnte es viel schaden, wenn die Messe in der Sprache eines jeden Volkes gelesen würde; es würde nämlich des Aenderns kein Ende seyn, und man würde in kurzer Zeit nicht mehr wissen, was die Messe ursprünglich war. Durch den allgemeinen Gebrauch der lateinischen Sprache allein wird jeder willkürlichen Abweichung vorgebaut, und Einheit in den katholischen Cultus gebracht. Man gebe den Christen gute Gebethbücher in die Hand; dabei werden die Andacht und Erbauung gewiß mehr gewinnen, als wenn die Messe in der Landessprache gelesen wird. —

78.

Das vierte Sakrament ist die Busse. Das sichtbare Zeichen ist einerseits das Bekenntniß der Sünden mit dem, was demselben vorangeht, und nachfolgt; andererseits die Lossprechung des Priesters. Die Gnade besteht in der Nachlassung der nach der Taufe begangenen Sünden, und Wiederherstellung des geistigen Lebens. Was die Einsetzung betrifft, so lesen wir zwar nirgends, daß Christus gesagt hat: Beichtet euere Sünden — er hat indeß etwas gesagt, das eben so viel ist; er hat nämlich zu den Aposteln gesagt: „Nehmet hin den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen; welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ *) — Hier muß man bedenken, daß Chri-

*) Joh. 20, 22 f. f.

stus selbst die Sünden nachgelassen hat; man kann dieses nicht etwa so verstehen, daß Christus die Krankheit geheilt hat, die man als eine Strafe der Sünde ansah; denn die Vergebung der Sünden wird von der Heilung der Krankheit unterschieden, und abhängig von dieser ertheilt; wie man aus Matth. 9, 2 f. f. ersieht. Dann aber ließ Christus die Sünden auch solchen nach, die nicht krank waren, z. B. der Sünderin, Luc. 7, 48. Christus hat also die Sünden eigentlich nachgelassen, und diese Gewalt auch seinen Aposteln gegeben; denn mit denselben Worten muß man auch denselben Sinn verbinden. Von den Aposteln ist jene Gewalt auf die Bischöfe und Priester übergegangen, welche auch von jeher davon Gebrauch machten, wie die Ketzerei des Montan beweist; dieser machte nämlich der Kirche die Macht streitig, alle Sünden nachzulassen; hätte die Kirche sich diese Macht nicht beigelegt, so hätte sie Montan nicht bestreiten können. Die Macht, Sünden zu vergeben ist den Aposteln und ihren *Nachfolgern* dergestalt eigen, daß man die Vergebung der nach der Taufe begangenen Sünden nur durch sie erhalten kann; gebe es noch einen anderen Weg, so wäre die von Christus verliehene Gewalt zwecklos; denn man würde jeden andern Weg vorziehen. Hat nun Christus den Aposteln und ihren Nachfolgern wirklich die Gewalt, Sünden zu vergeben, oder nicht zu vergeben verliehen, und gewollt, daß man die Vergebung *bei diesen* suche, so ist dieses eben so viel, als wenn er *gesagt hätte*: Beichtet euere Sünden. — Die Gewalt Sünden zu vergeben, muß nämlich zweckmäßig ausgeübt werden; dieses geschieht aber, wenn nur den Würdigen die Sünden nachgelassen, den Unwürdigen hingegen behalten werden; hätte Christus gewollt, daß allen ohne Unterschied die Sünden nachgelassen werden, so würde er den Aposteln nicht auch noch die Gewalt, Sünden zu behalten gegeben haben; wozu denn diese, da sie nie gebraucht werden könnte? Wer aber würdig, und wer unwürdig ist, können die, welche die Gewalt, die Sünden zu vergeben, oder zu behalten haben, nur dann beurtheilen, wenn die Sünder den Zustand ihres Gewissens denselben

entdecken, d. h. ihre Sünden beichten. Indem also Christus den Aposteln und ihren Nachfolgern die Gewalt gegeben hat, Sünden zu vergeben, oder zu behalten, hat er jenen, die Vergebung ihrer Sünden erlangen wollen, zugleich die Pflicht aufgelegt, zu beichten; die Beicht und jene Gewalt bedingen sich einander, und hängen so enge zusammen, daß man entweder beide verwerfen, oder beide annehmen muß. Die Beicht muß übrigens umständlich seyn, weil eine allgemeine nichts zur genauern Kenntniß des Gewissenszustandes beiträgt. Demnach findet sich bei der Busse auch das dritte Merkmal eines Sakramentes — die Einsetzung. —

Wenn noch ein Zweifel über die Nothwendigkeit der Beicht übrig wäre, so könnte er leicht durch Zeugnisse des christlichen Alterthums zerstreut werden. — Tertullian vergleicht jene, die Anstand nehmen, ihre Sünden zu entdecken, mit Leuten, die an den Schamtheilen leiden; es aber den Arzt nicht wissen lassen wollen, und so durch ihre Schamhaftigkeit zu Grunde gehen. Origines sagt: „Es giebt noch eine siebente, freilich harte und beschwerliche Nachlassung der Sünden durch die Busse, wenn nämlich der Sünder sich nicht schämt, seine Sünde dem Priester zu offenbaren.“ *) Basilius: „Man muß nothwendig die Sünden denen entdecken, denen die Verwaltung der Geheimnisse Gottes anvertraut ist.“ **) Selbst die öffentliche Busse, die wie bekannt ist, in der ersten Kirche für gewisse Sünden festgesetzt war, hätte nicht eingeführt werden können, wenn nicht zuvor schon die geheime Beicht üblich gewesen wäre; denn nur dadurch, daß der Sünder vorläufig beichtete, wurde der Priester in den Stand gesetzt, zu beurtheilen, ob der Sünder der öffentlichen Busse zu unterwerfen sey. Falsch ist es, daß die Beicht den Aposteln unbekannt war; in der Apostelgeschichte lesen wir, daß viele Gläubige zu Paulus kamen, und ihre Thaten bekannten und offenbarten, (19, 18); Ja-

---

*) Homil. 2 über Levit.

**) Regul. brev.

kobus schreibt: „Bekennet einander euere Sünden." *) Man nenne uns doch den Menschen, der die Beicht erfunden, und diese, den menschlichen Stolz so sehr beleidigende Anstalt allgemein eingeführt hat!

Die Beicht ist auch eine wahrhaft Gottes würdige Anstalt; durch sie wird es allein möglich, den Menschen zur Erkenntniß seiner selbst zu bringen, worauf es bei der Besserung hauptsächlich ankömmt; ihn über seine Pflichten zu belehren, vor dem Rückfalle zu bewahren, zu beruhigen u. s. f. Glaubt also ein Geschlecht den Zeitpunkt nahe, da die Beichtanstalt aufgehoben werden darf, so ist dieses ein Zeichen, daß sein moralischer Zustand tief gesunken ist. Freilich gehört keine gewöhnliche Demuth dazu, um die Beichtanstalt wohlthätig zu finden, und Demuth ist bekanntlich nicht jedermanns Sache. —

79.

Der Beicht geht die Reue voran. Die Reue begreift aber in sich einen Schmerz wegen der begangenen Sünde und einen Abscheu vor derselben; aber zugleich auch den Vorsatz nicht mehr zu sündigen. Entspringt der Schmerz aus natürlichen Ursachen, so heißt die Reue natürlich; übernatürlich dagegen, wenn derselbe seinen Grund in den geoffenbarten Wahrheiten hat. Die übernatürliche Reue ist selbst wieder vollkommen oder unvollkommen, je nachdem man dabei Gott, oder Belohnung und Strafe im Auge hat. Die vollkommene Reue reicht in gewissen Fällen allein schon hin, Vergebung der Sünden zu erlangen; wenn nämlich das ernstliche Verlangen da ist, zu beichten, aber die Gelegenheit fehlt. Es verhält sich mit der vollkommenen Reue, wie mit der Begierdtaufe; die Liebe Gottes rechtfertiget allein schon. Ist es schon zu wünschen, daß jeder, der das Sakrament der Busse empfängt, auch eine vollkommene Reue habe, so ist sie doch nicht unumgänglich nothwendig; zur Noth reicht auch unvollkommene hin; aus dem Grunde, weil die Nachlassung der Sünden im Bußsakramente der Lossprechung, nicht der

*) Jac. 5, 16.

Reue zugeschrieben werden muß; doch muß auch bei der unvollkommenen Reue die Liebe Gottes wenigstens im Werden begriffen seyn. Christus selbst will, daß man jenen fürchten soll, der Leib und Seele in der Hölle verderben kann (Matth. 10, 28); es kann also um die unvollkommene Reue nicht etwas so ganz verwerfliches seyn.

80.

Nach der Beicht folgt die Genugthuung. In der Beicht werden zwar die Schuld und die ewige Strafe keineswegs aber die zeitliche nachgelassen; es ist nämlich der Gerechtigkeit Gottes angemessen, diejenigen, welche schon einmal Vergebung der Sünden erhalten haben, nicht eben so aufzunehmen, wie jene, die aus Unwissenheit gesündiget haben; darum verhängt er über jene, wenn sie schon von ihren Sünden losgesprochen sind, noch einige, jedoch nur zeitliche Strafen; die heiligen Schriften liefern mehrere Beispiele davon. So bestrafte Gott die Abgötterei der Israeliten, obschon er ihnen auf die Fürbitte des Moses die Schuld nachgelassen hatte, (Exod. 32, 31 f. f.); er bestrafte den David durch den Tod des Sohnes, nachdem er schon zuvor durch den Propheten Nathan ihm die Vergebung seines zweifachen Verbrechens hatte ankündigen lassen. (2 König 12, 13 f. f.) Die katholische Kirche ist immer davon ausgegangen, daß auch nach der Losssprechung noch eine zeitliche Strafe zurückbleibe, und hat darum auch solchen Christen, die bereits von ihren Sünden losgesprochen waren, einige, zum Theil harte Bußwerke aufgelegt, wie die alten Bußgesetze beweisen. Einige legten sich selbst dergleichen Bußwerke auf; so Paulus, 1 Cor. 9, 27. Die zeitlichen Strafen haben ihr Gutes; denn sie dienen dazu, um das Gemüth von der Sünde abzuschrecken, die Ueberbleibsel derselben zu vertilgen, und eine dauerhafte Besserung zu bewirken; schon darum also darf mit der Sünde nicht auch die ganze Strafe nachgelassen werden. Nun fragt es sich, ob die rückständige zeitliche Strafe in keinem Falle entweders ganz oder doch zum Theil nachgelassen werden könne — dieses führt uns auf die Abläſſe.

81.

Nachlaß der rückständigen zeitlichen Strafen heißt ein Ablaß. Ein Ablaß kann, ja muß ertheilt werden, so oft durch die Nachlassung der Strafe ein größeres Gut erreicht wird, als durch die strenge Vollziehung derselben; denn von zwei guten Dingen muß man das bessere vorziehen. Dieses aber ist jedesmal der Fall, wenn der Sünder einen besondern Eifer an den Tag legt, für seine Sünden genug zu thun, oder wenn er an der Möglichkeit, genug zu thun, verzweifelt und sich der Traurigkeit überläßt; in beiden Fällen wird durch den Ablaß das größere Gut erreicht; denn die zeitige Milde macht, daß der Mensch sich der Genugthuung um so lieber unterzieht, und sich schneller bessert. Die Geschichte zeigt uns mehrere Beispiele davon, daß Großmuth zur rechten Zeit große Verbrechen gehindert, und die ärgsten Feinde für immer zu treuen Freunden gemacht hat. Die Genugthuung ist also Regel; aber wenn durch Güte mehr gewonnen wird, kann gar wohl eine Ausnahme von der Regel gemacht werden.

Christus hat auch seiner Kirche die Gewalt gegeben, Abläße zu ertheilen; sie ist enthalten in den Worten: „Wahrlich! ich sage euch: Was ihr immer auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden seyn, und was ihr immer auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöset seyn." *) Diese Gewalt zu binden, und zu lösen, ist uneingeschränkt, und begreift also auch die Gewalt in sich, den Christen Bußwerke aufzulegen, und auch wieder zu erlassen. Man streitet noch immer, ob durch den Ablaß bloß die Kirchenstrafen oder auch jene nachgelassen werden, die der Sünder an Gott abzutragen hat; dieser Streit läßt sich aber leicht entscheiden, und hätte eigentlich gar nie statt finden sollen. Es kömmt hier alles auf die Frage an, warum denn die Kirche Bußwerke auflege; ob darum, damit ihr, oder damit Gott genug gethan werde. Nun ist aber unter den

*) Matth. 18, 18.

Kirchenvätern nur Eine Stimme darüber, daß die Kirchenstrafen gleichen Zweck mit den übrigen haben, nämlich Gott für die Sünden genug zu thun; es leuchtet dieses schon an sich ein; denn nur Gott, nicht die Kirche wird durch die Sünde beleidiget. Handelt nun die Kirche da, wo sie Strafen auflegt, im Namen Gottes, warum nicht auch da, wo sie jene Strafen entweder ganz oder zum Theil nachläßt? Würde die Strafe nicht auch von Gott nachgelassen, so wäre es falsch, daß alles, was die Kirche auf Erde löst, auch im Himmel gelöset sey. —

Die Kirche hat auch jederzeit Ablässe ertheilt; davon kann man Beispiele aus allen christlichen Jahrhunderten anführen. Aus 2 Cor. 2. ersehen wir, daß schon Paulus einen Ablaß ertheilt hat; er handelte hier gerade so, wie die Kirche jetzt noch handelt, wenn sie einen Ablaß ertheilt. — Der Apostel vergiebt dem Blutschänder etwas um der übrigen Corinthier willen an Christi statt, damit derselbe nicht in allzu große Traurigkeit versinke. Nach dem Beispiele des Apostel Paulus ertheilte die Kirche Ablässe entweder auf die Fürbitte der Martyrer, oder in Rücksicht auf den großen Eifer der Büssenden. Als die Kirchenstrafen aufgehört hatten, fuhr die Kirche nichts desto weniger fort, Ablässe zu ertheilen, sie wandelte nämlich die langwierigen Bußwerke in kürzer dauernde, aber namhafte um. Die Ablässe sind also so alt, als die christliche Kirche, und Niemand hat gezweifelt, daß die Ablässe auch vor dem Gerichtshofe Gottes Geltung haben. Auch der Schatz der Verdienste Christi und der Heiligen war, wenn man nicht auf den Namen, sondern auf die Sache sieht, immer schon den Ablässen unterstellt; man bedenke nur, daß schon Paulus den Ablaß an der Stelle Christi und auf die Fürbitte der Korinthier ertheilt hat. —

Es hat freilich eine Zeit gegeben, da man mit den Ablässen zu freigebig war; man darf aber nicht übersehen, daß die Kirche eine solche übertriebene Freigebigkeit laut mißbilliget hat. Schon auf dem vierten Kirchenrath im Lateran that man Vorsorge, daß durch unzeitige und überflüßige Ab=

lässe die Schlüsselgewalt der Kirche nicht verächtlich gemacht, und die Busse entkräftet werde. Der Kirchenrath von Trident hat unter andern auch die Verordnung gemacht, daß bei Verleihung der Ablässe Maß gehalten werden sollte, damit nicht durch eine allzugroße Freigebigkeit die Kirchenzucht leide. —

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, daß die Kirche die Gewalt hat, Ablässe zu ertheilen, und daß die Ablässe in gewissen Fällen nützlich sind; und gerade darin besteht die katholische Lehre von dem Ablaß, die sich also recht gut vertheidigen läßt.

Wird durch den Ablaß die ganze zeitliche Strafe nachgelassen, so heißt er ein vollkommener; wird aber jene Strafe nur zum Theil nachgelassen, ein unvollkommener. Es versteht sich von selbst, daß die Ablässe nur Lebenden zu statten kommen können; denn die Verstorbenen stehen nicht mehr unter der Gerichtsbarkeit der Kirche; die sogenannten Seelenablässe sind nichts weiter, als Fürbitten der *Lebenden* für die Verstorbenen.

82.

Auch die Oelung der Kranken hat alle Merkmale eines Sakramentes; die Salbung mit Oele, verbunden mit Gebeth macht, das sichtbare Zeichen aus; die Gnade besteht nach Jacob 5, 14 darin, daß dem Kranken aufgeholfen, und wenn er in Sünden ist, diese ihm vergeben werden. Wenn *man* die Genesung gerade für keine Gnade halten will, so wird man wenigstens die Vergebung der Sünden für eine solche gelten lassen müssen. Bedenkt man, daß nur Christus mit dem sinnlichen Zeichen Gnade verbinden kann, so muß man schon zum voraus annehmen, daß die Oelung auch von Christus eingesetzt ist. Die katholische Lehre von der Oelung beruht zwar zunächst auf der oben angeführten Stelle, Jac. 5, 14; aber lange vorher, ehe Jacobus seinen Brief schrieb, salbten die Apostel die Kranken mit Oel und heilten sie (Marc. 6, 13); ohne Zweifel, der Weisung gemäß, die sie von Christus erhalten hatten. (Matth. 10, 8 f. f.) Jacobus hat also nicht seine eigene Lehre vorgetragen, sondern eine

ältere Anordnung Christi den Gläubigen in das Gedächtniß zurückgerufen, und man kann die Oelung um so weniger für eine menschliche Erfindung ansehen.

Die Oelung, von der Jacobus spricht, hat nichts mit den gewöhnlichen Heilungen gemein; denn einmal ist Oel kein Mittel gegen alle Krankheiten, und Arznei überhaupt darunter zu verstehen, dazu ist kein Grund da; wenn aber auch Oel ein Universalmittel wäre, so könnte es doch nie die Wirkung haben, daß die Sünden nachgelassen werden. Das Wort „Aeltester" bezeichnet in der Kirchensprache immer einen Priester, nie aber einen Laien. Die Oelung des kranken Christen ist also eine religiöse Handlung, bei welcher Gott alles wirkt. Man hat auch die Oelung bis auf Luther den Sakramenten beigezählt; eine solche ununterbrochene Ueberlieferung von fünfzehnhundert Jahren beweist noch stärker, als die Schrift, daß die Oelung ein wahres, von Christus selbst eingesetztes Sakrament ist. Durch die Oelung erhält der Kranke zunächst nur Erleichterung und Vergebung der Sünden; öfters wird freilich auch die Krankheit geheilt; dieses ist indeß keine nothwendige Wirkung derselben, weil das Oel, wie wir schon gesagt haben, keine Arznei, sondern nur das Zeichen der Gnade ist; nur wenn es dem Kranken zum Wohl gereicht, wird Gott ihn auch retten.

83.

Auch in der Priesterweihe vereinigen sich alle Merkmale eines Sakramentes, und zwar die Einsetzung: „Derselbe (Christus) bestellte einige zu Apostel, andere zu Propheten, andere zu Evangelisten, andere zu Hirten und Lehrer." *) Man legte denen, die zu Priestern geweiht werden sollten, die Hände auf; sieh hier das sinnliche Zeichen! und mit diesem Zeichen wurde den zu Weihenden auch übernatürliche Gnade verliehen: „Verwahrlose die Gnade nicht, welche in dir ist, und welche dir durch die Händeauflegung der Priester einer Weissagung zufolge ertheilt worden ist." **)

*) Ephes. 4, 11.
**) 1 Tim. 4, 14.

Mit Recht halten wir also die Priesterweihe für ein Sakrament; es war dieses auch der Glaube der Kirche von der frühesten Zeit an; wir finden die Priesterweihe schon von Augustin den Sakramenten beigezählt, und er war gewiß nicht der Erste, noch auch der Einzige, der aus der Weihe ein Sakrament gemacht hat. Dieser Glaube mag um seinen Grund in den heiligen Schriften, oder in einer Ueberlieferung der Apostel haben, so hat er ein großes Gewicht und erlaubt nicht, daß man die Priesterweihe für eine blosse, von Menschen erfundene Ceremonie halte.

Um zum Priesterthum zu gelangen, muß man erst verschiedene Stufen durchgehen; es giebt also mehrere Weihen; auf der untersten Stufe werden die so genannten vier kleineren Weihen ertheilt; sodann das Subdiakonat, Diakonat, und endlich das eigentliche Priesterthum. Von diesen Weihen ist nur jene der Priester das eigentliche Sakrament; denn nur bei dieser alle Merkmale eines Sakramentes zusammen. Selbst das Episkopat ist kein eigenes Sakrament; denn Christus hat nur Apostel eingesetzt, und diese waren Bischöfe und Priester zugleich; wir lesen nirgends, daß sie als Bischöfe noch eine besondere Weihe erhalten haben; die Bischöfe haben also nur die Gerichtsbarkeit vor den Priestern voraus; die Weihe aber haben sie mit diesen gemein. Daher sagt schon Chrysostomus: „Die Bischöfe haben vor den Priestern dieses voraus, daß sie weihen. *) Hieronimus: „Was thut der Bischof, wenn man die Weihung ausnimmt, was nicht auch der Priester thut?" **) Der Kirchenrath von Trident hat zwar erklärt, daß das Episkopat über das Presbyterat stehe; höher ist es aber, ohne ein eigenes Sakrament zu seyn. Es läßt sich auch nicht einsehen, wozu ein zweites Sakrament nothwendig seyn sollte, nachdem schon einmal die Gnade durch die Priesterweihe ertheilt worden ist. Das Diakonat wurde erst von den Aposteln nach

---

*) Homil. 11 über 1 Tim.

**) Epist. ad Evagrium 85.

vorläufiger Ueberlegung eingesetzt; hätte Christus das Diakonat entweder selbst eingesetzt, oder wenigstens den Aposteln den Auftrag gegeben, dasselbe einzusetzen, so hätte es weiter keiner Ueberlegung bedurft; es fehlt also ein wesentliches Merkmal — die Einsetzung durch Christus. Daß man den Diakonen in der Folge höhere Verrichtungen übertragen hat, ändert nichts an der Sache; sie bleiben immer Diener der Kirchendiener, wie schon der Name sagt. Von dem Subdiakonat kann ohnehin keine Rede seyn.

Durch die Weihe wird der Mensch aus dem Laien- in den Priesterstand versetzt; diese Versetzung aber, wenn sie einmal giltig geschehen ist, bleibt immer giltig, und die Gewalt, die er durch diese Versetzung überkommen hat, kann zwar suspendirt, aber nicht mehr genommen werden. Darum kann man die Priesterweihe eben so wenig, als die Taufe und die Firmung wiederholen.

84.

Auch die Ehe ist ein Sakrament. Es ist zwar um den ehelosen Stand etwas Erhabenes, und es unterliegt keinem Zweifel, daß derselbe dem ehelichen vorzuziehen ist; Christus sagt: „Es giebt Verschnittene, die von Mutterleib so geboren sind; es giebt dann Verschnittene, die von Menschen dazu gemacht wurden; und endlich einige, die sich um des Himmelreiches willen selbst dazu gemacht haben. Wer es fassen kann, der fasse es.“ *) Paulus: „Wer seine Jungfrau verheirathet thut wohl; wer sie aber nicht verheirathet thut besser.“ **) Es leuchtet dieses schon der Vernunft ein; es gehört nämlich ein hoher Grad von Selbstverläugnung dazu, den Geschlechtstrieb, den stärksten aller thierischen Triebe zu beherrschen; dann sind die Ehelosen, wie Christus sagt, (Matth. 22, 30.) wie die Engel im Himmel; endlich ist der Ehelose aller zeitlichen Sorgen, die mit dem Ehestand unzertrennlich verbunden sind, überhoben, und um so mehr im

*) Matth. 19, 12.
**) 1 Cor. 7, 38.

Stande, sich mit höheren Dingen zu beschäftigen. Man muß aber, wie es sich von selbst versteht, den ehelosen Stand aus moralischen Beweggründen wählen; wollte jemand bloß darum ehelos bleiben, weil er die Beschwerden des Ehestandes scheut, oder weil er Abwechselung in seinen Genüßen liebt, so wäre die Ehelosigkeit nicht nur nicht vorzüglicher als der Ehestand, sondern höchst verwerflich; von dieser Art der Ehelosigkeit ist also hier keine Rede.

Die oben, für den Vorzug des ehelosen Standes angeführten Gründe sind allgemein giltig; denn es bleibt zu allen Zeiten gut und löblich, sich dessen zu entschlagen, was dem Streben nach christlicher Vollkommenheit hinderlich ist. Man kann also nicht sagen, daß der ehelose Stand bloß augenblicklich, nämlich in den ersten Zeiten der christlichen Kirche einen Vorzug gehabt habe. Es gereicht dem katholischen Christenthume zur großen Ehre, daß es unter seinen Bekennern beiderlei Geschlechtes immer einige zählt, die, um Gott besser dienen zu können, dem Ehestande entsagen, und keusch leben; solche Menschen schafft nur das Christenthum; selbst jene Christen, die sich von den Katholiken getrennt haben, können seitdem nichts Aehnliches mehr aufweisen. Die Priester sind schon vermöge ihres Amtes zum ehelosen Stand verbunden; es liegt darin keine Ungerechtigkeit; denn die Kirche zwingt Niemand, Priester zu werden, wer sich aber freiwillig dazu entschließt, von dem fodert man mit Recht auch die möglich größte Vollkommenheit; oder wenn die Vollkommenheit nicht bei den Priestern zu finden ist, wo soll man sie denn suchen? Es ist freilich nicht allen Menschen gegeben, ehelos zu bleiben; daraus aber folgt nur so viel, daß jeder, der den Priesterstand wählt, sich wohl prüfen soll, ob er sich selbst beherrschen könne; nur jene, die so viel moralische Kraft haben, sind zum Priesterstand berufen, und es wird an solchen zu keiner Zeit fehlen.

Es ist indeß dem Christen nicht verbothen, zu heirathen; nicht alle, sagt Christus, fassen es; er hat deßwegen auch die Ehe geordnet, wie wir gleich sehen werden. Paulus sagt,

daß, wer seine Jungfrau verheirathet, wohl thue, und ist übel auf jene zu sprechen, die damals verbothen zu heirathen. (1 Tim. 4, 3.)

Was nun die Ehe betrifft, so hat Christus erstlich die Vielweiberei verbothen, und die Ehe auf die ursprüngliche Einsetzung zurückgeführt: „Habt ihr nicht gelesen, daß der Schöpfer im Anfange sie als Mann und Weib geschaffen, und gesprochen hat: Um deßwillen wird ein Mann Vater und Mutter verlassen, und seinem Weibe anhangen, und es werden zwei in Einem Fleische seyn. Was nun Gott vereiniget hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“ *) Es wird in den heiligen Schriften ausdrücklich bemerkt, daß Lamech zuerst zwei Weiber nahm — ein Beweis, daß die Vielweiberei bis dahin unbekannt war. Es ist aber hier nur von der gleichzeitigen Vielweiberei die Rede; stirbt ein Ehetheil, so kann der andere auch als Christ wieder heirathen: „Das Weib ist an das Gesetz gebunden, so lang ihr Mann lebt: ist aber ihr Mann gestorben, so ist sie frei, und kann heirathen, wenn sie will, nur soll es in dem Herrn geschehen.“ **) Es ist auch nicht einzusehen, warum die zweite Ehe weniger anständig seyn sollte, als die erste.

In der Stelle Matth. 19, 4 f. f. verbiethet Christus mit der Vielweiberei zugleich die Ehescheidung; er legte nämlich mehr in seine Antwort, als die Pharisäer wissen wollten; diese nahmen als ausgemacht an, daß der Mann dem Weibe den Scheidebrief geben, und sogleich wieder ein anderes heirathen könne; die Frage war nur, ob der Mann das Weib bloß wegen Untreue, wie das Mosaische Gesetz sagte, oder aus was immer für einer Ursache, wie einige Schriftgelehrten meynten, entlassen dürfe. Dagegen sagte nun Christus: Ihr Pharisäer seyd bloß darum so freigebig mit dem Scheidebrief, weil ihr glaubt, sogleich wieder ein anderes Weib nehmen zu können; allein dem ist nicht so; ich sage euch: Wer sein Weib entläßt, es sey denn um der Hurerei willen, und eine andere

*) Matth. 19, 4.
**) 1 Cor. 7, 39.

nimmt, der bricht die Ehe, und wer eine Geschiedene heirathet, bricht gleichfalls die Ehe. — Da es Christus mit jüdischen Gesetzlehrern zu thun hatte, so antwortete er ihnen auch ihrem Gesetze gemäß, welches die Ehescheidung im Falle einer Untreue erlaubte. Aber er gab ihnen zugleich zu verstehen, daß die Ehe selbst wegen Untreue nicht getrennt werden dürfe; denn als die Pharisäer ihn fragten; warum denn Moses gebothen habe, dem Weibe einen Scheidebrief zu geben, und sie zu entlassen, so erwiederte er: Moses hat euch wegen euerer Hartherzigkeit erlaubt, euere Weiber zu entlassen; im Anfange aber war es nicht so. Zu seinen Jüngern, die ihn zu Hause noch einmal fragten, sagte er: „Wer sich von seinem Weibe scheidet, und eine andere nimmt, der bricht die Ehe mit ihr. Eben so, wenn das Weib sich von dem Manne scheidet, und einen andern nimmt, so bricht sie die Ehe.“ *) Hier verbiethet Christus die Ehescheidung ohne Ausnahme; eben so bei Lukas 16, 18. Die Jünger haben dieses auch gut gemerkt; denn sie sagten gleich darauf zu Christus: „Wenn die Sache des Mannes mit dem Weibe sich so verhält, so ist nicht gut heirathen.“ **) Paulus, der jedesmal wohl unterscheidet, was seine eigene, und was Vorschrift Christi ist, sagt über die Ehe der Christen: „Den Verheiratheten gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht von dem Manne scheide. Scheidet sie sich aber doch, so bleibe sie unverheirathet, oder versöhne sich mit ihrem Mann. So soll auch der Mann sein Weib nicht verstossen.“ ***)

Die katholische Kirche erklärt bekanntlich das Band der Ehe für schlechthin unauflösbar; ob es aber unauflösbar sey, gemäß göttlichen Rechtes, dieses hat sie unentschieden gelassen; der Kirchenrath von Trident verwahrte sich nur dagegen, daß es ein Irrthum ist, das Band der Ehe für unauflöslich selbst nach göttlichem Rechte zu erklären. Die Unauflösbarkeit der Ehe ist also zwar eine entschiedene Sache, je-

*) Marc. 10, 10.
**) Matth. 19, 10.
***) 1 Cor. 7, 10.

doch kein Glaubensartikel. Die griechische Kirche scheidet noch gegenwärtig wegen Ehebruch, ohne daß man sie deßhalb von Seite der Katholiken einer Ketzerei beschuldiget. Man hätte auch über die Auflösbarkeit der Ehe nie ein Wort verliehren sollen; denn das Gegentheil ist klar in den heiligen Schriften ausgesprochen, und hat auch die Vernunft für sich; um jede Ehescheidung ist es etwas sehr Mißliches; sie zerstört das häusliche Glück, hindert die Erziehung und gefährdet die Sittlichkeit. — Ist eine Aussicht da, daß das Eheband getrennt werden kann, so wird des Scheidens kein Ende seyn; wenn die Eheleute einander überdrüßig sind, wie bald wird sich da ein Anlaß zur Trennung finden? Ist hingegen den Eheleuten die Aussicht auf Scheidung benommen, so werden sie sich so leicht nicht entzweien, oder bald wieder vereinigen, und sich die traurigen Folgen der Ehescheidung ersparen. —

Christus hat die Ehe überdieß noch zu einem Sakrament gemacht, und dadurch unterscheidet sich die Ehe des Christen von jeder andern. Die heiligen Schriften melden zwar nicht, daß mit der Ehe übernatürliche Gnade ertheilt werde, worauf es bei den Sakramenten vorzüglich ankömmt. Daraus folgt aber noch nicht, daß die Ehe kein Sakrament ist; es giebt noch eine ältere Glaubensregel, als die heilige Schrift — die Tradition, und da, wo uns jene verläßt, muß man zu dieser seine Zuflucht nehmen; sie hat nicht minder göttliche Auctorität, als das geschriebene Wort Gottes. Der beständigen Ueberlieferung zufolge ist aber die Ehe ein Sakrament, wie die Taufe. Zeugen dieser Ueberlieferung ist Ignatius M., der in seinem Brief an Polykarp sagt: „Braut und Bräutigam sollen die Ehe eingehen nach dem Gutbefinden des Bischofes, damit die Ehe dem Willen Gottes gemäß sey.“ — Ein anderer Zeuge in dieser Sache ist Tertullian, der die Ehe des Christen preist, als welche die Kirche schließt, das Opfer bestätiget, die Einsegnung besiegelt, die Engel hinterbringen, und der Vater gut heißt. Aus diesen Zeugnissen geht wenigstens so viel hervor, daß man bei der ehelichen Verbindung Gnade

erwartete; sonst wüßte man wahrlich nicht, was denn die Kirche mit der Ehe hätte zu thun haben sollen. Es fehlt indeß auch nicht an Zeugnissen, in denen die Ehe geradezu ein Sakrament genennt wird; Augustin sagt: „Das Gute der Ehe läuft bei allen Völkern und Menschen auf die Zeugung und die eheliche Treue hinaus; was aber das Volk Gottes betrifft, kömmt auch noch die Heiligkeit des Sakramentes hinzu, die nicht erlaubt, daß der verstossene Theil bei Lebzeiten ihres Mannes einen anderen heirathet.“ *) — „In der Kirche hat man nicht bloß auf das Band, sondern auch auf das Sakrament der Ehe zu sehen.“ **) Lange vor Augustin hat Tertullian die Ehe in der Reihe der übrigen Sakramente aufgeführt. Die Griechen erkennen die Ehe eben so, wie die Katholiken als Sakrament, und man kann überhaupt vor Luther keinen Mann nennen, der geläugnet hätte, daß die Ehe ein Sakrament sey.

Im Ehestande ist auch eine größere Gnade, als vielleicht in jedem andern nothwendig, damit die natürliche Liebe, welche wegen ihres irdischen Ursprunges, und ihrer irdischen Tendenz immer noch unrein ist, geläutert, das Band fester geknüpft und die Eheleute in den Stand gesetzt werden, die wichtigen Pflichten ihres Standes mit einer Liebe zu erfüllen, die aus der Gluth aller Lebensschicksale lauterer, kräftiger und herrlicher hervorgeht. Daß es so viele unglückliche Ehen giebt, kömmt größtentheils daher, weil die Eheleute sich der thierischen Lust hingeben, mehrere Kinder erzeugen, als sie erziehen können, zuletzt gegeneinander gleichgiltig werden, und andere Genüße aufsuchen. —

Das äussere Zeichen bei dem Sakrament der Ehe ist die wechselseitige Einwilligung, die sich äusserlich kund giebt. Einige wollten die Brautleute sogar zu Ausspendern des Sakramentes machen. Allein dieses widerspricht der Ueberlieferung der früheren Jahrhunderte, nach welcher die Ehe

*) De bono conjug. c. 24.

**) De fide et operibus.

von der Kirche eingesegnet wurde. Es läßt sich auch mit der Natur eines Sakramentes nicht vereinigen, daß diejenigen, die das Sakrament empfangen, dasselbe zugleich ertheilen. Die Sakramente haben ihre Kraft daher, daß Christus entweder selbst thätig ist, oder daß die Handlung des Ausspenders eben so viel, als eine Handlung Christi ist; nun aber sind die Handlungen der Brautleute im strengsten Sinne persönlich; sie können also nicht als Handlungen Christi angesehen werden.

85.

Man kann nicht beweisen, daß es ausser den angeführten Handlungen auch noch andere gebe, bei denen die drei Merkmale eines Sakramentes vorkommen; mit Recht behauptet also der Katholik, daß es *sieben* Sakramente, nicht mehr und nicht weniger gebe.

Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß Christus alle sieben Sakramente *unmittelbar* eingesetzt hat; die Apostel waren wegen des Ritus nie in Verlegenheit; sondern nahmen denselben immer auf gleiche Weise vor, und erwarteten mit Zuversicht die Wirkung — ein Beweis, daß sie nie in dem Fall waren, denselben erst bestimmen zu müssen. Gesetzt aber, daß Christus den Ritus der Sakramente nicht durchgängig bestimmt, sondern den Aposteln etwas überlassen hat, so bleibt es darum nicht minder wahr, daß Christus die sieben Sakramente eingesetzt hat, weil er in jedem Falle die Gnade verheissen hat, wodurch der Ritus erst zum Sakrament wird. Höchstens kann man sagen, daß einige Sakramente von Christus unmittelbar, andere wenigstens *mittelbar* eingesetzt worden sind.

Die *Wirksamkeit* der Sakramente ist durch nichts bedingt, als durch das äussere Zeichen — Ritus. — Von der Taufe heißt es: Wer glaubt und getauft ist, der wird selig; bei der Firmung: Sie legten ihnen die Hände auf, und sie empfiengen den heiligen Geist; von dem Abendmahle: Wer mein Fleisch ißt, und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben u. s. f.; von dem Glauben und der Frömmigkeit des

Ausspenders ist nirgends eine Rede. Es wäre auch schlimm, wenn es bei den Sakramenten auf die Würdigkeit des Ausspenders ankömme; denn da diese nicht in die Augen fällt, so könnte sich kein Mensch je beruhigen, daß er das Sakrament wirklich empfangen habe. Es ist also liebvolle Fürsorge von Seite Christi, daß er die Gnade an die Handlung des Sakramentes — opus operatum — geknüpft hat. Darum ist es jedoch nicht einerlei, wie die Sakramente verwaltet werden, ob man sie mit oder ohne Vorbereitung empfängt. Der Ausspender muß wenigstens die Meinung haben, zu thun, was Christus angeordnet, und die Kirche immer gethan hat. Wer aber ein Sakrament empfangen will, muß dazu fähig seyn, und sich zum Empfange vorbereiten; die Wirkung wird um so größer seyn, je besser die Vorbereitung ist. Die Taufe und Busse nennt man Sakramente der Todten, weil durch sie der Mensch erst gerecht wird; die übrigen heißen Sakramente der Lebendigen, weil der Mensch, um sie empfangen zu können, schon im Stande der Gerechtigkeit sich befinden muß.

Durch die Gnade Christi nun kann der Mensch werden, was er seyn soll, und was er ursprünglich war; es kömmt nur mehr darauf an, daß er sich dieselbe auch zu Nutzen mache. Darüber aber muß er einst Rechenschaft geben, und je nachdem er diese Gnade benützt oder vernachlässiget hat, wird sein Loos in der Ewigkeit bestimmt. Wir haben also jetzt noch die katholische Lehre von der Vergeltung und dem Zustande jenseits des Grabes vorzutragen; man nennt sie auch die Lehre von den letzten Dingen.

III. Kapitel.

Die Lehre von den letzten Dingen.

86.

Diejenigen Menschen, welche die Gesetze Christi befolgen, und die angeordneten Heilsmittel gebrauchen, werden selig; jene hingegen, die die Gesetze nicht annehmen, oder wenigstens die Mittel nicht gebrauchen, werden verdammt; so hat

es Gott beschlossen. Der Beschluß Gottes, die Guten selig zu machen, heißt die Vorherbestimmung; der Beschluß die Bösen zu verdammen, die Verwerfung. Da nichts in der Welt geschieht, ohne daß es Gott beschlossen hat, so sieht man leicht ein, daß Gott auch die Seligkeit der Guten und die Verdammniß der Bösen beschlossen haben müsse; läugnen, daß es einen göttlichen Beschluß der Vorherbestimmung und der Verwerfung gebe, hieße eben so viel, als sagen, daß einige Menschen selig, die anderen verdammt werden, ohne daß Gott dieses weiß und will; Gott wäre aber nicht Gott, wenn auch nur ein Sperling ohne sein Wissen und seinen Willen vom Dache fallen könnte. —

87.

Daß Gott wirklich beschlossen hat, die Guten selig zu machen, die Bösen aber zu verdammen, erhellt aus Matth. 25, 31 f. f.; hier sagt Christus, daß das Himmelreich, welches die Guten in Besitz nehmen werden, denselben schon seit Grundlegung der Welt bereitet sey, aber auch das Feuer, das die Bösen zugleich mit dem Teufel und seinen Engeln peinigen wird. Der Unterschied zwischen diesen beiden Beschlüssen ist nur der, daß Gott die Glückseligkeit der Guten auch will; die Verdammniß der Bösen aber nur zuläßt, ohne sie zu wollen.

Von der Vorherbestimmung der Guten sagt Paulus: Die er vorhergesehen hat, die hat er auch vorherbestimmt, daß sie dem Bilde seines Sohnes gleichförmig werden sollen, damit derselbe der Erstgeborne unter vielen Brüdern sey. Welche er aber vorherbestimmt hat, die hat er auch berufen; und welche er berufen, die hat er auch gerecht gemacht; welche er aber gerecht gemacht, die hat er auch verherrlichet.“ *) Die Zahl der Vorherbestimmten ist nur Gott allein bekannt.

88.

Von den göttlichen Beschlüssen sind einige ohne alle Rücksicht; andere mit Rücksicht auf die Freiheit der Menschen

*) Röm. 8, 29 f. f.

gefaßt; die ersten heissen **unbedingte**; von dieser Art ist der Beschluß der Schöpfung; die anderen heissen **bedingte**, dergleichen sind der Beschluß der Vorherbestimmung und der Verdammniß. Gott hat den Menschen ohne sein Verdienst erschaffen; aber er macht ihn nicht ohne sein Verdienst selig; aber eben so wenig verdammt er ihn, ohne daß er es verdient. Der Grund der Verdammniß ist indeß nicht die **Erbsünde** allein; denn diese ist allgemein, und wird durch die Taufe nachgelassen; würde Gott durch sie allein schon bestimmt, den Menschen zu verdammen, so würde sie in keinem Falle nachgelassen werden, und es müßten alle Menschen ohne Ausnahme verdammt werden. Nach Matth. 25, 41 f. f. sind es die **wirklichen** Sünden, die dem Menschen die Verdammniß zuziehen: „Weichet von mir, ihr Verfluchten in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist! Denn ich war hungrig, und ihr habt mir nicht zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränkt u. s. f. Nur ein so bedingter Beschluß der Verdammniß ist vernunftmäßig; nach blosser Laune verdammen, wäre Despotismus, der sich mit der Idee von einem guten, heiligen und gerechten Gott nicht vereinigen läßt; ja ein Beschluß dieser Art würde diese Idee geradehin zerstören, und den Menschen im Streben nach Tugend irre machen, weil er doch vom Zufall, Schicksal oder von einer despotischen Willkühr die Harmonie der Tugend und Glückseligkeit nicht erwarten kann.

89.

Der Beschluß Gottes, die Guten zu belohnen, und die Bösen zu bestrafen, wird unmittelbar nach dem **Tode** vollstreckt.

Durch den Tod wird die Seele von dem Leibe getrennt, und der ganze Organismus, der den Menschen ausmacht, zerstört. Sterben ist die einzige Regel, die keine Ausnahme leidet: „Es ist des Menschen Loos, einmal zu sterben.“ *) — Die nächste Ursache des Todes liegt freilich in der Maschine

*) Heb. 9, 27.

unseres Körpers, die sich abnützt, und allmählig auflöst; dazu kommen Krankheiten aller Art, welche die Auflösung beschleunigen. Aber man kann immer wieder fragen, warum ist denn der Körper nicht so beschaffen, daß er der Auflösung widersteht? Der Tod, wie wir ihn aus Erfahrung kennen, ist ein Uebel; warum hat Gott den Menschen nicht ganz glücklich gemacht? Da lehrt uns die heilige Schrift, daß Gott den Menschen wirklich unsterblich auch dem Leibe nach geschaffen hat, und der Tod nur eine Wirkung der Sünde ist, die derselbe hätte vermeiden können und sollen. Was es mit dieser Unsterblichkeit des Leibes für eine Bewandtniß hatte, ist anderswo schon gesagt worden. Die entfernte Ursache des Todes ist also die Sünde der Stammeltern: „Wie durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist, und durch die Sünde der Tod; so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle in ihm gesündiget haben." *)

Ueber die Nothwendigkeit zu sterben, haben die Menschen von jeher sich zu trösten gesucht; abermals ein Beweis, daß der Tod ein Uebel ist. Die Trostgründe sind indeß sehr verschieden; der Eine befreit sich von der lästigen Furcht des Todes mit Einem Male dadurch, daß er sich selbst das Leben nimmt, ein Anderer wirft sich der sinnlichen Lust in die Arme, und meynt, wenn er den Becher derselben bis auf die Hefe ausgetrunken hat, könne er wohl vom Schauplatz abtreten; ein Dritter tröstet sich damit, daß sein Name in der Geschichte fortlebt; ein Vierter bewaffnet sich mit philosophischen Spitzfindigkeiten. — Alles dieses gewährt indeß keinen wahren Trost im Tode; der Selbstmörder muß bei einigem Nachdenken sich selbst gestehen, daß er in einem andern Leben zu einer um so größern Qual erwachen werde; der Sünder wird, wenn er aus seinem Rausche erwacht, von dem Gedanken an den Tod beunruhiget, je näher er demselben gekommen ist; der Ruhm ist eitel, und nützt wenigstens dem Todten nichts; philosophische Spitzfindigkeiten lassen sich wohl angenehm lesen, können aber, wenn es Ernst wird, der Furcht

*) Röm. 5, 12.

vor dem Tode nicht das Gleichgewicht halten. Allein das Christenthum biethet alles dar, was die wahre Philosophie an Trostgründen Solides hat, und stellt noch neue auf, die keine Philosophie zu geben im Stande ist. Der dem Christenthume eigenthümliche Trostgrund ist nach Paulus die Hoffnung, daß jene, welche in Jesu entschlafen sind, mit ihm zur Auferstehung gelangen. (1 Theß. 4, 12 f. f.)

90.

Der Leib des Menschen wird nach dem Tode wieder zur Erde, aus der er ursprünglich genommen war, und dient andern Körpern zur Nahrung. Die Seele aber ist unsterblich. Wir haben schon anderswo gezeigt, daß die Patriarchen an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt haben. Darauf aber wurden sie nicht durch ihre Vernunft geführt; denn die Vernunft kann nicht sagen, was Gott beschlossen hat, oder was er thun muß. Wenn sich aber die Unsterblichkeit der Seele aus Vernunftgründen beweisen ließe, so dürfen wir den Patriarchen nicht so viel wissenschaftliche Bildung zutrauen, als ein solcher Beweis fodert. Der Glaube an Unsterblichkeit beruht auf Offenbarung, und hat sich durch Ueberlieferung fortgepflanzt. Deßwegen findet man den Glauben an Unsterblichkeit bloß bei solchen Völkern, welche jene Ueberlieferung bewahrt haben. Von den bewunderten Philosophen Griechenlandes glaubten nur wenige an Unsterblichkeit; selbst Sokrates brachte es kaum über eine Ahnung hinaus. Die Hebräer haben jenen Glauben von ihren Stammvätern erhalten, und denselben nie allgemein verläugnet; die Sekte der Sadduzäer, welche die Unsterblichkeit unter den Hebräern läugneten, ist erst späteren Ursprunges, und gerade durch den herrschenden Glauben an Unsterblichkeit hervorgerufen worden; denn wäre diese bis dahin unbekannt gewesen, so hätte es nicht auffallen können, daß die Sadduzäer sie bekämpfen, oder vielmehr es war kein Grund da, sie zu bekämpfen. Daß Christus die Unsterblichkeit der Seele gelehrt hat, bedarf keines Beweises; dieses räumen selbst jene ein, die in ihm nur

den Weisen erkennen, und rechnen es ihm zum großen Verdienst an, daß er diese Lehre in das rechte Licht gesetzt hat.

91.

Unmittelbar nach dem Tode muß der Mensch seine Handlungen vor einem göttlichen Gerichte vertreten, und erhält ein ihrem Werthe oder Unwerthe entsprechendes Loos zugetheilt; man nennt dieses ein besonderes Gericht: auf den Tod folgt das Gericht.« *) Die Seelen der Guten werden ohne Aufschub zur Seligkeit zugelassen: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen; wäre dem nicht so, so hätte ich es euch gesagt. Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten. Und wenn ich hingegangen bin, und euch eine Stätte bereitet habe, so werde ich wiederkommen, und euch zu mir nehmen, damit ihr auch seyd, wo ich bin.« **) Die Bösen erleiden unmittelbar die Strafe der Hölle: „Es starb auch der Reiche, und wurde in die Hölle begraben.« ***) Unser zukünftiger Zustand muß mit dem gegenwärtigen zusammenhängen. Durch einen Zwischenraum würde die Belohnung der Tugend und die Bestrafung des Lasters verzögert werden; beides aber ist mit der ewigen Wirksamkeit der göttlichen Gerechtigkeit nicht vereinbar. Auch würde ein Zwischenraum zwischen diesen beiden Wirkungskreisen die moralische Kraft des Menschen schwächen, und ein Verlurst für seine ganze Bestimmung seyn. Der Chiliasmus oder die Meinung, daß sowohl die Belohnung der Guten, als die Bestrafung der Bösen einen Aufschub leide, und jene mit Christus tausend Jahre auf dieser Erde regieren werden, hat weder in den heiligen Schriften, noch in der Vernunft einen Grund. —

92.

Unter den Menschen, die aus dieser Welt gehen, sind auch solche, die für die Hölle zu gut; für den Himmel aber

---

*) Heb. 9, 17.

**) Joh. 14, 2 f. f.

***) Luc. 16, 22.

zu schlecht sind, d. h. Leute, die mit geringeren Sünden aus diesem Leben scheiden, oder die rückständige zeitliche Strafe für schwerere Vergehen nicht vollständig abgetragen haben. Diesen weist der katholische Glaube einen Mittel- oder Reinigungsort an, aus dem sie seiner Zeit erlöst werden.

Alles kömmt hier auf die Frage an, ob es Sünden giebt, die in der andern Welt nachgelassen werden. Aus Matth. 12, 32 zu schließen, giebt es solche. Es liegt dieses auch schon in der Natur der Sache; denn nicht alle Sünden sind gleich groß, folglich auch nicht gleich strafbar. Menschen nun, die mit kleinern Fehlern aus dieser Welt gehen, kann man nicht den entschieden Lasterhaften gleich stellen. Eben so wenig kann man große Sünder, die bereits angefangen haben, Busse zu thun, aber von dem Tode überrascht wurden, ehe sie damit zu Ende waren, gleiches Schicksal mit jenen zutheilen, die in der Sünde vorsätzlich verharren. Es muß also einen Mittelzustand zwischen jenem der Seligen und jenem der Verdammten geben, der mit Recht ein Zustand der Reinigung heißt; hier geschieht, was der Apostel Paulus sagt: „Einen andern Grund kann Niemand legen, als der gelegt ist, und der ist Jesus Christus. Wenn aber jemand auf diesen Grund bauet, sey es Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln; so wird eines jeden Werk offenbar werden; denn der Tag des Herrn wird es an's Licht bringen; im Feuer wird es offenbar werden; das Feuer wird es erproben, wie das Werk eines jeden beschaffen ist. Bleibt das Werk, das jemand darauf gebaut hat, so wird er Lohn empfangen. Verbrennt aber sein Werk, so wird er dessen verlurstig seyn; er aber wird gerettet werden, doch nicht anders, als durch das Feuer.“ *) — Der Reinigungsort war auch von jeher Gegenstand des katholischen Glaubens; Zeuge dessen ist ausser vielen andern Kirchenvätern Origenes, der in einer seiner Homilien sagt: „Von jenen Sünden, die nach diesem Leben mit uns hinübergehen, sind einige von der Art,

*) 1 Cor. 3, 11.

daß sie eine Reinigung zulassen nach dem Urtheil jenes hohen Priesters, dem das Verborgene nicht entgehen kann, und der mit den Seelen verfahren wird, je nach dem er sieht, daß der Aussatz an denselben heil= oder nicht heilbar ist.« Der Sitte, für die Verstorbenen zu bethen, die in der katholischen Kirche allgemein herrschend ist, liegt offenbar der Glaube an einen Reinigungsort zu Grunde; denn die Seligen im Himmel bedürfen des Gebethes nicht: den Verdammten aber nützt es nichts; gäbe es also keinen Mittelzustand, so wäre jenes Gebeth ganz zwecklos. Wer aber die Kirche gelehrt hat, für die Verstorbenen zu bethen, werden wir weiter unten zeigen.

93.

Die Glückseligkeit der Frommen übersteigt alle menschlichen Begriffe: »Kein Aug hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.« *) Was wir davon wissen können, lauft auf Folgendes hinaus: Die Seligen werden frei seyn von allen Mühseligkeiten: »Sie werden nicht mehr hungern und dürsten; es wird nicht mehr auf sie fallen die Sonne, noch irgend eine Hitze. Gott wird alle Thränen abwischen von ihren Augen.« **) »Selig sind die Todten, die im Herrn sterben . . . sie ruhen von ihren Mühseligkeiten, und ihre Werke folgen ihnen nach.« ***) Was uns hier belastet, ist der gebrechliche Körper mit seinen Bedürfnissen, die sinnlichen Triebe, die Bösartigkeit der Menschen, allerlei Unglücksfälle. — Legen wir also den Körper ab, und werden in einen andern Zustand versetzt, so fallen alle jene Mühseligkeiten weg. Ausser dem werden die Seligen Gott anschauen: »Jetzt schauen wir durch einen Spiegel in einem dunkeln Bilde; einst aber von Angesicht zu Angesicht.« ****) Dieses ist die Summe und der Inbegriff der

*) 1 Cor. 2, 9.
**) Apoc. 7, 16.
***) Apoc. 14, 13.
****) 1 Cor. 13, 12.

Glückseligkeit; denn es heißt so viel, als an der Herrlichkeit Gottes Theil nehmen. Uebrigens richtet sich die Seligkeit nach der Größe der Verdienste: „Ein jeder wird seinen Lohn nach seiner Arbeit empfangen.“ *)

Die Glückseligkeit der Frommen dauert ewig: „Die Gerechten werden in das ewige Leben gehen.“ **) Sie heißt daher auch eine unverwelkliche Krone der Herrlichkeit, ein unvergängliches Erbe, ein nicht zu erschöpfender Schatz u. s. f. Es gehört aber auch wesentlich zur Glückseligkeit, daß sie ewig ist; denn wenn der Selige weiß, daß es mit seiner Seligkeit ein Ende nehmen wird, so läßt ihn das Vorhersehen eines so großen Verlurstes nicht froh seyn. So viel ich weiß, ist es auch noch Niemand eingefallen, die Ewigkeit der Seligkeit zu läugnen, oder auch nur zu bezweifeln.

94.

Die Verdammten werden zunächst der Seligkeit verlurstig: „Wisset ihr nicht, daß die Ungerechten das Reich Gottes nicht besitzen werden?“ ***) Dazu kommen aber noch positive Strafen; worin diese bestehen, wissen wir eigentlich nicht; denn die Ausdrücke der heiligen Schriften, die sich darauf beziehen, sind bildlich, und bezeichnen nicht so fast die Beschaffenheit, als die Größe dieser Strafen; dergleichen sind „Folterkammer, äusserste Finsternisse, Wurm, der nie stirbt“; gewöhnlich aber bedienen sich die heiligen Schriften des Ausdruckes „Feuer“. Es hat aber mit diesem Feuer dieselbe Bewandtniß, wie mit dem Zähnklappern, dem Wurm und den übrigen bildlichen Ausdrücken; es ist das Symbol des empfindlichsten Schmerzes.

Was die Strafe der Verdammten sehr erhöht ist der Umstand, daß auch sie ewig dauern: „Diese (die Verdammten) werden in die ewige Strafe gehen.“ ****) Es ist kein

---

*) 1 Cor. 3, 8.

**) Matth. 25, 46.

***) 1 Cor. 6, 9.

****) Matth. 25, 46.

Grund da, warum dasselbe Wort ewig im nämlichen Contexte in zwei verschiedenen Bedeutungen gewonnen werden soll. Zu dem beruht ja die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafe nicht auf dem Wörtchen ewig allein; es kommen dazu noch andere Ausdrücke, die nur Eine Deutung zulassen, als: Ihr Wurm stirbt nicht; ihr Feuer erlischt nicht; sie werden gepeiniget Tag und Nacht von Ewigkeit zu Ewigkeit u. s. f.

Man wendet freilich ein, daß die Ewigkeit der Höllenstrafen im Widerspruche stehe mit der Güte, Weisheit und Gerechtigkeit Gottes; und also schon von vorneherein als vernunftwidrig verworfen werden müsse. Allein dieses ist so ausgemacht nicht; es kömmt alles darauf an, ob die Rechnung mit diesem Leben geschlossen wird, oder ob jenseits des Grabes noch ein Fortschreiten statt findet; findet ein Fortschreiten statt, dann haben freilich auch die Verdammten und selbst die Teufel Hoffnung, selig zu werden. Allein es läßt sich nicht erweisen, daß der Mensch continuirlich fortschreite, selbst über die Gränzen dieses Lebens hinaus, die Anlagen und Kräfte desselben sind endlich; also muß seine Bildung schon darum eine Gränze haben; seine Natur wird im andern Leben vervollkommnet; aber darum keine andere, und wenn der Mensch ist, was er vermöge seiner Anlagen und Kräften seyn kann, ist er glücklich genug, und hat kein Bedürfniß, weiter fortzuschreiten. Die Rechnung ist also mit diesem Leben geschlossen, und es gilt in der andern Welt, das System des Dualismus, weil der Mensch entweder gut oder böse aus dieser Welt geht. Die Strafe ist nur eine nothwendige Folge der Sünde, und dauert so lange, als die böse Gesinnung dauert, aus der die Sünde entsprungen ist. Die Strafe der Verdammten könnte also nur dann ein Ende nehmen, wenn diese die böse Gesinnung ablegten, d. h. sich besserten. Nun ist zwar Sinnesänderung jenseits nicht schlechterdings unmöglich; aber sie wird nicht erfolgen; denn aus sich selbst werden jene Menschen sich eben so wenig bessern, als sie dieses hienieden gethan haben; es könnte dieses nur durch ein Wunder

geschehen; daß aber Gott zu Gunsten eines Menschen, der in diesem Leben alle Mittel und Anlässe zur Besserung versäumt hat, ein Wunder wirken werde, läßt sich nicht erwarten. Die Unbußfertigkeit geht zwar aus der Lage hervor, in welche die Verdammten versetzt sind; es wirft aber keinen Schatten auf Gott, weil die Verdammten durch ihre Schuld in dieser Lage sind. Dauert aber die böse Gesinnung ewig fort, so muß auch das Mißfallen Gottes, und die Wirkung desselben, die Strafe ewig dauern; Gott verhält sich in diesem Falle, wie es seine Heiligkeit und Gerechtigkeit fodern; Strafen aber, welche die Heiligkeit fodert, und die Gerechtigkeit verhängt, vertragen sich auch mit der Weisheit und Güte. Es giebt bekanntlich Menschen in dieser Welt, die sich nie bessern, wenn sie auch noch so lange leben, gesetzt auch, daß es jenseits noch Zeit, sich zu bessern, wer steht dafür, daß diese Leute sich auch wirklich bessern? Bessern sie sich aber nicht, wie kann je die Rechnung geschlossen, und der Schöpfungszweck erreicht werden? Der plausible Einwurf, daß die christliche Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafe den Widerspruch in sich trage, zerfällt in nichts, sobald man den Grund der ewigen Verdammniß nicht in Gott, sondern in dem Menschen selbst sucht. —

95.

Ueber den Zustand derjenigen, die sich im Reinigungsort befinden, sagt die Offenbarung nichts Näheres. Daraus müssen wir schließen, daß sich ihr Zustand von jenem der Verdammten bloß dadurch unterscheidet, daß die Strafen derselben früher oder später ein Ende nehmen. Will man die allmählige Läuterung der Seelen im Reinigungsorte ein Fortschreiten jenseits des Grabes nennen, so wollen wir darüber nicht streiten; nur darf man nicht unbemerkt lassen, daß dieses kein continuirliches Fortschreiten ist, und daß diejenigen, die auf diese Weise fortschreiten, im Grunde nur hereinbringen, was sie in diesem Leben versäumt haben.

96.

Da alles, was Gott geschaffen hat, ein Ganzes ausmacht, dessen Theile unter sich auf das Engste zusammenhängen, so ist es einleuchtend, daß nicht nur die moralische Welt mit der physischen in Verbindung steht, sondern daß auch in der moralischen Welt, als dem vornehmern Theil des Universums ein solches Wechselverhältniß statt findet, das durch den Tod nicht aufgehoben wird. Dieses Wechselverhältniß in der moralischen Welt gründet sich auf die Liebe, die nie aufhört (1 Cor. 13, 8.) und heißt in der Kirchensprache Gemeinschaft der Heiligen.

Schon die heiligen Schriften alten Bundes lehren nicht nur von erschaffenen Geistern jeder Gattung und jeden Ranges eine nähere Verbindung mit den Erdbewohnern, sondern selbst auch die Gottheit setzen sie in nähere Verbindung mit dem Menschengeschlechte, daß man also da schon die Einigkeit des ganzen Geisterreiches documentirt findet. Und nun erschien Christus, der Stifter des neuen Bundes, und mit ihm wird alles lichte Wahrheit, was bis dahin die Menschen von ihrer näheren Verbindung mit dem gesammten Geisterreiche, und selbst mit der Gottheit wähnten, ahnten, glaubten und erfahren haben wollten. Mit ihm und durch ihn bildet sich eine Gemeinschaft der Heiligen, selbst um das Allerheiligste, um die Gottheit als den Mittel- und Einigungspunkt herum — fühlbar jedem, der dazu gehört, und sichtbar der ganzen Welt, wenn sie aufmerksam die Augen dahin wenden wollte. —

Zur Gemeinschaft der Heiligen gehört, wer immer der Liebe fähig ist; also die lebenden Christen auf Erden, und die verstorbenen, sie mögen nun schon im Himmel, oder noch in der Reinigung begriffen seyn; alle diese machen Eine Kirche aus; die Christen auf Erden bilden die streitende, die Seligen im Himmel die triumphirende, und die im Reinigungsort befindlichen die leidende Kirche.

97.

Die Gemeinschaft der triumphirenden mit der streitenden Kirche besteht darin, daß die Seligen im Himmel Theil an den Schicksalen der auf Erde Lebenden nehmen; nach den heiligen Schriften bethen sie für uns: „Jeremias, der Prophet Gottes, bethet viel für das Volk, und für die heilige Stadt.“ *) Geselligkeit, Freundschaft, wirksame Theilnahme sind beinahe der Hauptzweck, worauf die Humanität angelegt ist; diese schönste Blüthe des menschlichen Lebens muß nothwendig dort zu der erquickenden Gestalt gelangen, nach der in allen Verbindungen dieser Erde unser Herz vergebens dürstet. Unsere Brüder der höheren Stufe lieben uns daher gewiß mehr, als wir sie suchen und lieben können; denn sie übersehen unsern Zustand klarer; der Augenblick der Zeit ist ihnen vorüber; alle Disharmonien sind aufgelöst, und sie erziehen an uns unsichtbar ihres Glückes Theilnehmer. Dieses war wenigstens immer der Glaube der katholischen Christen; Origines sagt: „Nicht der hohe Priester allein bethet mit denen, die recht bethen, sondern auch die Engel, wie auch die Seelen der Heiligen, die gestorben sind.“ **) Hieronymus: „Wenn die Apostel und Martyrer noch bei Lebzeiten, also da, wo sie noch für sich selbst besorgt seyn müssen, für die übrigen bethen können; um wie viel mehr werden sie das können nach ihren Triumphen? Oder werden sie weniger vermögen, nachdem sie angefangen haben, bei Christus zu seyn?“ ***) Uebrigens bleibt Gott immer die Quelle und der Geber alles Guten; die Heiligen sind nur Mitbether.

98.

Die Lebenden auf Erde sollen hinwider die Heiligen anrufen; es ist dieses gut und nützlich, wie der Kirchenrath

*) 2 Machab. 15, 14.

**) De orat. c. 11.

***) Advers. Vigilant.

von Trident sagt. Das Gebeth des Gerechten vermag nämlich viel, Jac. 5, 16; um so mehr, wenn der Gerechte bereits im Besitze der Seligkeit ist. Es geschieht häufig, daß man fromme Menschen schon in diesem Leben um ihre Fürbitte anfleht; von dieser Anrufung ist aber jene der Heiligen nicht verschieden, und kann darum nicht mit Grund getadelt werden. Eine solche Anrufung könnte selbst in dem Falle, daß die Fürbitte der Heiligen keinen Nutzen hätte, Gott nicht mißfallen, weil derselben der Glaube zu Grund liegt, daß die Heiligen leben, und die Liebe, von der wir glauben, daß sie uns mit ihnen verbinde. Männer, wie Origines, Basilius, Cyprian, Chrysostomus u. s. f. haben in der Anrufung der Heiligen nichts Unchristliches gefunden. Es ist indeß bloß gesagt, daß man die Heiligen anrufen dürfe; wer es also nicht thut, hört darum nicht auf, ein katholischer Christ zu seyn, was sich diejenigen wohl merken sollten, die es den Katholiken noch immer zum Vorwurfe machen, daß sie die Heiligen anrufen.

In jedem Falle aber müssen die Lebenden die Heiligen verehren; Achtung ist ein Tribut, den wir dem Verdienste nicht verweigern können; wir können höchstens äusserlich damit zurückhalten, aber nie hindern, daß wir sie innerlich nicht empfinden. Die Verehrung der Heiligen ist aber nach dem katholischen Lehrbegriffe nichts anders, als Achtung gegen dieselben, d. h. gegen ihre Verdienste. Von der Heiligenverehrung in diesem Sinne kommen schon Beispiele in der ersten Kirche vor. In dem Schreiben, durch welches die Kirche von Smyrna den Tod des heiligen Polykarp bekannt macht, heißt es unter Andern: „Wir lieben billig die Martyrer als Jünger und Nachahmer des Herrn um ihrer edeln Gesinnung willen.“ Nach dem Zeugniß des Justinus erwiesen die Christen denen, die Christus nachfolgten, und sich nach ihm bildeten, Ehre mit Wort und That. Cyrillus von Alexandrien sagt: „Wir sagen nicht, daß die heiligen Martyrer Götter sind; auch pflegen wir sie nicht anzubethen, wie Gott; sondern nur ihnen Liebe und Achtung zu erweisen.

20*

Es liegt darin nichts Ungereimtes; ja es ist nothwendig, Männer, die sich durch so herrliche Thaten ausgezeichnet haben, auf alle Weise zu ehren.“ *) Augustin: „Wir ehren die Martyrer durch Liebe und Theilnahme, gerade wie heilige Gottesmenschen auch in dieser Welt geehrt werden.“ **)

99.

Der Katholik verehrt nicht bloß die Heiligen, sondern auch ihre Reliquien, d. h. alles, was von den Heiligen auf Erden übrig ist, und denselben lebend oder todt zugehört hat, z. B. Gebeine, Asche, Kleider u. s. f. Es liegt dieses in der Natur der Sache; denn wenn wir jemand achten, so erstreckt sich unsere Achtung auch auf alles, was diesem einst gehört hat. Die Verehrung der Reliquien wird wenigstens in unsern Tagen Niemand mehr im Ernste bestreiten wollen, da man mit einem unglaublichen Eifer die Reste der Vorzeit aufsucht, und wenn man solche findet, sie als den kostbarsten Schatz bewahrt; welche Ehren hat man in den neuesten Zeiten nicht dem Hut Napoleons erwiesen? Was man indeß gegen die Verehrung der Reliquien sagen mag, so ist so viel gewiß, daß dieselbe uralt ist. Die Christen, welche bei dem Martyrtod des heiligen Ignatius zugegen waren, sammelten die Knochen, welche der Löwe übrig gelassen hatte, und sendeten sie nach Antiochia, wo sie als ein Schatz aufbewahrt wurden. Eben so sammelten sie auch die Gebeine des heiligen Polykarp, und achteten sie höher, als Edelsteine und Gold. Eusebius bezeugt, daß die Christen in Jerusalem den Stuhl, auf welchem der heilige Jakobus gesessen ist, in hohen Ehren gehalten haben.

100.

Jetzt auch ein Wort über die Bilder der Heiligen. Bilder dienen dazu, das Andenken an gewisse Personen und

---

*) Lib. IV. contra Julian.

**) Lib. XX. contra Faustum c. 21.

Begebenheiten zu erhalten. So oft man sie anblickt, wird man nach dem psychologischen Gesetze der Ideenassoziation an das ähnliche Urbild erinnert. In dieser Absicht pflegen wir Abbildungen der abwesenden oder verstorbenen Personen, die uns schätzbar und von vergangenen Ereignissen, die für uns merkwürdig sind, aufzubehalten. Dergleichen Abbildungen halten wir auch in Beziehung auf das Urbild in besonderen Ehren. Man setzt Bilder von Menschen, die nicht gerade Heilige sind, jedoch irgend ein Recht auf Erkenntlichkeit haben, der öffentlichen Verehrung aus; um wie vielmehr die Bilder Christi und der Heiligen, die eine so ausgezeichnet wohlthätige Oeffentlichkeit gehabt haben? Nur darf man bei den Bildern nicht stehen bleiben, wie etwa bei Götzenbildern, oder als steckte in denselben eine zauberische Kraft; sondern muß jedesmal auf das Urbild zurückgehen. So lange die Verfolgungen dauerten, konnten die Christen freilich keine Bilder haben; aber im vierten Jahrhundert muß es schon solche gegeben haben; denn die Kirchenväter sprechen schon von dem Nutzen derselben; so sagt Gregor von Nyssa: „Das Gemälde an der Wand ist, wenn es gleich schweigt, fast immer beredt, und von großem Nutzen.“ *) Der Kirchenrath von Trident hat in Betreff der Bilder so bestimmt und lehrreich gesprochen, daß über diesen Gegenstand von Leuten, welche Wahrheit und Gerechtigkeit lieben, kein Wort mehr verloren werden darf. —

101.

Den Verstorbenen, die noch in dem Reinigungsort zurückgehalten werden, können die noch Lebenden nützen durch ihr Gebeth, wohin auch das Meßopfer und überhaupt alle guten Werke gehören: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu bethen, daß sie von ihren Sünden los werden.“ **) Hatten schon nicht alle Juden diesen Glauben, so darf man doch annehmen, daß der bessere Theil

---

*) Orat. in Theodor. M.

**) 2 Machab. 12, 46.

der jüdischen Nation keinen andern Glauben hatte, als Judas und seine Krieger. Wenden wir uns zur christlichen Kirche, so finden wir, daß man in derselben für die Verstorbenen ohne Ausnahme gebethet hat. Schon bei Tertullian lesen wir, daß die Christen an einem Tage im Jahre Opfer für die Verstorbenen brachten. *) Cyrillus von Jerusalem sagt: „Wir bethen für alle, die unter uns gestorben sind, und glauben, daß jene Seelen eine bedeutende Hilfe erhalten, für welche jenes heilige und furchtbare Opfer, das auf dem Altare liegt, dargebracht wird.“ **) Nach Chrysostomus waren es die Apostel selbst, die das Gesetz gemacht haben, daß man in den ehrwürdigen und erhabenen Geheimnissen derjenigen gedenke, die gestorben sind. ***) Diese Sitte, für die Verstorbenen zu bethen, ist nichts anderes, als der auf ein natürliches Gefühl gegründete, sowohl cultivirten, als rohern Völkern älterer und neuerer Zeit gemeinschaftliche, durch das Christenthum berichtigte und befestigte Glaube, daß die Abgeschiedenen jenseits des Grabes fortdauern, auch dort ihre Bedürfnisse haben, und Dienste von uns erwarten. Wenn Gott das Gebeth für andere überhaupt erhört, so muß auch den Verstorbenen durch das Gebeth, und was sonst noch ihre Mitmenschen für sie thun, geholfen werden, weil ja die Liebe über das Grab hinüberreicht. —

102.

Nach der wiederholten Versicherung Christi wird einmal ein Tag kommen, welcher der allerletzte, und eben darum der jüngste seyn wird, weil kein jüngerer mehr nachkommt: „Ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken; mein Bruder wird am jüngsten Tage auferstehen“ u. s. f. Nichts ist gewisser, als daß einmal ein Tag kommen wird, welcher der jüngste oder letzte ist; wann aber, ist unbekannt; Christus beobachtete darüber das strengste Stillschweigen. Es verhält sich

*) De corona militis c. 38.

**) Cateches. mystagog. V.

***) Homil. III. in Philip.

also mit dem Ende des Menschengeschlechts, wie mit dem Ende einzelner Menschen; die Zeit ist dort, wie da verborgen, und es ist ein Glück, daß sie verborgen ist, denn gerade die Ungewißheit erhält die Menschen wachsam, ohne sie verzagt zu machen.

Aus Matth. 24, 14 zu schließen, wird jedoch der jüngste Tag nicht eher kommen, als bis das Evangelium die Runde um die Welt gemacht hat; da sagt Christus: „Es wird dieses Evangelium vom Reiche in der ganzen Welt, allen Völkern zum Zeugnisse, verkündiget werden; dann erst wird das Ende kommen.“ Inzwischen werden sich auch die Juden zu Christus bekehren: „Blindheit ist einem Theile Israels widerfahren, so lange, bis die Vollzahl der Heiden eingegangen seyn wird. Und dann wird ganz Israel selig werden.“ Endlich spricht Paulus auch noch von einem Abfalle, der vor dem jüngsten Tag kommen wird, 2 Thessal. 2, 1 f. f. Hier beruhiget der Apostel die Thessalonicenser, die glaubten, der jüngste Tag sey schon vor der Thüre, und sagt zugleich, woher der Abfall kommen wird, was uns jetzt freilich nicht mehr recht klar ist. Wenn man will, so kann man die allgemeine Verbreitung des Christenthumes, die Bekehrung der Juden, und das Erscheinen des Antichrist als Zeichen des nahenden jüngsten Tages ansehen.

103.

Am jüngsten Tage werden alle Todten auferstehen, d. h. die nach dem Tode aufgelösten Körper werden wieder hergestellt und mit ihren Seelen vereiniget. Man darf die Auferstehung der Todten nicht verwechseln mit der Palingenesie; wie sie in der Natur vor sich geht; diese ist auch den Pflanzen und Thieren gemein, und geht ohne Unterlaß vor sich; die Auferstehung der Todten hingegen ist noch nicht bewirkt, und nur dem Menschengeschlechte eigen; bei jener hat der Geist keinen Antheil; die Theilchen, in tausend Körper zerstreut, sind ohne Gefühl; bei dieser wird das Bewußtseyn des vorigen Lebens wieder hergestellt; bei jener verliehrt die

Sache mit der Gestalt auch den Namen; bei dieser kommen Sache und Benennung wieder. —

Die Auferstehung der Todten wird in jedem Falle durch die Allmacht Gottes bewirkt, und da dürfte man an der Möglichkeit nicht wohl zweifeln; es ist wahrlich nicht schwerer, die Körper wieder herzustellen, nachdem sie aufgelöst sind, als sie hervorbringen, da sie nicht waren. Man darf indeß nicht glauben, daß alles zur Wesenheit eines Körpers gehöre, was einmal damit vereiniget war; vielmehr wird unser Körper ohne Unterlaß durchströmt, und bekömmt und verliehrt Theile. Man darf annehmen, daß in jedem Körper ein gewisser Urstoff sey, der sich unter allen Veränderungen erhält, und so wie er einem jeden durch die Geburt zu Theil wird, immer fortbesteht, ohne durch die Nahrung vergrößert, oder durch die Ausdünstung vermindert zu werden. Nur dieser Urstoff, nicht aber, was im Laufe der Zeit zu = und abgegangen ist, kömmt bei der Auferstehung der Todten in Anschlag.

Selbst ein besonderer Grund läßt sich denken, warum Gott den letzten Gerichtstag durch eine solche feierliche Scene zu verherrlichen beschlossen haben mag. Wenn es an sich schon ein äusserst interessantes Schauspiel ist, das Menschengeschlecht, wie es von jeher war, in allen seinen Individuen da vor seinem Richter versammelt zu sehen, so muß es noch viel interessanter seyn, wenn man zugleich zum Vorspiele eine neue, sichtbare Schöpfung desselben, oder eine plötzliche Entwickelung des alten Menschenkörperstoffes zu neuen Körpern vor sich gehen sieht. Es ist der Tag, an dem Christus vor der ganzen Schöpfung verherrlichet werden soll. Er kann also nicht feierlich genug seyn, und nichts möchte wohl zur Feier desselben so passen, als wenn Christus in dem Augenblicke, da er die moralische Welt schließt, noch einmal eine physische Schöpfung an eben diesen moralischen Wesen vornimmt, die eben so ewig dauert, als die moralische Schöpfung. — Aber selbst in Rücksicht der Menschen ist eine solche neue Schöpfung recht passend. Sie müssen die Würde ihrer Natur fühlen, die einen zur Erhöhung ihrer Seligkeit, die anderen

zur Schärfung ihrer Strafe, weil selbst ihre Körper allein gleichsam aus dem Schutte der in Trümmer gehenden Erde herausgehoben werden, und für die ganze Ewigkeit Seligkeit oder Verdammniß mit den Seelen theilen, denen sie angehört haben.

Die Auferstehung der Todten ist kein Philosophem; sondern eine positiv göttliche Lehre, wie die Unsterblichkeit der Seele, welche die Stammeltern des menschlichen Geschlechtes unmittelbar erhalten, und ihren Nachkommen überliefert haben. Aus den Zeugnissen, die wir sogleich anführen werden, geht hervor, daß die Lehre von der Auferstehung der Todten schon lange unter den Hebräern verbreitet war, ehe Zoroaster seine Reform unter den Persern begann; man ist also der Wahrheit gewiß näher, wenn man sagt, daß Zoroaster jene Lehre von den Hebräern, als daß diese sie von Zoroaster geborgt haben. Die Sache ist auch zu abstract, als daß die sich selbst überlassene Vernunft hätte darauf verfallen können.

Das älteste Zeugniß von der Auferstehung der Todten kömmt im Buche Hiob vor, und lautet so: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und ich am jüngsten Tage aus der Erde erstehen werde; da werde ich wieder mit meiner Haut bekleidet werden, und in meinem Fleische meinen Gott sehen. Ich selbst werde ihn sehen, und meine Augen werden ihn schauen; kein anderer; diese Hoffnung trage ich in meinem Innern.“ *) Von diesem Texte der Vulgata weicht der hebräische, wie wir ihn jetzt haben, etwas ab; aber es ist nicht entschieden, daß dieser noch eben so unverdorben ist, als jener war, den die alten Uebersetzer vor Augen hatten, und es ist wenigstens eben so wahrscheinlich, daß der Text der Vulgata der richtige ist, als das Gegentheil. Man kann die vorstehende Stelle nicht von der Wiedergenesung des Hiob verstehen, ohne diesen mit sich selbst in Widerspruch zu setzen; denn nach 17, 1 hat Hiob die Hoffnung zur Wiedergenesung längst aufgegeben, und seinem gewissen Tod entgegen gesehen. Was also Hiob hier

*) Hiob 19, 25 f. f.

sagt, ist von der Auferstehung der Todten zu verstehen. Daß eine für die gesammte Menschheit so wichtige Lehre, wie die Auferstehung der Todten ist, schon so frühe bekannt war, kann nur den befremden, der meynt, die Menschen haben sich selbst auf den Weg der Sittlichkeit und Religion gebracht; ist aber die moralische und religiöse Kultur von Offenbarung ausgegangen, so darf man sich nicht wundern, daß so wichtige Lehren, wie die von der Unsterblichkeit der Seele, und von der Auferstehung der Todten schon so früh bekannt waren.

Das ganze hebräische Volk bekannte sich zu dem Glauben an die Auferstehung der Todten; wir können dieses schon aus den Gleichnissen abnehmen, deren sich die Propheten Ezechiel 37, 1 f. f. und Daniel 12, 2 bedienen, um den Zustand des jüdischen Volkes zu schildern; denn man nimmt Gleichnisse nur von solchen Dingen her, die wirklich sind, oder deren Daseyn doch allgemein geglaubt wird. Die folgenden Bekenntnisse einiger Martyrer zur Zeit der Verfolgung des Antiochus setzen die Sache ausser Zweifel: „Du, Ruchlosester, richtest uns zwar in diesem Leben zu Grunde; allein der König der Welt wird uns, die wir für seine Gesetze gestorben sind, in der Auferstehung zum ewigen Leben erwecken. — Ich habe diese — meine Zunge und meine Hand — vom Himmel; aber um der Gesetze Gottes willen setze ich sie hintan, weil ich hoffe, sie von ihm wieder zu erhalten. — Diejenigen, die von Menschen zum Tode bestimmt worden sind, sollen nur mehr von Gott hoffen, der sie wieder auferwecken wird.“ *) Christus setzt die Lehre von der Auferstehung als allgemein bekannt voraus, und macht nur gelegenheitlich eine Anwendung davon; er sagt z. B. zu den Sadduzäern: „In der Auferstehung nimmt und giebt man nicht zur Ehe, sondern da werden sie alle seyn, wie die Engel Gottes im Himmel. Was aber die Auferstehung der Todten betrifft, habt ihr darüber nie gelesen, was euch von Gott gesagt wurde, der da spricht: „Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs.“

---

*) 2 Machab. 7, 9 f. f.

Gott ist aber nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. *) Als in der Folge einige aus den Christen die Auferstehung im moralischen Sinne nahmen, und behaupteten, dieselbe sey schon geschehen, so nannte es Paulus ein heilloses und leeres Geschwätz, das der gute Christ meiden soll, 2 Tim. 2, 16 und um weiteren Mißdeutungen zu begegnen, nahm man die Auferstehung der Todten unter die Artikel des christlichen Symbolums auf. Von den Vätern haben Tertullian und Athenagoras alles erschöpft, was zu ihrer Zeit sich davon sagen ließ.

Uebrigens werden alle Menschen, gute und böse, zu gleicher Zeit, und zwar am jüngsten Tage auferstehen: „Es kömmt die Stunde, da alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, und es werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichtes.“ **) Der Leib wird im Wesentlichen derselbe, d. h. ein menschlicher seyn, aber verklärt, und seinem Baue nach für den neuen Wohnplatz geeignet: „Verwesliches wird gesäet; Unverwesliches wird auferstehen. Unansehnliches wird gesäet; Herrliches wird auferstehen. Gebrechliches wird gesäet; Kraftvolles wird auferstehen. Ein sinnlicher Leib wird gesäet; ein geistiger Leib wird auferstehen.“ ***) — Man sieht leicht, daß dieses nur von den Leibern der Frommen gilt; die Leiber der Bösen werden zwar auch auferstehen, aber nicht verklärt werden; wir lesen bloß, daß sie mit Feuer gesalzen werden. Marc. 9, 48.

104.

Unmittelbar nach der Auferstehung der Todten, wird ein zweites, und zwar allgemeines Gericht gehalten werden: „Wenn der Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommen wird, und alle Engel mit ihm, dann wird er auf dem Throne seiner

*) Matth. 22, 30.
**) Joh. 5, 28.
***) 1 Cor. 15, 42.

Herrlichkeit sitzen. Alle Völker werden vor ihm versammelt werden, und er wird sie von einander scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet. Die Schafe wird er zu seiner Rechten, die Böcke aber zu seiner Linken stellen. Zu denen auf seiner Rechten wird dann der König sprechen: Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, nehmet das Reich in Besitz, welches euch seit Gründung der Welt bereitet ist. — Dann wird er auch zu denen auf der Linken sprechen: Weichet von mir, ihr Verfluchten! in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist.« *) „Gott hat einen Tag festgesetzt, an welchem er den Erdkreis nach Gerechtigkeit richten wird durch einen Mann, den er dazu bestimmt, und allen glaubwürdig gemacht hat, indem er ihn von den Todten auferweckte.« **) Dieses zweite, allgemeine Gericht wird aber nicht der Menschen wegen gehalten, die, wie wir gehört haben, unmittelbar nach dem Tode gerichtet werden; sondern erstlich wegen Christus: „Der Vater richtet Niemand, sondern hat alles Gericht dem Sohne übergeben, damit alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren.« ***) Zweitens wegen Gott selbst, damit nämlich seine Weisheit, Güte und Gerechtigkeit in der Regierung der Welt, die so oft verkannt werden, der ganzen Welt offenbar werden.

Fragen, wie diese: Welche Stimme so stark ist, daß sie von allen Menschen gehört werden kann? Wo das Weltgericht gehalten werden, und wie lange dasselbe dauern wird u. d. g. verdienen keine ernsthafte Antwort.

105.

Zuletzt erfolgt das Weltend; Christus spricht öfters davon: „So wird es am Ende der Welt gehen; ich bin bei euch bis an das Ende der Welt u. s. f. „Es liegt schon in der Natur der Sache, daß diese Welt einmal ein Ende nimmt; denn alles, was Materie ist, nützt sich allmählig ab, und

*) Matth. 25, 31 f. f.

**) Apstg. 17, 31.

***) Joh. 5, 22.

zerfällt in sich. Ist einmal das Menschengeschlecht hinübergegangen, so hat die Welt auch weiter keinen Zweck mehr. Aus der folgenden Stelle geht hervor, daß diese Welt durch Feuer zerstört werden wird: „Vor allem sollt ihr wissen, daß in den letzten Tagen verführerische Spötter kommen werden, die nach ihren eigenen Gelüsten wandeln; die da sagen: Wo ist nun seine Verheissung oder seine Wiederkunft? denn seitdem die Väter entschlafen sind, bleibt alles, wie es vom Anfange der Schöpfung war. Allein sie, die dieses behaupten, wissen nicht, daß der Himmel einst auch war, und die Erde, die durch Gottes Wort aus Wasser und durch Wasser entstand, und daß dennoch die damalige Welt durch die Wasserfluth zu Grunde gieng. So wird nun der jetzige Himmel und die Erde durch dasselbe Wort aufbewahrt und zum Feuer vorbehalten, auf den Tag des Gerichtes und des Verderbens der gottlosen Menschen. Dieß Eine sey euch unverhalten, ihr Lieben, daß Ein Tag bei dem Herrn wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie Ein Tag sind. Der Herr zögert nicht mit seiner Verheissung, wie es einige für Zögerung halten; sondern er ist nur langmüthig um euretwillen, und will nicht, daß jemand verloren gehe; sondern daß jederman sich zur Busse kehre. Es wird aber der Tag des Herrn kommen, wie ein Dieb. Da werden die Himmel mit großem Getöse vergehen, die Elemente vor Hitze zerschmelzen, und die Erde mit allen ihren Werken verbrannt werden.“ *) — Wie der Apostel zu dieser Einsicht gekommen ist, kann jederman leicht errathen; der Philosophie hat er sie schwerlich zu danken.

Eben dieser Apostel sagt auch, was nach dieser schrecklichen Katastrophe kommen wird: „Wir erwarten aber nach seiner Verheissung einen neuen Himmel und eine neue Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnt.“

106.

Der katholischen Glaubenslehre hat sich kein denkender Mensch zu schämen, und es ist nichts mehr zu wünschen, als

*) 2 Pet. 3, 3 f. f.

daß sie die allgemeine Lehre nicht nur der europäischen, sondern aller Völker der Erde werden möchte. Leider aber ist dazu kein Anschein vorhanden, wie man aus folgender Aeusserung ersieht: „Sollten die Lehren der katholischen Kirche wieder allgemeiner Glaube der europäischen Völker werden, so muß die Zeit wiederkehren, wo eine zwar phantasiereiche, aber der erleuchtenden Wissenschaft entbehrende Welt das eben untergegangene Heidenthum in christlichen Gestalten erneuerte, und alles aufnahm, ohne Zeugniß der Schrift und ohne Gründe der Vernunft, wie der Priester sie lehrte. Eben die Phantasie, welche einst die heidnischen Götter schuf, hat die Himmelskönigin Maria mit dem ganzen Chor der Heiligen zwischen Gott und die Heiligen gestellt; kein Wort von ihrer schützenden Macht und der Kraft ihrer Fürbitte wird in den heiligen Schriften gefunden; die Frommen dieser Zeit wollen nicht zu vergötterten Menschen, sondern zu dem allein bethen, der, ohne daß er vermittelnder Fürsprache bedürfte, allen nahe ist, die ihn suchen. Christus hat die Seinen bethen gelehrt: Vater unser; aber nicht: Gegrüßt seyst du Maria. Roher Aberglaube nur konnte die grobsinnliche Vorstellung von dem Fegfeuer ersinnen und aufnehmen. Die Gläubigen dieser Zeit glauben nur an das Fegfeuer des Gewissens, aus welchem weder Messe noch Fürbitte erlöst. Die Lehre von dem Leibe Christi, welchen der die Messe lesende Priester durch die Brodverwandlung hervorbringt, und dann Gott opfert als ein unblutiges Opfer, hat in keinem Zeugniß der heiligen Schrift ihren Grund, sondern ist einzig und allein aus der, von der heidnischen Welt auf die christliche fortgepflanzte Vorstellung von einer materielen Verbindung zwischen dem Himmlischen und Irdischen, und von der Nothwendigkeit der Opfer hervorgegangen. Und diese Lehre soll wieder geltend werden auch bei Christen, welche, weil sie die Schrift lesen und verstehen, wissen, daß das Christenthum allen Opferdienst, den unblutigen, wie den blutigen verworfen, und an seine Stelle die Anbetung im Geiste und in der Wahrheit gesetzt hat? Die Zeit, wo auch die christliche Welt eine Mythologie sich schuf,

und wie die Anbethung des Sichtbaren, so den Opferdienst aus dem untergegangenen Heidenthume zurückrief, ist längst vorüber, und wird nie wieder zurückkehren. Man mag immer jene Vorstellungen mit mystischem Jargon verbrämen, sie können ihren heidnischen Ursprung nicht verläugnen.« *) —

Wir fragen jeden Unbefangenen, ob Eine von den vorstehenden Lehren ohne Zeugniß der heiligen Schriften angenommen ist; doch es ist den Gläubigen dieser Zeit nicht um die Zeugnisse der heiligen Schriften zu thun; dieses geht klar aus dem hervor, daß sie diese Zeugnisse bald annehmen, bald verwerfen, und den Inhalt der christlichen Religion willkürlich auf etliche Vernunftwahrheiten zurückführen. Wenn es sich um Christenthum handelt, so muß man Christus hören, und weil dieser selbst nichts geschrieben hat, die Zeugnisse seiner Jünger ohne Ausnahme gelten lassen.

Eben so wenig kann man sagen, daß die vorstehenden Lehren ohne Gründe der Vernunft angenommen sind; sie beruhen auf einer glaubwürdigen Auctorität, und widersprechen keiner unserer Vernunftideen; mehr bedarf es nicht, um sie annehmen zu können, daß sie auch aus der Vernunft genommen seyen, ist gerade nicht nothwendig, weil eine Offenbarung mehr, als blosse Vernunftwahrheiten enthalten kann. Es war also auch nicht Mangel an erleuchtender Wissenschaft, daß die Welt die Lehren der katholischen Kirche annahm; sie folgte hierin dem Gesetze der Vernunft, nach welchem man auch das als wahr erkennen und annehmen muß, was auf einer glaubwürdigen Auctorität beruht und an sich nicht widersprechend ist, von diesem Gesetze kann auch die jetzige Welt nicht abgehen, und es muß, so lange von Christenthume die Rede ist, bei den Lehren der katholischen Kirche bleiben. Was das Heidenthum betrifft, das durch diese Lehren erneuert worden seyn soll, so bemerken wir noch besonders: Maria und die übrigen Heiligen haben einmal auf unserer Erde gelebt, und sind nun bei Gott selig; sie sind also keine eingebildete Wesen,

*) Protestantismus und Katholizismus aus dem Standpunkt der Politik betrachtet von Tzschirner.

wie die Götter der Heiden. Wir bethen zu ihnen nicht als zu vergötterten Menschen, oder als bedürfte Gott dieser vermittelnden Fürsprache; sondern verehren sie als Selige, und rufen sie an. In den heiligen Schriften wird wenigstens so viel gefunden, daß sie für uns bitten; damit ist auch schon ihre schützende Macht, und die Kraft ihrer Fürbitte angedeutet; oder wozu Fürbitte, wenn sie nichts nützt? Es ist wahr; Christus hat die Seinigen nicht bethen gelehrt: Gegrüßt seyst du Maria u. s. f.; indeß sind auch diese Worte biblisch, und wenn es erlaubt, ja sogar gut ist, die heiligen Schriften zu lesen, so kann es nicht mit Grund getadelt werden, daß man die Worte derselben auch gelegenheitlich hersagt. Die katholische Kirche lehrt nur, daß Maria einen vorzüglichen Platz unter den Seligen einnimmt, nicht aber, daß sie Himmelskönigin ist, und daß man sie, wie die Heiligen überhaupt, anrufen dürfe, nicht müsse. Wenn sich auch in die Vorstellung von dem Fegfeuer da und dort Aberglaube gemischt hat, so ist man darum nicht berechtiget, das Fegfeuer selbst für eine Ausgeburt des Aberglaubens zu halten. Die Gläubigen dieser Zeit nennen selbst das böse Gewissen ein Fegfeuer; das böse Gewissen begleitet aber den ungebesserten Menschen auch in die Ewigkeit hinüber; wird es da weniger ein Fegfeuer seyn? Auch dieses leuchtet ein, daß die Seligkeit derjenigen, die mit einem bösen Gewissen aus dieser Welt gehen, zum wenigsten einen Aufschub leide; der Schmerz über diesen Aufschub muß um so empfindlicher seyn, als die Menschen auf sich selbst beschränkt sind. Man müßte also an ein Fegfeuer glauben, wenn die heiligen Schriften nichts davon sagten. Nach dem Zeugniß der heiligen Schriften hat Christus bei dem letzten Abendmahle seinen Jüngern Brod und Wein gegeben, und beigesetzt: Das ist mein Leib u. s. f.; das thuet zu meinem Andenken. — Darin liegt auch schon die Lehre von dem Leibe Christi und dem unblutigen Opfer, wie wir oben gezeigt haben; der Messe lesende Priester thut nur, was Christus gethan hat. Ob die Heiden die Vorstellung von einer materiellen Verbindung zwischen dem Himmlischen und Irdi=

schen gehabt, und darauf die Nothwendigkeit der Opfer gegründet haben, wollen wir nicht untersuchen; dem christlichen Opfer liegt die Vorstellung einer geistigen Verbindung zwischen dem Himmlischen und dem Irdischen zu Grunde, und darauf sind die Menschen durch Offenbarung geführt worden; denn wir lesen, daß schon die ersten Menschen Opfer gebracht haben; Christus hat die verschiedenen Opfer auf ein einziges zurückgeführt, und die Religion auch in diesem Stücke verbessert: Man versteht in der That die Schrift sehr wenig, wenn man im Ernste glaubt, daß Christus allen Opferdienst verworfen habe; die Anbethung Gottes im Geiste und in der Wahrheit schließt das Opfer nicht aus; und derselbe Christus, der Anbethung Gottes im Geiste und in der Wahrheit foderte; hat auch gesagt: Das thut zu meinem Andenken; glaubt man ihm in einem Stücke, warum nicht auch im andern? Das Christenthum ist bekanntlich Ursache, daß das Heidenthum untergegangen ist; und nun sollte das Christenthum selbst nur ein erneuertes Heidenthum seyn; so wäre also Heidenthum durch Heidenthum gestürzt worden — welch ein Widerspruch! Die Entdeckung, daß die Geschichte Christi eine Mythe ist, dürfte doch viel zu spät kommen; dieses Vorgeben wird schon durch die Thatsache widerlegt, daß die Welt schon seit 1800 Jahren Christus als den Sohn Gottes verehrt, und sich seinen Gesetzen fügt. Man pflegt nicht dem nächsten Besten zu glauben, der sich allenfalls für den Sohn Gottes ausgiebt, sondern sieht auf sein Leben, und schließt daraus auf die Wahrheit oder Falschheit jenes Vorgebens. Hätten sich also jene ausserordentliche Dinge, die wir die Geschichte Christi nennen, nicht wirklich ereignet, so wäre der Glaube, daß er der Sohn Gottes sey, nicht entstanden, viel weniger so allgemein geworden. Und wer sollte denn die christliche Mythologie geschaffen haben? etwa die Apostel? Diese haben sich hoffentlich nicht selbst täuschen wollen — oder ein Späterer? Dann hätte sie den Aposteln unterschoben werden müssen; aber man kann beweisen, daß die Schriften der Apostel noch unverfälscht sind. Also von einer christlichen Mythologie kann keine Rede seyn. —

Es gehört zu den Zeichen der Zeit, daß man die Geschichte Christi von seiner Lehre trennt, und wünscht, daß nicht einmal der Name Christus bekannt seyn möchte, um die reine Lehre zu haben. Es kann dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, daß in Europa das Christenthum sich seinem Untergange nähere. Wie es bei dem positiven Christenthum bleiben kann, wenn man die Geschichte Christi zur Mythe macht, kann ich wenigstens nicht begreifen. Es ist lediglich den wunderbaren Schicksalen und Thaten Christi zuzuschreiben, daß die Welt christlich geworden ist, und noch wirklich ist; die wunderbaren Umstände seiner Empfängniß und Geburt, seine Wunder, besonders aber seine Auferstehung und Himmelfahrt machten es jederman einleuchtend, daß er der Sohn Gottes sey, und bewogen Juden und Heiden, sich seinen Gesetzen zu fügen. Christus selbst weist auf seine Auferstehung hin, und fodert, daß man ihm nicht so fast um seiner Worte, als um seiner Thaten willen glaube. Zählt man nun jene Dinge, wodurch sich Christus Glauben verschafft hat, unter die Fabeln, so geht bei dem Christenthume der Charakter der Göttlichkeit verlohren, und jeder kann daraus machen, was er will. Ach! man sehe doch, wohin es durch die erleuchtende Wissenschaft gekommen ist; Gott ist nicht mehr das selbstständige, seiner bewußte Wesen, sondern nur mehr die Natur, oder eine unbekannte Kraft; die Begriffe von Recht und Gut sind wunderlich verkehrt; offenbare Laster werden zu Tugenden gestempelt, die eigentlichen Tugenden aber als Thorheiten verlacht; alles Streben ist ausschließend auf Ehre, Reichthum und Genuß gerichtet. Man schließe von dem, was jetzt da und dort geschieht, auf das, was geschehen wird, wenn die Geschichte Christi allgemein den Mythen beigezählt wird.

Die Geschichte lehrt, daß der Verfall des Christenthumes jedesmal Barbarei zur Folge gehabt hat; auch Europa geht einer solchen entgegen. Möge diese Schrift etwas beitragen, uns die Segnungen des Christenthumes noch ferner zu erhalten. —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verbesserungen.

Seite.	Zeile.				
1	16 v. o.	lies	Ergiebt	statt	Er giebt.
37	3 v. u.	"	Niemand	"	Niewand.
45	15 v. o.	"	Sanchuniaton	"	Samhuniaton.
49	8 v. o.	"	Es	"	Er.
52	16 v. o.	"	Abenteurern	"	Abenteuren.
60	10 v. u.	"	wurden	"	wurde.
66	3 v. u.	"	Schwemmteich	"	Schwimmteich.
76	9 v. o.	"	Erlassung	"	Entlassung.
82	8 v. o.	"	wir verweisen	"	verweisen.
96	20 v. o.	"	Innen	"	Jenen.
98	11 v. u.	"	Welt ist	"	Welt.
99	13 v. o.	"	kann sie	"	kann.
100	16 v. o.	"	Königswürde	"	Königwürde.
117	5 v. o.	"	bekennt	"	bekennen.
—	6 v. o.	"	bekennen	"	beken.
142	13 v. o.	"	sammelt	"	versammelt.
143	6 v. u.	"	selig zu werden	"	selig zu seyn.
152	8 v. u.	"	das Daseyn	"	Daseyn.
162	15 v. o.	"	er	"	es.
170	13 v. u.	"	da	"	dann.
171	3 v. u.	"	den	"	dem.
174	2 v. o.	"	Fleisch	"	Fleich.
180	10 v. o.	"	einzeln	"	einzelne.
181	5 v. u.	"	Worten	"	Wesen.
204	2 v. u.	"	nennen	"	nennt.
—	2 v. u.	"	Schlange	"	Schlage.
213	14 v. o.	"	gut ist	"	gut.
234	13 v. o.	"	weil es.	"	welches.
239	12 v. o.	"	eine	"	etne.
248	11 v. o.	"	bleiben	"	blieben.
278	5 v. o.	"	unabhängig	"	abhängig.
—	19 v. o.	"	gäbe	"	gebe.
281	6 v. o.	"	Verwerfliches	"	verwerfliches.
286	17 v. o.	"	bei dieser treffen alle	"	bei dieser alle
289	19 v. o.	"	wen	"	wenn.

Buchbinder-Lehrwerkstätte
m
Günzburg

22 | 21

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hagel, Maurus

Handbuch der katholischen Glaubenslehre für denkende Christen

Augsburg 1838

Dogm. 467 o
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10398249-1